



16. Dezember 1929

## KARL HILDENBRAND • BILDET ENDLICH DIE DEUTSCHE REPUBLIK!

**L**IQUIDIERUNG des Weltkriegs: das war das Ziel, das sich die internationalen Verhandlungen in Paris und im Haag gesetzt hatten. Aber noch kann niemand übersehen, wie sich deren Ergebnisse auswirken werden. Die Ausführung des Youngplans soll auf der einen Seite die Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung, auf der andern die Befriedung der durch die Nachkriegsleiden erbitterten Gemüter bringen. Aber wie wird er auf die Wirtschaft wirken? Das kann man erst dann sagen, wenn in der öffentlichen Wirtschaft die Voraussetzungen seines Funktionierens überhaupt geschaffen worden sind. Von dieser Notwendigkeit ist man wohl auf allen Seiten überzeugt. Aber vorläufig getraut man sich noch nicht so recht das Problem wirklich anzupacken, weil man davor zurückschrickt Mißstimmung in bestimmten Wählerkategorien und in einigen deutschen Ländern zu erregen. Wenn man sich jedoch nicht in aller kürzester Frist zu solcher "Unpopularität" entschließt, läßt man eine gedankenleere, aber ein starkes Ressentiment erregende Demagogie bis zu solcher Höhe anwachsen, daß nachher selbst die richtige Tat kaum noch ohne schwere Erschütterung des ganzen Staatsgefüges durchzuführen wäre.

Zur Gesundung unserer Staatsverwaltung gehört in allererster Linie, daß man in allen öffentlichen Haushalten die unproduktiven Ausgaben verschwinden macht. Und dies wiederum drängt mit zwingender Macht dazu in einem beschleunigten Tempo die Reichs- und Staatenreform durchzuführen. So wird von dieser ökonomischen Seite her eine Aufgabe aktuell, die schon bei der Novemberumwälzung des Jahres 1918 gestellt war. Es braucht hier nicht zum Überdruß wiederholt zu werden, was damals und dann alle die Jahre hindurch hier in den Sozialistischen Monatsheften zur Lösung dieser Deutschen Frage verlangt, und was von den Vertretungskörperschaften versäumt wurde. Die politische Notwendigkeit der Gestaltung eines unitarischen Deutschen Reichs, in dem aber allen einzelnen Gliedern durch Regionalisierung freie Entfaltung der Kräfte, dadurch gerade stetiges Funktionieren ermöglicht wird, ist damals nicht erkannt oder durch die Tagesnöte beiseite gedrängt worden. Was die politische Idee nicht bewirken konnte, erzwingt jetzt die ökonomische Forderung. Der Zwang zur Reichsvereinfachung wird in aller-

nächster Zeit allein schon durch die finanziellen Nöte verstärkt werden, in denen sich die Länder und die Gemeinden befinden; ganz abgesehen von dem zu errichtenden Bau der Reichsfinanzen, der den Youngplan tragen soll. Alle Welt ist sich darüber einig, daß neben der umfangreichen Reichsverwaltung und neben dem Reichsparlament der Bestand zahlreicher Länderverwaltungen und Länderparlamente, deren Arbeit sich gegenseitig überschneidet und kompliziert, nicht länger aufrechtzuerhalten ist. Alle Welt ist davon überzeugt. Trotzdem findet die Praxis immer noch nicht den Weg zu dieser allgemein geforderten Vereinfachung. Es ist deshalb die Mitwirkung des gesamten Volks notwendig, um die Regierungen, die bürokratischen Verwaltungen und die Parlamente zu einer Beschleunigung dieser unumgänglichen Reform zu drängen. Der gerade und kurze Weg, der im November 1918 hier gewiesen wurde, ist in diesem Nachkriegsjahrzehnt durch Gestrüpp und Geröll versperrt worden. Jetzt muß man andere Wege gehen, Umwege sogar, und man muß sich auch damit abfinden, daß man nicht sofort zu einer Gesamtlösung kommt sondern vorerst sich mit Teillösungen begnügen muß, die erhebliche Schönheitsfehler aufweisen. Doch soll das wenigstens jetzt so schnell wie möglich geschehen. Die Regierungen der deutschen Länder haben in mehreren Konferenzen die Grundlagen einer heute möglichen Reichsreform geprüft, um in der Sache wenigstens überhaupt einmal etwas weiterzukommen. Jetzt, am Ende des Jahres 1929, nahm man wieder einen Anlauf. Aber wird man nicht wieder schnell ermüden? Daß man sich gleich wieder vertagte, erweckt böse Befürchtungen. Hoffentlich sind sie ungerechtfertigt.

Das Resultat der Beratungen des von den Länderregierungen eingesetzten Unterausschusses zur Prüfung der Reichsreformfrage bedeutet immerhin einen nicht geringen Fortschritt in der Richtung der Zusammenfassung einer größeren Zahl von Ländern zu einem nach dem Muster der preußischen Verwaltung geregelten Staatswesen. Als Länder mit eigener Verwaltung sollen danach nur Bayern, Württemberg, Baden und Sachsen bleiben. Indes, kaum hatte man sich zu dieser halben Sache, die eben doch wenigstens die Hälfte brächte, entschieden, als sich schon auch dagegen ein Widerstand erhob. Schon melden sich die heute noch selbständigen Länder Norddeutschlands mit dem Wunsch sich zu einem eigenen Staatswesen zusammenzulegen und so nicht mit Preußen oder in Preußen sondern neben Preußen und neben den süddeutschen Staaten ein eigenes Land zu bilden. Also die in Aussicht genommene halbe Lösung soll noch einmal halbiert werden. Und damit gedenkt man dann einige Jahrzehnte wieder auszukommen. Aber diese Viertelösung schafft nur neue Schwierigkeiten. Ob Preußen in der Lage sein wird auch bei einer solchen Neugestaltung so wie bisher seine staatlichen Institutionen den anderen Ländern zur Verfügung zu stellen, scheint doch sehr zweifelhaft. Die von jenen norddeutschen Ländern errichteten Hindernisse haben so gar keine innere Berechtigung. Was soll dieses krampfhaftes Streben eine staatliche Selbständigkeit zu betonen, die doch nur fiktiv sein kann? Es ist nur die Furcht vor den partikularistischen Instinkten, die aber im Volk selbst in Wahrheit gar nicht so stark sind wie die Länderregierungen annehmen. Überhaupt ist man unten in diesem Punkt viel weiter als oben. Diese deutschen partikularistischen Einrichtungen beruhen nicht auf eigener Geltung sondern auf Duldung durch das Reich; sie können sich selber nicht aufrechterhalten, würden ohne Reichsmittel zusammenbrechen. Nach unserer Steuergesetzgebung partizipieren die Länder und die Gemeinden an den Ein-

künften des Reichs. Einige Länder waren schon lange nicht mehr imstande mit ihrem eigenen Steueraufkommen die Bedürfnisse ihrer Verwaltung zu befriedigen. Sie mußten den § 35 unseres Reichssteuergesetzes in Anspruch nehmen, wonach bedürftige Länder aus den Reichssteuereingängen über den Betrag ihrer eigenen Eingänge hinaus unterstützt werden mußten. Aber weshalb sollen eigentlich leistungsfähige Länder aus ihren Steuern nichtleistungsfähige unterstützen? Weshalb soll eine künstliche Existenz erhalten bleiben? Diese lebenskranken Glieder schwächen nur den ganzen Körper, der, wenn er gesund ist, genügend Kräfte hat, um sich heraufzuarbeiten und seine lebenswichtigen Funktionen zu erfüllen. Der heute noch ausstehende Finanzausgleich muß auf einer gerechten Basis geschaffen werden. Sie ist nur zu finden, wenn man auf überflüssige, in unserer Zeit mit ihren gebieterischen Produktionsforderungen überlebte Einrichtungen verzichtet.

Die vielgerühmte Eigenart der einzelnen deutschen Stämme soll dabei nicht im geringsten unterdrückt werden. Deshalb verlangen wir ja hier von je einen regionalisierten Unitarismus. Alles Geistige soll in der Hauptsache freier Selbstbestimmung der einzelnen Reichsteile überlassen bleiben. Aber die öffentliche Wirtschaft muß straff und einheitlich geführt werden. Ja, das eine ist nur möglich, wenn das andere geschieht. Bei einer Wirtschaft, die nur notdürftig ihr Leben fristet, leidet gerade alles Geistige zuerst, und da kann von einer kulturellen Sonderart der einzelnen Teile ohnehin nicht mehr die Rede sein, weil ihre geistige Betätigung durch die brutale Macht der materiellen Not unterdrückt wird. Die Reichsreform soll eine konstruktive politische Idee, wenn auch nur schrittweise, durchführen. Das zu tun ist Aufgabe der staatlichen Gewalten. Wenn sie sie nicht lösen, werden sie durch die Wirtschaftsmächte dazu gezwungen werden. Und das kann niemand wünschen, dem die politische Selbstbestimmung der Nation am Herzen liegt. Die Wirtschaft, sowohl die private wie die öffentliche, hat längst begonnen sich über die engen Grenzen der Kommunen und der Länder, ja über die der souveränen Staaten hinweg zusammenzuschließen, um eben ihre Produktivkräfte entwickeln zu können. Wenn wir mit unserer politischen Vereinigung weiter im Schneckentempo verharren, wird der Staat eines Tages von einer Wirtschaft abhängig, die seine Autorität nicht respektiert, aber auch selber nicht das Gemeinwohl sondern nur das Interesse einzelner mächtiger Gruppen wahrnimmt. Schon jetzt zeichnet sich deutlich diese Gefahr am politischen Horizont ab. Die Notwendigkeit einer Anleihe bei den Banken und einer Subventionierung durch einen ausländischen Trust, der dadurch Monopolbefugnisse gewinnt, bedeutet die stärkste Warnung und sollte einem freien Staatswesen unerträglich sein. Man ist also berechtigt den deutschen Ländern zu sagen: Macht endlich Schluß mit den Bedenken gegen die Reichsreform und fördert praktische Resultate!

Was haben Braunschweig, Anhalt, Lübeck, Lippe und Schaumburg-Lippe heute noch für ein Interesse ihre angebliche Souveränität zu betonen, wo sie doch in Wahrheit in allen ihren Lebensäußerungen: als Staat, als Wirtschaftskraft, als Einzelbürger, von dem Gedeihen oder dem Niedergang der Wirtschaft und der Einrichtungen des Reichs abhängen? Also mindestens müßte das bisher erreichte Resultat des Unterausschusses der Länderkonferenz sofort Wirklichkeit werden. Aber dabei dürfte man nicht stehenbleiben. Die Wirkungen des Finanzausgleichs für die norddeutschen Länder aufzuheben, aber dann das selbständig bleibende bayrische Land immer weiter mit

jährlichen Zuschüssen aus den Reichssteuererträgen in seinem Leben zu erhalten wäre sicher nicht zu wünschen. Und gerade auch nicht im Interesse Bayerns und seiner Bevölkerung. Denn kein Land, kein Volk kann auf die Dauer finanzielle Abhängigkeit ertragen, ohne an dem Besten seines Selbst Schaden zu nehmen. Auch Sachsen, das Land mit seiner hochentwickelten Industrie, wo mindestens das Textilgewerbe in den nächsten Jahren der größern Konzentration Opfer wird bringen müssen, kann sich trotz ungeheuren Bemühungen seiner Selbständigkeit nicht lange mehr erfreuen, es hängt in seiner Existenz auf Gedeih und Verderb von der Entwicklung im Reich ab. Daß neben Bayern auch Württemberg und Baden noch selbständige Länder bleiben sollen, ist ganz und gar nicht einzusehen und erst recht nicht zu billigen. Baden hat durch den Ausgang des Kriegs im Westen sein wirtschaftliches Hinterland, Elsaß-Lothringen, verloren, ist in großen Teilen seines Landes nach dem Friedensvertrag entmilitarisiert, leidet unter der Internationalisierung der Rheinschiffahrt, geht in seinen wirtschaftlichen Unternehmungen dauernd zurück. Es kann unmöglich noch lange seinen großen kulturellen Aufgaben aus eigenen Mitteln gerecht werden. Nicht viel besser geht es Württemberg, dem Land mit ausschließlich verarbeitender Industrie. Auch hier zeigen die Notwendigkeiten der Wirtschaft deutlich den Weg. Die Zigarettenindustrie, die noch vor kurzer Zeit in beiden Ländern blühte, ist heute erledigt, die Maschinenindustrie wird zur Konzentration mit den großen norddeutschen Konkurrenten gedrängt. Die badische und die württembergische Automobilindustrie, Benz und Daimler, haben sich verschmolzen. Die württembergische Uhrenindustrie ist längst gezwungen mit der badischen zusammenzugehen. Die Pforzheimer Goldwarenindustrie hat dank der Geschäftigkeit der Fabrikanten ihre Fabrikationsstätten nun in der Tschechoslowakei, in Italien, ja in Amerika etabliert und dadurch das Monopol Pforzheims zertrümmert. In einzelnen Gemeinden dieser beiden Länder hat die Wirtschaft bereits die Landesgrenzen aufgehoben. Warum sollen diese politischen Grenzen nun überhaupt noch geheiligt bleiben? Nur damit man weiter 2 Regierungen, 2 Landtage hat, um die Geschäfte eines Territoriums zu erledigen, dessen Einwohnerzahl kaum an die der Stadt Berlin heranreicht? Die Vereinigung dieser beiden Länder sollte vernünftigerweise schon mit dem ersten Schritt der Reichsvereinfachung geschehen. Mindestens aber sollten durch das Volk die Vorbereitungen zu solcher Vereinigung erzwungen werden, damit nicht wieder eine lange Reihe von Jahren vergeht, bis man sich anschickt noch einen Schritt zu tun.

Aber diese süddeutschen Länder werden dann sicher wieder den alten Spruch ableiern: Man kann sich doch nicht von Berlin aus, von den Preußen, regieren lassen. Dieser Klageruf wird ja stets erhoben, und die althergebrachte (vielfach nur eingebil-dete) Abneigung gegen eine Bevormundung durch Preußen wird immer aufs neue erregt, um den Kleinstaatsgeist gegen das werdende Reich mobil zu machen. Da sei es doch gestattet darauf hinzuweisen, daß die deutsche Regierung, die vor dem militärischen Zusammenbruch die schwierige Aufgabe hatte die Grundlagen zu dem neuen Staatswesen zu legen, sich aus dem Badener Prinz Max und den Schwaben Adolf Gröber, Matthias Erzberger, Friedrich von Payer und Conrad Haußmann zusammensetzte, neben dem Sozialdemokraten Philipp Scheidemann; und daß die heute amtierende Reichsregierung unter der Führung des Mannheimer Reichskanzlers Hermann Müller noch aus den Badenern Joseph Wirth, Julius Curtius,

Hermann Robert Dietrich, dem Württemberger Wilhelm Groener und den Bayern Adam Stegerwald und Georg Schätzel gebildet wird. Also werden in Wirklichkeit die Preußen und die Sachsen durch die Süddeutschen regiert. Wo bleibt da der Grund, daß man die süddeutschen Staaten aufrecht erhalten müsse, um ihre Eigenart und ihre Landesinteressen zu schützen?

Also macht Schluß mit der Krähwinkelei, bildet das Reich, das ja einig in seinen Stämmen sein soll, und laßt endlich die deutsche Nation erstehen! Denn nur die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit ist imstande den großen Gedanken des Vereinigten Europäischen Kontinents verwirklichen zu helfen.

## HEINRICH PEUS · ÜBER PREUSSEN ZUM REICH



U EDE überflüssige Zentralisierung ist schädlich. Aber eben deshalb ist eine für die Bedürfnisse unserer Zeit wohlbegründete Teilung der Befugnis und Funktion oben und unten dringend erforderlich. Das gilt auch für das Verhältnis des Reichs zu seinen Gliedern, mögen sie nun Länder oder Reichsprovinzen oder sonstwie heißen, und diesen Grundsatz wird auch die (nunmehr aus wirtschaftlichen Gründen unaufschiebbare) Reichsreform befolgen müssen, wenn sie ein Werk schaffen will, das dem Neuaufbau Deutschlands dient.

Das 2300 Quadratkilometer große und von 360 000 Menschen bewohnte Anhaltland ist wirtschaftlich gut gestellt. Es hat, zumal im Herzen seines Gebiets, sehr fruchtbaren Boden, ist reich an Kohle und Kali und hat eine starke Zuckerproduktion. Fast  $\frac{1}{4}$  des Landes ist im Besitz des Staats, von Stiftungen und von Gemeinden. 50 Domänen und ein reicher Waldbesitz gehören dazu. Von dem  $\frac{1}{4}$  Million zählenden Volk lebt  $\frac{1}{4}$  Million von der Industrie. Anhalt braucht nicht aus finanzieller Not seine Selbständigkeit als Land aufzugeben, womit nicht gesagt sein soll, daß eine bessere Ordnung seine finanzielle Lage nicht bessern könne. Bisher habe ich die Auffassung vertreten, daß wir Anhaltiner wohl zum Reich wollen, wohl als Teil einer Reichsprovinz unsere Selbständigkeit aufgeben können, nicht aber geneigt seien einfach Preußen zu werden. Ich bin aber immer mehr der Meinung geworden, daß dieser Weg zum Reich heute, wie die Dinge nun einmal gelaufen sind, nur noch über Preußen geht, und daß wir guttun ein gutes Beispiel zu geben und zu helfen, daß Preußen so stark wird, daß es eine vernünftige Ordnung des Reichs erzwingen kann.

Ganz allgemein gesprochen hat auch Anhalt als Land im bisherigen Sinn keine Berechtigung mehr. Die Monarchen haben wir verloren, aber die Monarchien, wie die Vergangenheit sie schuf, behalten. Die Grenzen Anhalts wie seine Einteilung sind das Ergebnis der Kämpfe der Fürstenhäuser aus Deutschlands Vergangenheit und darum für unsere Zeit sicher nicht mehr angebracht. Unsere heutige Wirtschaft und unsere heutigen Verkehrsverhältnisse erfordern nunmehr unbedingt eine ihnen angepaßte Ordnung.

Wenn Anhalt seinen Landtag verliert, dessen 36 Abgeordnete mäßige Diäten zwischen 90 und 150 Mark beziehen, so wird es durch die Ersparnis dieser Diäten kaum etwas gewinnen, denn die nach Berlin in den Preußischen Landtag und nach Merseburg in den Provinziallandtag zu entsendenden Abgeordneten werden durch die höheren Kosten und den längern Aufenthalt in Berlin kaum billiger werden als die 36 heutigen Landtagsabgeordneten. Die Sachkosten mögen gespart werden. Das ist natürlich nur so lange wich-

tig, als der Preußische Landtag neben dem Deutschen Reichstag bestehen bleibt. Aber etwas anderes kommt wesentlich in Betracht. 36 Abgeordnete von 6 und mehr Parteien, die obendrein auch nach lokalen Rücksichten gewählt werden, können nicht leicht alle die Sachverständigen in sich aufweisen, die für die moderne komplizierte Gesetzgebung erforderlich sind. Mindestens ist eine größere Körperschaft von mehreren Hundert Mitgliedern weit eher in der Lage diese Sachverständigen zu stellen. Und notwendig sind diese, denn es ist kein Ersatz, wenn die Regierung sie stellt. Aber um auch das gleich hier zu sagen: Auch die Regierung und die Beamtschaft eines kleinen Landes können unmöglich für all die zahlreichen Fragen der modernen Gesetzgebung so viele Sachverständige stellen wie erwünscht und in einem größern Staat begreiflicherweise möglich sind. Auch die Besetzung der Ämter mit den geeigneten Persönlichkeiten ist in einem kleinen Staat natürlich viel schwieriger als in einem größern, wo ein Austausch viel leichter ist. Auch familiäre Versippung ist in einem kleinern Staat leicht sehr schlimm, während ein Großstaat sie insbesondere dann unmöglich macht, wenn das ganze Volk rege mitwirkt. Es ist höchst nützlich, daß Männer aus dem Osten nach dem Westen, aus dem Westen nach dem Osten und aus dem Osten und Westen nach dem mittlern Deutschland und umgekehrt kommen, und die Erfahrungen aus dem ganzen Reich so ausgetauscht werden. Darum müssen wir ein großorganisiertes Reich mit Reichsprovinzen bekommen. Und das läßt sich unter den gegenwärtigen Umständen wohl am ehesten durch ein immer größer werdendes Preußen ermöglichen.

Auch mit den Wahlbeamten entsteht in einem so kleinen Staat wie Anhalt eine größere Not. Ist etwa ein Bürgermeister, ein Stadtrat oder ein Kreisdirektor zu wählen, so erscheint es immer mißlich nach einem "Ausländer" zu greifen. Man kennt ihn auch der Regel nach weniger. In einem größern Staat wird auch für die einzelnen politischen Parteien die Auswahlmöglichkeit größer, das kleine Land erzeugt auch für diese Wahlbeamten ein zu kleines Rekrutierungsgebiet. Auch die aus dem eigentlichen Volk zu entnehmenden führenden und leitenden Persönlichkeiten können in einem größern Rekrutierungsgebiet leichter auffindig gemacht werden. Der Stolz, das kleine Land müsse doch imstande sein den nötigen Mann zu stellen, regt sich leicht, während es vielleicht doch besser wäre ihn von "auswärts" kommen zu lassen. Dies Auswärts kann für ein Land von nur 2300 Quadratkilometer sehr nahe liegen. Die heutigen Führer der anhaltischen Sozialdemokratie sind fast alle aus dem weiten Reich. Hört Anhalt auf als selbständiges Land zu existieren, dann hat es kein Ministerium mehr. Das ist ein Stück Machtposition, das aber auch einiges Geld kostet. Die 2 oder 3 Minister tun gewiß Arbeit, die auch später getan werden muß, aber ein gut Stück billiger wird es doch werden. Besonders aber fällt die Schwierigkeit fort Minister, die parlamentarisch unmöglich geworden sind, irgendwo "würdig" unterzubringen, um den Pensionetat nicht stark zu belasten. Der Verlust des Ministeriums stellt daher zweifellos eine erhebliche finanzielle Ersparnis dar. 360 000 Menschen, noch nicht 90 000 Familien, sind ein zu geringer Volkskörper für ein "hohes Ministerium".

Es ist ganz gewiß richtig, daß das kleine, für sich selber bestehende Land auch eine gewisse moralisch wertvolle Bedeutung hat. Solange Anhalt besteht, wird der Zusammenhang etwa zwischen Dessau und Harzgerode viel lebhafter sein, als wenn beide Städte nur noch in einer oder wohl gar 2

Reichsprovinzen liegen. Die selbe Landesverfassung, der selbe Wahltag usw. bringen das mit sich. Besondern Wert mag dieser Zusammenhang auch für unsere Partei und für unsere Presse haben. Gehört Harzgerode eines Tages etwa zu einer Reichsprovinz, die den Harz ganz allgemein umfaßt, dann werden die Harzgeröder wahrscheinlich keine Presse aus Dessau oder aus Bernburg lesen, und die Dessauer werden dann kaum so viel Interesse für Harzgerode bekunden, daß sie sehr nachhaltig helfen, wie das im vorigen Jahr geschehen ist, dem schönen Harzstädtchen von nur 5000 Einwohnern ein wundervolles Volksheim zu verschaffen. Sicher haben die Anhaltiner eben in ihrer besondern politischen Gemeinschaft, die ein lebhaftes Gemeingefühl erzeugt, sowohl wirtschaftlich wie politisch manches erreicht, das ohne diesen "Patriotismus" vielleicht nicht möglich gewesen wäre. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß die viele Jahrhunderte alte Tradition da nicht unerheblich mitwirkt. Aber es hilft doch nichts. Jede Zeit muß ihr Haus so bauen wie sie es braucht. Sind wir aber einmal Teil einer Reichsprovinz, so kann unser Lokalpatriotismus in der Gemeinde sich weiter zur Genüge betätigen. Zudem wird sich ohne Zweifel für die neue Reichsprovinz ebenfalls ein Gemeinschaftsgefühl rasch genug entwickeln.

Wenn wir Anhaltiner nach Preußen gehen, so tun wir es, das muß immer wieder betont werden, um zum Reich zu kommen. Vielleicht werden wir aber eben deshalb, wenn wir einmal in Preußen sein werden, ein stark treibendes Moment für die neue Reichsordnung werden.

Ehe wir aber nach Preußen gehen, werden wir in der Ordnung unserer Gemeinden uns ähnlich einrichten müssen, wie das in einzelnen Teilen Preußens geschehen ist: Wir müssen große Gemeinden bilden. Wir haben in Anhalt 5 Kreise und 271 Gemeinden. Die 24 Städte sind in den Kreisen, auch die 4 größeren Städte: Dessau, Bernburg, Köthen und Zerbst. Wir werden alle Städte möglichst durch Zugabe von Land vergrößern und daneben Landbürgermeistereien bilden müssen, denen wir staatliches Land geben, möglichst so viel, daß auf den Kopf der Bevölkerung so viel Staatsland noch bleibt wie heute in Preußen auf den einzelnen Kopf entfällt. Dadurch werden die Gemeinden reicher, so reich wie sie sein müssen, damit sie, zu Preußen zugehörig, die Schullasten tragen können. Denn heute trägt in Anhalt die Schullasten der Staat. Sollen die Gemeinden die Schulen unterhalten, dann müssen sie vom großen anhaltischen Staatsvermögen an Land ein erhebliches Teil bekommen. Das ist verhältnismäßig nicht schwer. Anhalt hat 50 Domänen und viel Wald. Während dieser wesentlich Staatsland für Preußen bleiben sollte, könnten Domänen Gemeindeland werden. Wenn durch solche Neuordnung auch die Gemeinden modern vernünftiger geordnet werden, wenn kleine Städte oder Dörfer, durch Telephon, Fahrrad und Automobil einander unendlich viel näher gerückt, sich mit *einem* Bürgermeister begnügen, statt ein halbes Dutzend und mehr Bürgermeister und Ortsvorsteher zu besolden, so wäre das für das Land selber ein großer Fortschritt. Man sieht, der Marsch nach Preußen kann schon vorher gut wirken.

Wie stehen nun die Parteien in Anhalt zu der Frage? Die Deutschnationalen und der Landbund haben schon vor einigen Jahren den Anschluß an Preußen gefordert. Es war aber wesentlich eine bloße Agitation gegen die sozialdemokratisch-demokratische Regierung und die von dieser geschaffene progressive Grundwertsteuer, denn man wußte ganz genau, daß man ohne die



truppe aus den alten Konservativen, also, wirtschaftlich gesprochen, den Agrariern der Vorkriegszeit, bestand. Unter dem Einfluß der von England inspirierten antieuropäischen Politik, die, um eine kontinentale Zusammenarbeit zu verhindern, ihre Front gegen Frankreich nehmen mußte, begann eine nationalistische Welle Deutschland zu durchströmen, gegen die keine deutsche Partei wirklich schwimmen zu können glaubte. Die Deutschnationale Volkspartei wurde, gegen die politische Einsicht mancher ihrer Führer, immer stärker von radikal nationalistischen Elementen durchsetzt, bis diese, von keiner politischen Verantwortung gehemmt, die Führung an sich rissen. Eine Zeitlang waren nun 2 heterogene Bestandteile in dieser Partei vereinigt: die völkische Agitation und die Vertretung der Landwirtschaft. Aber das waren 2 verschiedene Ebenen: Auf der einen agierte eine bloße und dazu rückwärts gerichtete Ideologie, auf der andern ruhte das Massiv der lebensnotwendig wichtigsten Produktion des Landes. Früher oder später mußte sich die Unvereinbarkeit beider Elemente, die ja vollständig verschiedenen Aggregatzustand hatten, erweisen. Wenn jetzt, bei der Spaltung der Deutschnationalen Volkspartei infolge des Volksbegehrens, diese Grundtatsache nicht äußerlich in die Erscheinung tritt, vielleicht auch nicht im Bewußtsein der Agierenden vorhanden ist, so wirkt sie doch immanent, und die nächste Zeit dürfte erweisen, daß es sich hier nicht um eine vorübergehende Trennung handelt sondern um eine Scheidung des Teils, dessen Fundament die wirtschaftliche, vor allem die agrarische Produktion ist, von dem, der überhaupt keine sachlich ökonomische Basis hat, dafür mit einer vor keinem Mittel zurückschreckenden, im Tageskampf sehr wirksamen Demagogie ausgerüstet ist, aber auf die Dauer unfruchtbar bleiben muß. Da jene Demagogie in der Hauptsache von den Fehlern der anderen lebt, vermag sie eine Zeitlang auch Volksteile anzuziehen, die in ihrer Gesinnung durchaus nicht völkisch sind, aber infolge ihrer verzweiferten Lage denjenigen in die Hände fallen, die die schärfste Tonart anschlagen. Dazu gehören nun freilich auch, darüber täusche man sich nicht, viele Landwirte, die, verschuldet und verzweifelt, nur noch von Rechtsumsturz und Diktatur ihre Rettung erwarten. Es ist freilich kein sehr großer Teil der deutschen Landwirtschaft, der sich in dieses Lager begeben hat. Immerhin sollte man die Mitteilungen, die man aus allen Teilen des Reichs über die Abschwenkung von Bauern zu den Nationalsozialisten erhält, nicht überhören sondern als ernste Warnung werten.

Vor einem halben Jahr habe ich hier eindringlich betont, daß die Lage der deutschen Landwirtschaft nun endlich wirksame Hilfe erforderlich mache<sup>2)</sup>. Wenn man sie nicht bald und ausreichend bietet, wird die Frage, ob weite Strecken deutschen Bodens noch bebaut werden können, bald keine Frage mehr sein. Man wird vielmehr vor einer bitteren Tatsache stehen. Niemand kann auf die Dauer immer weiter Schulden machen, wenn er keine Aussicht hat durch ein besseres Erträgnis seiner Arbeit einmal auch seine Verpflichtungen abzutragen. Für eine solche Auffassung werden gerade auch die Arbeiter Verständnis haben müssen, die mit gutem Recht selber nicht geneigt sind für schlechten oder gar keinen Lohn ihre Arbeitskraft herzugeben. In solcher Lage ist aber heute ein beträchtlicher Teil der deutschen Landwirtschaft, und die katastrophal niedrigen Preise, die sie besonders für Roggen und Kartoffeln, leider auch für Rindvieh (bei dem sich der Einfuhr-

2) Siehe *Cohen* Für die deutsche Landwirtschaft, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 569 und folgende.

druck Dänemarks stark geltend macht) erhält, erheischen schnelle Abhilfe. Diese Notwendigkeit ist auch von der Reichsregierung anerkannt worden. Sie hat daher, da die im Juli 1927 (aus dem August 1925 stammende) bis zum 31. Dezember 1929 verlängerte Zolltarifnovelle vor ihrem Ablauf steht, die Gelegenheit benutzt mit ihrer weitem Verlängerung auf unbestimmte Zeit die Erhöhung der Zölle für die wichtigsten Agrarprodukte vorzuschlagen. Auch wenn man der Auffassung ist, daß die in dem Entwurf eines Gesetzes über Zolländerungen vorgesehenen Zollerhöhungen für landwirtschaftliche Produkte noch hinter den Sätzen zurückbleiben, die die Landwirtschaft zu ihrer Gesundung braucht, wird man anerkennen müssen, daß sie einen großen Fortschritt gegen früher bedeuten. Wer hätte es sich jemals träumen lassen, daß ein von der Sozialdemokratie geführtes Kabinett den "Agrariern" verhältnismäßig hohe Zölle zur "Verteuerung" der Lebensmittel konzedieren würde? Wer hat das bei den wilden Kämpfen um den Zolltarif im Jahr 1902 zu prophezeien gewagt? Um so höher werden diese von Verantwortungsbewußtsein bestimmte Haltung der sozialdemokratischen Kabinettsmitglieder auch diejenigen werten müssen, die gewünscht hätten, daß die Vorlage nun auch ganze Arbeit machte.

Das ist leider nicht geschehen. Und gerade die Sachverständigen, die bei der Vorberatung des Gesetzentwurfs im Reichswirtschaftsrat zu Wort kamen, haben dargetan, wie viele Änderungen und Verbesserungen noch notwendig wären, wenn das Gesetz den von ihm erwarteten Zweck auch wirklich erfüllen soll. Einige dieser Verbesserungen wurden vom Reichswirtschaftsrat auch vorgenommen. Er sprach sich mit großer Mehrheit gegen die in dem Gesetzentwurf vorgeschlagene Einführung *gleitender* Zölle für Getreide aus. Er ließ sich dabei mit Recht von dem Gedanken leiten, daß es darauf ankomme die Preise möglichst stabil zu halten. Das können gleitende Zollsätze aber schwerlich bewirken. Da Terminkäufe bei Getreide unvermeidbar sind, würde die Einführung wechselnder Zollsätze höchstens die Spekulation zu einer ständigen und, was noch wichtiger ist, *unentbehrlichen* Einrichtung machen. Denn jede Partei muß, will sie nicht große Verluste erleiden, mit allen Mitteln dahin streben den Zollsatz aufrechtzuerhalten, der beim Abschluß ihres Termingeschäfts in Geltung war, jedenfalls muß sie alles aufbieten die Preislage so zu gestalten, daß er nicht erhöht wird. Der Reichswirtschaftsrat hat bei seiner Stellungnahme zu der Höhe der festzusetzenden Zollsätze leider keine ganz einheitliche und klare Entscheidung gefällt. Während er die von den Vertretern der Landwirte beantragte starke Erhöhung der Viehzölle ablehnte, so daß es hier in der Hauptsache bei den Vorschlägen der Regierungsvorlage blieb, stellte er sich, wenn auch mit knapper Mehrheit, bei den Getreidezöllen an die Seite der Landwirtschaft. Die in seinem Gutachten angenommenen Zölle für Getreide sind die folgenden: Weizen 11 Mark pro Doppelzentner, Roggen 9 Mark, Hafer, Gerste, Mais, Dari ebenfalls 9 Mark. Die Festsetzung dieser Zölle machte es notwendig, damit an die Stelle der Getreideeinfuhr nicht eine überstarke Mehleinfuhr treten kann, die Zollsätze für Mehl, Graupen, Grieß, Grütze und sonstige Mühlenerzeugnisse den Getreidezollsätzen entsprechend zu fixieren. Das ist denn auch geschehen, und man hat den Satz von 23,50 Mark pro Doppelzentner vorgeschlagen. Man darf hoffen, daß die getreidebauende Landwirtschaft sich langsam erholen wird, wenn sich der Reichstag dem Votum des Reichswirtschaftsrats anschließt.

Freilich ist das noch keineswegs sicher, und man muß, wenn man die Äußerungen des Vorwärts zu dieser Frage liest, immer noch mit der Möglichkeit rechnen, daß die Reichstagsfraktion der Sozialdemokratischen Partei die Zollerhöhungen ebenso ablehnt wie im letzten Sommer. Hoffentlich erweist sich diese Befürchtung als grundlos; denn es wäre kein schönes Schauspiel, wenn die Fraktion in dieser wichtigen Frage ihre Minister im Stich ließe. Wenn man auch in unserer Partei allmählich den Standpunkt verlassen hat unter dem Gesichtspunkt reiner Konsumenteninteressen (die es gar nicht gibt) notwendige Zollerhöhungen abzulehnen, so versucht man es doch immer wieder eine ablehnende Haltung aus dem Eigeninteresse des Produzenten zu begründen. Die oft vorgebrachte Erwägung, daß der Produzent nachlässig werde, wenn er mit dem Mittel der Schutzzölle vor der ausländischen Konkurrenz gesichert sei, ist aber falsch, zum mindesten schief. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß die Schutzzollpolitik der Vorkriegszeit weder für die Landwirtschaft noch für die Industrie ein Grund gewesen ist sich auf die faule Haut zu legen. Es ist vielmehr auf allen Seiten, im ganzen gesehen, tüchtig und mit Erfolg gearbeitet worden; sonst wäre der Aufschwung, der die deutsche Entwicklung bis zum Kriegsausbruch kennzeichnete, nicht möglich gewesen. Natürlich hat es einzelne gegeben, die ihre Pflicht nicht taten, und die Anzahl dieser einzelnen mag in der Landwirtschaft, wo man aus natürlichen Gründen mehr als anderswo am Hergebrachten hängt, größer gewesen sein als man gewünscht hätte. Deshalb soll ja auch die Aufklärungsarbeit für die rationellste Betriebsführung auf dem Land mit dem größten Eifer fortgesetzt werden. Aber jede Produktionsverbesserung, auch Produktionsumstellung kann selber nur unter genügendem Zollschutz vor sich gehen. Es darf also nicht heißen: Rationalisierung *oder* Zollschutz. Sondern nur: Rationalisierung *unter* Zollschutz.

Es gibt nur ganz wenige Gebiete im deutschen Produktionskreis, wo wirkliche Prohibitivzölle das Eindringen fremder Waren unmöglich machen. Die deutsche Produktion steht fast überall unter einem nicht geringen Druck der Auslandskonkurrenz, sie muß sich ordentlich anstrengen, wenn sie den eigenen Markt behaupten will. Man kann ohne jede Übertreibung sagen, daß sich die Unterlassungssünden des Jahres 1925, da wir, statt einen neuen Zolltarif mit genügend hohen autonomen Sätzen zu schaffen, uns in veralteten Freihandelsvorstellungen ergingen, jetzt bemerkbar machen. Die anderen Länder haben ihre Schutzzollmauern in der Hauptsache stark erhöht. Wir sind, einer falschen Idee folgend, in eine Sackgasse geraten, aus der wir nur dann den Ausweg finden werden, wenn wir uns endlich zu klarer Wirklichkeitserkenntnis aufschwingen. Die seit dem 10. Januar 1925, dem Tag des Fortfalls der Bindungen des Versailler Vertrags, mit anderen Ländern abgeschlossenen 16 Handelsverträge kamen vielfach in einer für Deutschland ungünstigen Gesamtsituation zustande. Man darf die deutschen Unterhändler, die mit einem nur notdürftig geflickten Zolltarif in den Verhandlungen erschienen, dafür keineswegs verantwortlich machen. Der Verfasser dieses Artikels wies bei den im Reichswirtschaftsrat gepflogenen Vorberatungen immer wieder darauf hin, daß die deutsche Zollrüstung angesichts der allgemeinen internationalen Schutzzollbewegung völlig ungenügend sei. Aber es war damals schwer auch nur die allerwichtigsten Verbesserungen durchzusetzen. Die Folgen dieser Methode sind deutlich spürbar: Es gibt wichtige deutsche Wirtschaftszweige (es sei zum Beispiel auf die

Textilindustrie hingewiesen), die langsam verkümmern. An sich wäre gar nichts dagegen einzuwenden, wenn das eine oder andere Gewerbe in Deutschland seine Produktion einstellen müßte, sofern dieses Minus mit einem Plus auf einem andern Produktionsgebiet ausgeglichen würde. Es braucht wirklich nicht jede Ware in Deutschland hergestellt zu werden, besonders dann nicht, wenn sie unter wenig günstigen Voraussetzungen erzeugt und dadurch unverhältnismäßig teuer wird. Das gleiche gilt natürlich auch von den anderen Ländern, und es hätte schon seinen guten Sinn, wenn aus diesem Grund der Anfang einer Arbeitsteilung zwischen den Nationen des europäischen Kontinents gemacht würde. Eine solche Arbeitsteilung aber muß *bewußt* in Angriff genommen werden, unter dem Gesichtswinkel der *Gegenseitigkeit*, das heißt so, daß das eine Land solche Gewerbe aufgibt, in denen das andere produktiver zu arbeiten vermag. Wenn solcher Maßstab angewendet wird, kann Deutschland getrost mit der Herstellung mancher Gegenstände aufhören und das auf diese Weise freiwerdende Kapital wie auch die Arbeitskräfte in andere Gebiete überführen; das bedeutete einen großen gesamtwirtschaftlichen Nutzen. Ganz anders aber liegen die Dinge, wenn ohne ein derartiges gegenseitiges Übereinkommen Wirtschaftszweige zu verdorren drohen, ohne daß dieses Absterben durch ein Neuwachsen auf anderen Produktionsgebieten wieder ausgeglichen wird. Es wird ohne gegenseitige Verständigung nur in seltenen Fällen möglich sein den Ausfuhrausfall in der einen Produktion durch eine Ausfuhrzunahme in der andern wieder wettzumachen. Aus einer solchen Situation könnte nur die Verschleuderung deutscher Produkte auf dem Weltmarkt oder die Herabminderung der Einfuhr einen Ausweg schaffen: einen Ausweg, der, in beiden Fällen, mit einer geringern Lebenshaltung der deutschen Volksmassen bezahlt werden müßte.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß wir allmählich in eine solche Lage kommen. Wenn man die von den, ach, so ritterlichen Briten so treuherzig vorgeschlagenen Zollferien für 3 Jahre international einführen wollte, würde es sich bald zeigen, daß sich für Deutschland Schwierigkeiten der Art einstellen, wie sie hier angedeutet worden sind. Wir befinden uns ohne einen der deutschen Wirtschaftssituation angepaßten Zolltarif in einer zwickmühlenartigen Situation und haben wohl kaum die Kraft und den Mut uns aus ihr zu befreien. Das nächstliegende, hier immer wieder gewiesene Mittel einer entschlossenen engen Gemeinschaftsarbeit mit Frankreich auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet scheitert stets an der unbeirrbaren Neigung der deutschen Politik zum Angelsachsentum. Mag es auch noch so deutlich werden, daß unsere Liebe keineswegs erwidert wird: wir lieben auch ohne Gegenliebe. Selbst die denkwürdige Haltung Englands in der Liquidationsfrage macht uns darin ebensowenig irre wie es die antieuropäische Haltung der britischen Delegation im Haag vermocht hat, die noch, im Gegenteil, vom Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie als "sozialistisch" deklariert wurde<sup>3</sup>, vom selben Organ, das jetzt freilich verlegen über die Tatsache hinweggeht, daß gerade die sozialistische britische Regierung sich weigert das deutsche Eigentum herauszugeben, während die bürgerlichen Regierungen anderer Länder das längst getan haben. Und auch wenn die Vereinigten Staaten von Amerika keine vom deutschen Volk teuer zu bezahlenden Goldströme mehr nach Deutschland fließen lassen: wir

3) Siehe dazu *Cohen* Deutschland nach dem Haag und in Genf, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 773 und folgende.

finden die Wendung zu wirklich deutscher, und das heißt kontinentaleuropäischer, Politik jetzt ebensowenig wie wir während des Krieges den Weg nach Osten fanden. So klar es damals für jeden Politiker sein mußte, daß nur die Verständigung mit Rußland und dadurch auch mit Frankreich eine Rettung bringen konnte; man suchte sie immer wieder jenseits des Kanals und ließ das Kühlmannsche »Niemals« verkünden. Werden wir nun wenigstens stark genug sein die unmittelbar nötigen Reformen im Innern auf dem Gebiet der Finanz-, Wirtschafts- und Beamtenpolitik vorzunehmen?

Richtig und energisch angepackt, können diese Reformen ein Prüfstein für die parlamentarische Demokratie werden, die, das fühlt man allenthalben, gerade in einer so schwierigen Zeitperiode ihre Existenzberechtigung erweisen muß. Sie wird den Mut aufbringen müssen das Unumgängliche ohne Angst vor den Wählern zu tun, vor deren im allgemeinen Stimmrecht beruhender Macht sich bessere Erkenntnis nicht beugen darf.

## LUDWIG QUESSEL · REVISION DES YOUNGPLANS?

**W**IE nicht anders zu erwarten war, ist der Entwurf eines Gesetzes gegen die Versklavung des deutschen Volks, der Reichsminister, die sich für den vom Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht in Paris unterzeichneten Youngplan einsetzen, mit Zuchthausstrafe bedroht, vom Reichstag mit großer Mehrheit abgelehnt worden, so daß nunmehr das deutsche Volk selber am 22. Dezember im Weg des Plebiszits über dessen Ablehnung oder Annahme zu entscheiden haben wird. Was die Verhandlungen des Reichstags über diesen Gesetzentwurf, der der Initiative der Rechtsparteien entsprungen ist, betrifft, so erhoben sie sich nicht über die Versammlungs- und Rundfunkreden, die für und gegen das Volksbegehren gehalten worden waren. Von keiner Seite wurde auch nur der Versuch unternommen Deutschlands Zahlungsverpflichtungen aus dem Dawesplan, die im Youngplan neu geregelt werden, als einen Teil der allgemeinen europäischen Verschuldung zu behandeln. Und doch wird deren Bemessung erst verständlich, wenn man sich die Lasten ansieht, die die Siegerstaaten infolge des gewonnenen Kriegs zu tragen haben.

Wie groß diese sind, hat Heinrich Ströbel in einem Artikel über die gegenseitige Kriegverschuldung, der Ende August in einer Reihe sozialdemokratischer Zeitungen erschien, übersichtlich also dargestellt:

»Es war das Vorbild der deutschen Machthaber dem Unterlegenen Reparationen aufzubürden. Und wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Weltkrieg nicht nur 10 677 000 Menschenleben sondern nach amerikanischer Berechnung nicht weniger als 782 Milliarden Mark reine Kriegskosten verschlungen hat, so erklärt es sich, daß die deutschen Reparationen um ein Vielfaches höher sind als die der Franzosen im Jahre 1871. Dabei sind die deutschen Reparationen nur ein kleiner Bruchteil der Kriegskosten der Siegermächte. Sind doch die Schulden allein der 3 hauptbeteiligten Ententestaaten England, Frankreich und Italien gegenüber dem Vorkriegsstand um 198 Milliarden Mark gestiegen, nämlich

	Vorkriegsstand	1927
in Großbritannien von	14,4 Milliarden Mark	auf 150,0 Milliarden Mark
„ Frankreich	„ 27,5	„ 75,2
„ Italien	„ 16,0	„ 31,0

Das einzige Land, das von dem Kriege (indirekt, durch Ausbreitung seines Welt Handels und Entwicklung seiner Industrie) Vorteile gehabt hat, sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Alle anderen Staaten haben neben den immensen Menschenopfern ungeheure materielle Verluste erlitten. Man sieht: Alle europäischen Länder sind durch den Krieg in ungeheure Schulden gestürzt worden.

Wenn wir die deutsche Reparationsschuld des Youngplanes mit 50 Milliarden Gegenwartswert als Kapitalschuld ansetzen (gewöhnlich rechnet man nur mit 36 bis 44 Milliarden), so beträgt die Schuldenbelastung

	innere Schuld		äußere Schuld		insgesamt	
	10 Milliarden Mark	50 Milliarden Mark	60 Milliarden Mark	60 Milliarden Mark	Milliarden Mark	Milliarden Mark
Deutschlands						
Großbritanniens	128	"	22	"	150	"
Frankreichs	45	"	30	"	75	"
Italiens	17	"	14	"	31	"

Auch wenn man England und Frankreich jene vorhergenannten Beträge gutschreibt, die sie selbst an Guthaben von anderen Ententestaaten einzufordern haben, so bleibt dennoch eine kolossale Kriegverschuldung übrig. Der Krieg ist eben für alle europäischen Staaten ein scheußlich schlechtes Geschäft gewesen.

Was die Verschuldung Frankreichs und Italiens anlangt, so muß bemerkt werden, daß sie mindestens 4mal so groß wäre, wenn nicht ein langwieriger Inflationsprozeß ihren ursprünglichen Betrag stark herabgesetzt hätte. Frankreich hätte heute eine Gesamtschuld von über 300 Milliarden Goldmark zu verzinsen, hätte nicht die Inflation die Forderungsrechte der französischen Staatsbürger gegenüber Frankreich auf 20% des ursprünglichen Betrags verringert. Die Vernichtung des Zinseinkommens der Rentner durch den Staatsbankrott Deutschlands, über die sich der Redner der Volksrechtspartei (Aufwertungspartei) Georg Best am 29. November beklagte, kann nicht einseitig auf den Versailler Vertrag zurückgeführt werden, sondern sie ist als eine allgemein kontinentaleuropäische Erscheinung zu werten. Von allen Großmächten, die am Krieg teilnahmen, haben nur England und Amerika sich dem Staatsbankrott durch Inflation entziehen können. Behält man dies im Auge, so stellt sich die Vermögensseinbuße, die die britischen Staatsbürger infolge des Kriegs erlitten haben, als sehr viel kleiner heraus als die der französischen. Und was schließlich Amerika betrifft, so haben seine Staatsbürger nicht nur keine Vermögensseinbuße sondern im Gegenteil einen skandalös hohen Vermögensgewinn aus dem Tod von 10 Millionen europäischer Männer gezogen. Es ist notwendig auf diesen Sachverhalt immer wieder hinzuweisen, weil die von dem Redner der Deutschnationalen am 29. November im Reichstag vertretene Ansicht, »daß wir nun zu allem anderen auch noch die alliierten Schulden an Amerika haben übernehmen müssen«, insofern richtig ist, als deren Verzinsung und Tilgung durch jenen Teil der deutschen Jahreszahlungen erfolgen soll, dem ein Transferschutz zugesprochen worden ist. Die alliierten Schulden an Amerika, die Deutschland verzinsen und im Verlauf von 59 Jahren (bis zum 31. März 1988) tilgen muß, behalten den Charakter einer politischen Schuld, die, weil aus Kriegsgewinnen hervorgegangen, mit dem Makel einer unsittlichen Schuld behaftet bleibt, und deren Beseitigung durch Streichung das Ziel Deutschlands bei der Ausnutzung der im Youngplan gegebenen Revisionsmöglichkeiten sein muß.

Es besteht nun nirgendwo ein Zweifel, daß bei dem Plebiszit am 22. Dezember der Entwurf jenes sogenannten Freiheitsgesetzes das selbe Schicksal erleiden wird wie im Reichstag. Um so merkwürdiger mutet der Schritt an, den der Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht am 5. Dezember getan hat. Der Vater des Youngplans wendet sich gegen die »zusätzlichen Belastungen, die Deutschland zugemutet werden«. Man wird gut tun in dem 12 Druckseiten starken Memorandum Schachts das Außenpolitische vom Innenpolitischen reinlich zu scheiden. Der außenpolitische Teil versucht den Eindruck zu erwecken, als ob der Youngplan vor dem Haag etwas unendlich Besseres und Leichteres gewesen wäre als der Youngplan nach dem Haag.

Demgegenüber ist zu sagen, daß auf Schachts Betreiben die Experten in den Youngplan hineingeschrieben haben: »Durchschnittsannuität für die 37 Jahre beträgt 1988,8 Millionen Reichsmark ohne die Dawesanleihe.« Man hat Schachts Verfahren die Dawesanleihe, deren Zinsendienst zurzeit gegen 90 Millionen Mark beträgt und im Lauf von 20 Jahren auf etwa 70 Millionen sinkt, aus dem allgemeinen Zahlungsplan herauszunehmen als einen »kleinen, unnötigen Dreh« bezeichnet. Es scheint, nicht mit Unrecht. Es wäre richtiger gewesen ruhig zuzugeben, daß die Gesamtjahreszahlung einschließlich der auf 37 Jahre umgerechneten Anleihezinsen im Durchschnitt 2050,6 Millionen Mark beträgt. Dazu kam dann die von Schacht selbst zugestandene Sonderabrechnung mit Belgien, die Deutschland in den nächsten 37 Jahren eine Durchschnittsjahreszahlung von 16,4 Millionen Mark auferlegt, wodurch die Zahlung Deutschlands auf durchschnittlich 2067 Millionen Mark im Jahr steigt. Erstaunlich ist nun, daß der große Finanzsachverständige Schacht die Addition der Jahreszahlungen nicht richtig vorgenommen hat. Die Ziffer der Durchschnittszahlung, die im Youngplan steht, führt nämlich nicht nur insoweit irre, als die Zinsen der Dawesanleihe und die Jahreszahlung auf Grund des belgischen Markabkommens unberücksichtigt geblieben sind, sie ist auch an sich falsch. Der Wirtschaftssachverständige Richard Lewinsohn äußerte sich darüber am 13. August in der Weltbühne wie folgt:

»Tatsächlich beträgt der Durchschnitt der ersten 37 Jahre, ohne die Dawesanleihe und den andern Zubehör, nicht 1988,8 sondern 2172,6 Millionen Mark und mit den zusätzlichen Zahlungen folglich 2250,8 Millionen Mark. Die Regierung hat die Richtigkeit der neuen Ziffer bereits bestätigt. Die liebevolle perspektivische Verkürzung des Youngkomitees ist so zustande gekommen, daß man alle Annuitäten unter Zugrundelegung von 5½% Zinsen auf den Gegenwartswert umgerechnet und den dann wieder auf eine gleichmäßige Annuität für 37 Jahre zurückrevidiert hat. Das Rechenkunststück ist sicher hochinteressant und sollte in alle Lehrbücher für mittlere Bankangestellte aufgenommen werden. Aber für die Steuerzahler und für die Parlamente, die sich jetzt zu dem Youngplan schlüssig werden müssen, ist es höchst gleichgültig. Wichtig dagegen ist, auch für das Publikum, zu wissen, daß wir im Durchschnitt nicht, wie es bisher hieß, 2 Milliarden sondern genau 2¼ Milliarden zu zahlen haben.«

Der sachverständige Publizist Richard Lewinsohn bestätigt also, mit unwesentlichen Abweichungen, als Durchschnittshöhe der nach dem Youngplan von Deutschland zu leistenden Jahreszahlungen die Summe, die in den Sozialistischen Monatsheften unmittelbar nach dem Zustandekommen des Youngplans, am 17. Juni, angegeben wurde. Es muß betont werden, daß diese Feststellung lange vor der Haager Konferenz erfolgt ist. Der im vorstehenden Zitat errechnete Betrag von 2¼ Milliarden Mark stellt demnach die deutsche Belastung dar, die uns Hjalmar Schacht höchstpersönlich als Erfolg seiner Sachverständigentätigkeit, verbunden mit dem Abbau der Sachlieferungen, aus den Pariser Verhandlungen heimbrachte.

Wie sich dieser Sachverstand Hjalmar Schachts in Paris im einzelnen entwickelte, darüber teilte die Vossische Zeitung am 6. Dezember, unter dem Titel Wie es kam, übrigens folgende interessante Einzelheiten mit:

»Muß man daran erinnern, wie es kam? Wie um die Osterzeit eines Morgens in allen Zeitungen der Welt der Donnerschlag ertönte: die Pariser Youngkonferenz gescheitert, und wie es außerhalb Deutschlands nur eine Stimme gab: gescheitert an Doktor Schacht. Wenige Tage darauf kehrte dann der deutsche Delegationsführer Schacht leis und stumm nach Berlin zurück, um der Reichsregierung Bericht zu erstatten. . . Die Regierung war vorsichtig genug dem unabhängigen deutschen Sachverständigen auch jetzt keinerlei Aufträge zu erteilen, um nicht den Anlaß zu späteren Mißdeutungen zu geben. Schacht, der es so weit hatte

kommen lassen, sollte auch weiterhin in Paris tun, was er mit seinem Gewissen und mit seinem Sachverstand glaubte verantworten zu können. Die Wirtschaft aber war konsterniert. Die deutsche Währung erlitt zum erstenmal seit der Stabilisierung einen harten Anprall, innerhalb und außerhalb Deutschlands brach gegenüber allen Markwerten eine Vertrauenskrise aus, Milliardenbeträge wanderten aus Deutschland aus, die Gelddürre steigerte sich bis zur Unerträglichkeit. Die Zerrüttung, unter der die deutsche Wirtschaft noch jetzt so schwer leidet, und die Hunderten und Tausenden angesehenen Firmen die Existenzmöglichkeit abschneidet, war die Folge . . . Das Ergebnis der Pariser Sachverständigenkonferenz war *ungünstiger* als es selbst die pessimistischsten Stimmen in Deutschland vorausgesagt hatten. Eine Last von 2¼ Milliarden im Jahresdurchschnitt 2 Generationen lang zu tragen war Deutschland aufgebürdet worden, und, was nicht minder bedrückend war, an den hervorragendsten Stellen des Youngplanes war, von Doktor Schacht unterzeichnet, ausdrücklich festgestellt, dieses sei die Endlösung, und bei gutem Willen aller Beteiligten könne »vernünftigerweise kein Zweifel daran bestehen, daß die Vereinbarung voll erfüllt werden kann«. Einige Mentalreservierungen, die die deutschen Delegierten an anderen Stellen des Planes noch mithinein verwoben hatten, fielen demgegenüber im Urteil der Welt nicht ins Gewicht . . . Wenn Doktor Schacht mit seiner neuen Attacke den Eindruck zu erwecken versucht, als ob in Paris unter seiner Leitung alles gut gegangen und nachher ohne ihn alles verfahren worden wäre, so muß ihm mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß diese Verfälschung des wahren Sachverhalts nicht hingenommen werden kann. Gewiß hat niemand ein Interesse daran Vergangenes wieder auszugraben und an Dinge zu mahnen, die, wie wir hofften, hinter uns lagen. Aber Doktor Schacht will keine Ruhe. Im Interesse der deutschen Außenpolitik und der deutschen Wirtschaft ist seit einem Jahr über manches geschwiegen worden. Die Öffentlichkeit weiß noch längst nicht alles. Aber es scheint, daß zu viel geschwiegen und verschwiegen worden ist.«

Das deutsche Urteil über das, was Schacht an Erfolgen für Deutschland aus Paris heimbrachte, wird gestützt durch die Meinung, die man sich von Hjalmar Schachts finanztechnischer und staatsmännischer Eignung in Paris gebildet hat. Schon daß er sich ausgerechnet den ganz unter angelsächsischem Einfluß stehenden Vater des Brest-Litowsker Friedensvertrags Richard von Kühlmann zum diplomatischen Berater wählte, spricht zur Genüge. Nach Kühlmannschen Ratschlägen gestaltete Schacht denn auch seine Strategie, so daß eine Einheitsfront der Gläubigermächte gegen Deutschland, von der zu Beginn der Pariser Verhandlungen kaum eine Spur vorhanden war, sehr schnell zustande kam. Ein telegraphischer Bericht aus Paris, den die Vossische Zeitung am 7. Dezember brachte, zeigt, wie Frankreich die Wirksamkeit Schachts am Youngplan einschätzt. Es heißt da:

»Hier in Paris, wo man die Expertenkonferenz und ihre Peripetieen, wo man insbesondere die nicht gerade großartige Rolle, die Herr Schacht dabei gespielt hat, aus nächster Nähe verfolgt hat, ist es vor allem die Hypokrisie, die aus jeder Zeile der von ihm gegen die deutsche Regierung erhobenen Anklagen und Beschuldigungen spricht, die in die Augen springt. Man fragt sich mit Erstaunen, was eigentlich Doktor Schacht in Paris getan hat, um die deutschen Rechte und Interessen, deren Preisgabe er in seinem Memorandum der Regierung zum Vorwurf macht, zu wahren und zu retten. Alle die Fragen, deren inzwischen erfolgte Regelung er als einen Verstoß gegen den Geist des Youngplanes und als neue unerträgliche Belastung für Deutschland hinstellt, sind im Schoße des Expertenkomitees eingehend diskutiert worden. Nicht in einer einzigen hat Doktor Schacht eine den deutschen Wünschen und Interessen konforme Lösung zu erreichen vermocht. Um die eigene Niederlage zu verschleiern und zu bemänteln, hat er den billigen und bequemen Weg gewählt die Gesamtheit dieser strittigen Punkte der »späteren Beschlußfassung durch die Regierungen selbst vorzubehalten« . . . Doktor Schacht, der die Pariser Verhandlungen mit dem Angebot einer deutschen Durchschnittsannuität von 800 Millionen begonnen hat, der sich dann von Woche zu Woche um 50 oder 100 Millionen in die Höhe treiben ließ, und der schließlich, als die schweren Fehler seiner von allen vernünftigen Leuten verurteilten Taktik

sich Ende April in einer verhängnisvollen Erschütterung des deutschen Kredits und der deutschen Währung auszuwirken begannen, glatt umfiel, indem er, der wenige Tage zuvor eine Annuität von 1650 Millionen Mark als die äußerste Grenze der deutschen Leistungsfähigkeit bezeichnet hatte, und selbst dies nur unter der Bedingung der Rückgabe der deutschen Kolonien und anderer politischer Gegenleistungen zugestehen wollte, vor dem Ultimatum der Gläubiger widerstandslos zusammenklappte, das die deutsche Jahresleistung auf über 2 Milliarden fixierte: ein Mann, der dies alles auf dem Kerbholz trägt, hat wahrhaftig das Recht verwirkt anderen ihre Schwäche zum Vorwurf zu machen.« 1

Die vorstehend wiedergegebene Meinung Frankreichs über Schachts diplomatische Wirksamkeit in Paris entspricht in allen Punkten der Wirklichkeit. Es ist für jeden Deutschen gewiß bitter von der Gegenseite zu hören, daß der Mann, der den Youngplan zustande brachte, seiner Aufgabe nicht gewachsen war, daß er nicht das für Deutschland herausgeschlagen habe, was herausgeschlagen werden konnte, wobei besonders an den radikalen Abbau der Sachleistungen im Verlauf weniger Jahre gedacht werden muß, der im vollsten Sinn des Worts ein großes Unglück für das deutsche Volk und für Kontinentaleuropa ist. Es ist nicht wahr, daß die Dawessachverständigen schlecht unterrichtet waren, als sie zum Schutz des deutschen Volkes vor zu schwerer Bedrückung durch die Daweslasten zur Verzinsung und Tilgung eines großen Teils der Reparationsschuld Sachlieferungen in den Zahlungsplan einschalteten. Für Deutschland, das nicht weiß, was es mit seinen Arbeitslosen anfangen soll, das einen großen Überschuß an Rohstoffquellen (Kohle, Kali) hat, stellten die Sachlieferungen eine enorme Erleichterung dar. Sie verwandelten sozusagen fast die Hälfte der Reparationsschuld in eine Art innerer Schuld; sie ermöglichten auf breiter Grundlage eine Zusammenarbeit des Kontinents, die sich befruchtend für die ganze deutsche Wirtschaft auswirkte und Kontinentaleuropa in seinem Abwehrkampf gegen das angelsächsische Kapital stärkte. Es war ein schwerer Schlag gegen das deutsche Volk, als Schacht unser im Dawesplan festgelegtes Sachlieferungsrecht zugunsten Englands preisgab. Kein Deutscher kann daher Hjalmar Schacht von schwerer Schuld freisprechen. Auf Grund der Möglichkeiten den Youngplan zu revidieren muß Deutschland versuchen den schweren Fehler Schachts wiedergutzumachen, indem es sich sein gutes Recht auf Sachlieferungen wieder zurückerobert.

Im übrigen wird man bei der Wertung des von Schacht in Paris Erreichten zwischen den einmaligen und den dauernden Zahlungserleichterungen des Youngplans scharf unterscheiden müssen. Die einmaligen Zahlungserleichterungen, die Schacht aus Paris mitbrachte, sind gewiß ansehnlich. Aber sie erstrecken sich nur auf eine kurze Reihe von Jahren. Sie sind, wie alles Einmalige auf dem Gebiet der Finanzen, schnell vergänglich. Die dauernden Zahlungserleichterungen, also das, was bleibt, betragen nur 250 Millionen Mark: eine ganz geringfügige Summe gegenüber den riesenhaft aufgeblähten Ausgaben des Reichs, der Länder und der Gemeinden. Die letzten Wochen waren von lebhaften Auseinandersetzungen über Steuersenkungen auf Grund der Zahlungserleichterungen des Youngplans ausgefüllt. Was die großen einmaligen Zahlungserleichterungen betrifft, so gab der Reichskanzler Hermann Müller in seiner Rede im Reichstag am 12. Dezember zu, daß ihr Gesamtbetrag zur Ausgleichung der Reichshaushaltsdefizite von 1928 und 1929 und insbesondere zur Sanierung der Kassenlage des Reichs gebraucht wird, die bereits so bedrohlich geworden ist, daß das Reich sich am Ende dieses Jahres hart am Rand partieller Zahlungseinstellung bewegen wird. Die

großen einmaligen Zahlungserleichterungen kommen also für eine Steuer-senkung nicht in Frage. Was andererseits die dauernde Zahlungserleichterung des Youngplans anlangt, so gewinnt es den Anschein, als ob sie durch die Ausgabensteigerung, die seit der Pariser Konferenz zu verzeichnen war, schon aufgezehrt worden ist. Die Dinge liegen demnach so, daß Steuer-senkungen auf der einen Seite durch Steuererhöhungen auf der andern Seite ausgeglichen werden müssen. Da ferner alle Länderhaushalte große Defizite aufweisen, so ergibt sich, daß ohne energische Maßnahmen gegen die Personal- und Gehaltsinflation in Reich, Ländern und Gemeinden die Gesamtmasse der Steuern und Gebühren unvermeidlich erhöht werden muß

So sehr die Kritik, die Hjalmar Schacht im außenpolitischen Teil seines Memorandums an der Reichsregierung übt, auf ihn selbst zurückfällt, so richtig ist dagegen dessen finanzpolitischer Teil. Es ist wahr, daß die innenwirtschaftlichen Voraussetzungen für die Erfüllung des Youngplans am 6. Dezember, als sein Memorandum der Öffentlichkeit durch die Presse bekannt gegeben wurde, noch nicht vorhanden waren. Schacht traf daher durchaus das Richtige, als er in seinem Memorandum folgendes feststellte:

»Das materielle Gleichgewicht des Haushalts ist nicht hergestellt worden; Schritte zur organischen Beseitigung des bisherigen Defizits sind nicht ergriffen worden; neue, sich ständig vermehrende Fehlbeträge und Neuanforderungen tauchen auf, die im wesentlichen nur durch weitere Steuern, also durch vermehrte Belastung, gedeckt werden können. Es ist schon heute mit Sicherheit zu übersehen, daß die Einsparung aus dem Youngplan nicht nur nicht zu einer Lastenverminderung führen sondern nicht einmal zur Deckung der jetzt bereits übersehbaren Fehlbeträge ausreichen wird. Besonders bedrohlich ist, daß die ständig steigenden Fehlbeträge zu einer ständig steigenden kurzfristigen Verschuldung der Öffentlichen Hand geführt haben, für deren Konsolidierung geraume Zeit benötigt werden wird. Die dringend notwendige Lastenerleichterung der Wirtschaft ist nur möglich, wenn die Ausgaben-seite des Etats von Reich, Ländern und Gemeinden gekürzt wird. Eine solche Ausgabenkürzung wäre die Einsparung aus dem Youngplan gewesen, wenn ihre anderweitige Inanspruchnahme vermieden worden wäre. Nun aber ist über die Einsparung des Youngplanes längst verfügt, und die deutsche Wirtschaft steht nicht vor einer Lastensenkung sondern vor einer Lastenerhöhung.«

Das am 11. Dezember veröffentlichte und am 12. Dezember vom Reichskanzler Müller im Reichstag vorgetragene Finanzprogramm der Regierung war offenbar bestimmt den Vorstoß Schachts abzuwehren und den Gläubigermächten wieder Vertrauen zu dem deutschen Erfüllungswillen einzuflößen. Dieses Finanzprogramm, das eng mit dem Namen Rudolf Hilferding verbunden bleibt, ist vom Reichstag am 14. Dezember »vorbehaltlich der endgültigen Gestaltung der Gesetze im einzelnen« angenommen worden, weil keine der bisher koalier-ten Parteien die Verantwortung für eine Regierungskrise vor der Haager Schlußkonferenz übernehmen wollte. Erst wenn die Steuergesetze »im einzelnen« vorliegen, wird man sagen können, ob die projektierte Erhöhung der Gesamtsteuer-masse zur dauernden Erfüllung des Youngplans ausreicht. Selbst wenn das der Fall sein sollte, könnte man immer noch nicht von der Gesundung unserer Staatswirtschaft sprechen, da das Programm nur Steuererhöhungen und Steuersenkungen, aber keine sichtbare Ausgabenverminderung vorsieht. Insbesondere bleibt es völlig ungewiß, ob das Finanzprogramm Hilferdings die Defizite der Länder, Gemeinden und öffentlichen Betriebe wird beseitigen können. Aus diesem Grund kann man auch noch nicht sagen, ob der Reichstag durch seine (einstweilen nur grundsätzliche) Zustimmung zu den kommenden Steuergesetzen bereits eine ausreichende finanzielle Sicherung der Erfüllungsbereitschaft der gegenwärtigen Regierung verbürgt hat.

Setzt man voraus, daß die Schlußkonferenz im Haag wirklich zu einem guten Ende führt, so wird es von diesem Augenblick an die Aufgabe der deutschen Außenpolitik sein die Möglichkeiten einer Revision des Youngplans auszunutzen, um einmal die Streichung jenes Teils der deutschen Reparationszahlungen, die über die Reparationsbank an Amerika gehen, als ein Gebot des Weltgewissens zu fordern und durch Bildung einer kontinentaleuropäischen Schuldnerfront auch zu erreichen. Die andere, ebenso dringende Aufgabe Deutschlands wird es sein auf die volle Wiederherstellung unseres Sachlieferungsrechts hinzuwirken, und zwar in dem Umfang, wie ihn der Dawesplan vorsah. Gewiß wird es vielen Deutschen schmerzlich sein, daß der deutsche Kampf für eine gerechte Gestaltung unserer Reparationsverpflichtungen sich fortan gegen die angelsächsischen Weltmächte, gegen die Vereinigten Staaten und England, richten muß. Aber das Schicksal läßt Deutschland keine Wahl; es hat ihm diesen Weg vorgeschrieben.

## ERNST UNTERMANN · DIE AMERIKANISCHE BEUTEPOLITIK

**G**OD darn Hoover!«, fluchte Hod Stanacre. Dabei sah seine Positur für einen freien Bürger der selbstverständlich mächtigsten Republik der Welt höchst lächerlich aus. Mit weit vorgebeugtem Körper auf die Hände gestützt kniete er im taufrischen Gras. Aus seinem mit schwarzen Borsten umwucherten Mund hing ein dünner Gummischlauch, dessen unteres Ende in einem kleinen Loch in der Erde verschwand. Diese Gymnastik paßte eher zu einem Gebet an die eben aufgehende Sonne als zu einem so groben Gruß an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Doch wenn man selbst in der majestätischen Wildnis des Uintagebirges seinen Morgenschnaps aus der Erde saugen muß, jeden Augenblick gewärtig von Agenten des Prohibitionsdepartements in seiner Andacht gestört zu werden, so kann einem schon die Galle überlaufen, namentlich wenn der Trunk in der unrechten Kehle kratzt. »Fluche, wenn es dich erleichtert, aber sei vorsichtig mit meiner Portion«, sagte ich mitfühlend und dachte dabei an die 15 Millionen Wähler, die für Al Smith und gegen die Prohibition gestimmt hatten, nicht zu reden von den Millionen, die trocken stimmen, aber eben so heimlich "tippeln" wie die ehrlichen Nassen. Hod ließ den Inhalt des Schlauchs in mein Gläschen gleiten, sog noch einen langen Schluck für sich selbst auf und deckte dann das Loch sorgfältig mit Rasen zu, so daß kein Schnüffler ahnen konnte, welche kostbare Flüssigkeit darunter in einem Fäßchen verborgen lag. »Und die alten Deutschamerikaner tranken immer noch eins«, lachte ich sorglos. Hod nickte zustimmend: »Und die alten Irischen, Schweden, Norweger, Franzosen, Italiener, Engländer, Spanier und andere Amerikaner halfen tapfer mit.«

Die Geschichte der Familie Hod Stanacres ist gewissermaßen ein Querschnitt durch die ganze amerikanische Nation. Hod stammte nämlich von einem Ahnen ab, der vor etwa 150 Jahren als Steinacker in Pennsylvanien gelandet, dessen deutscher Name aber im Lauf der Generationen zu Stanacre anglisiert worden war. Doch die Abschleifung des Namens hatte nichts an der Natur seiner Träger geändert. Sie behielten das rebellische Temperament, das den eingewanderten Steinacker nach Amerika getrieben hatte. Die Freiheitsliebe, von der primitiven Wanderlust verstärkt, jagte sie ruhelos

von Pennsylvanien durch einen Staat der Union nach dem andern in den Wilden Westen hinein. Schließlich wurden sie, nach vielen, für die Pioniere des Westens typischen Odysseen in Washington, Oregon, Idaho, Nevada, Californien, Arizona und Neumexico, in Utah sesshaft. Hier fühlten sie sich wohl, denn hier gibt es noch immer genügend interessante Reibungen zwischen Mormonen und anderen mehr oder weniger Kirchengläubigen. Auch wird die unkultivierte und unkultivierbare Wildnis auf unabsehbare Zeit so bleiben wie sie ist. Hods Vater wurde Agent der Washingtoner Regierung für die Utahindianer. Seine Mutter sorgte eifrig für den Schulbesuch der indianischen Mädchen und wird noch heute freundlich von den Indianern begrüßt: was viel sagen will, denn die Rothäute grüßen nicht viele Weißen. Hod selbst rodete sich aus dem Gestrüpp des Green River Canyons eine Heimstätte heraus und drang mit seinen Rindern und Schafen immer tiefer in die Einöde vor, so weit wie möglich weg von Vernal, dem Hauptstädtchen des Uintah County. Sein Kindername Hoddy, zu Hod verkürzt, blieb an ihm hängen, paßte aber zu seinem wilden Gesicht und seiner Bärenkraft wie Mizi auf einen Gorilla. Es war also ganz natürlich, daß er aller Prohibition zum Trotz seinen eigenen Schnaps destillierte und mit Gusto trank, »ganz egal, wieviele Hoovers breimäulige Reden halten mögen über sogenannte Achtung vor dem Gesetz«. Ebenso natürlich war Hod der bestgehaßte und -gefürchtete Mitbürger aller Mucker in der Uintahgegend. Indes, wie der Green River eine 500 Meter tiefe Schlucht durch den harten Quarzit der Kohlenperiode, so brach sich Hod seinen eigenen Weg durch die Niederungen der amerikanischen Politik und der Main-Street-Gesellschaft. Er war gefühlsmäßig Sozialist und sah hinter die Kulissen der beiden alten Parteien und ihrer großkapitalistischen Hintermänner mit einer durchdringenden Intelligenz, um die ihn mancher besser Geschulte beneiden konnte. Aber er war Individualist aus Not, immer gezwungen sich selbst durchzuhelfen.

Und wie er, so die meisten Pioniere des Westens, die sich daran gewöhnt haben nichts von der Regierung zu erwarten und sich allein durchzuschlagen, so gut es eben geht. In einem Land, wo Millionen heimlich trinken und dabei wissen, daß die offizielle Prohibition mehr mit Beutepolitik als mit Mäßigkeit zu tun hat, sehen sie auch alle anderen öffentlichen Fragen in dem Licht, das diese Prohibition klarer als irgendeine andere Tagesfrage auf die amerikanische Politik wirft. Und diese Aufklärung kann um so mehr in kritischen Momenten die Methoden der sozialen Entwicklung entscheiden, als sie auch ein pathologisches Element in diese Politik einführt. Die Mucker können nicht mehr so ungestört wie früher im Dunkeln munkeln. Millionen, die es mit der Bekämpfung des Alkoholismus ernst nehmen, wollen mit der offiziellen Heuchelei ebensowenig zu tun haben wie die ehrlichen Nassen, die ihre eigenen Heuchler sehr gut kennen. Eine derartig die ganze Nation umfassende Stimmung ist einer vernünftigen Lösung sozialer Probleme nicht günstig. Sie züchtet den Zorn, die Nervosität, die hysterische Gewalt.

Hoovers Mahnung das Prohibitions-gesetz zu achten wurde ihm von einem großen Teil der Tagespresse sofort in die Zähne zurückgeworfen. Am frappantesten war wohl ein Leitartikel in der Hearstpresse, eigenhändig von dem Millionär W. R. Hearst unterzeichnet. Dieser sagte Hoover ins Gesicht, daß nur solche Gesetze Achtung verdienen, die ehrlich und vernünftig sind. Der Senator Howell von Nebraska, ein überzeugter Trockener, klagte Hoover in öffentlicher Sitzung an selbst die größte Schuld an der flagranten Ge-

setzesverachtung in der Hauptstadt zu tragen. Der Präsident fühlte sich getroffen und verlangte nähere Auskunft. Howell erzählte darauf, daß Prohibitionsagenten bis in die frühen Morgenstunden an Zechgelagen im aristokratischen Carltonklub teilgenommen hätten; als sie dann versuchten Verhaftungen vorzunehmen, wäre der Leiter des Wardman-Park-Hotels eingeschritten und hätte erklärt, der Brigadier Andrews, der als Hoovers Assistent im Schatzamt für die Durchführung der Prohibition verantwortlich ist, wäre sein bester Gönner. Der Senator Brookhart von Iowa, auch ein Trockener, sagte dem Senator Smoot von Utah, einem wichtigen Rad in der Hoovermaschine, auf den Kopf zu, er hätte an einem Diner teilgenommen, das Walter J. Fahey, ein bekannter Agent der Wallstraße, den neuerwählten Senatoren im Willardhotel in Washington gegeben hätte; bei diesem Diner hätte neben jedem Stuhl eine volle Whiskeyflasche gestanden. Smoot stellte sich ebenso dumm wie Hoover, aber ihre eigenen Leute, wie Frau Willebrand, die im Justizamt jahrelang die Prohibitionsprozesse geführt hat, erklären öffentlich, die Prohibition sei nur ein Mittel zur politischen Drahtzieherei. Und damit sprechen sie eine Binsenwahrheit aus, die ebenso gut auf alle anderen politischen Fragen in diesem Land paßt, und die nur dem bloßgestellten Muckertum Schmerzen bereiten kann. Ich hatte also die besten Zeugen für meine Behauptung im Milwaukee Leader, daß Hoover und seine Trabanten in der Verachtung des Gesetzes vorangehen, und guten Grund ihm zu raten zunächst selbst ein besseres Beispiel zu setzen, ehe er anderen Leuten Moral predigt. Auch erinnerte ich ihn an die sogenannten Väter der Amerikanischen Revolution, auf die jeder Stockamerikaner stolz sein will. Sie wurden von den britischen Tories Diebe, Landstreicher und Schmuggler geschimpft. Hätten jene alten Revoluzzer die schlechten britischen Gesetze geachtet, so gäbe es heute keine unabhängige amerikanische Republik.

»Wäre auch besser, wenn wir noch unter britischer Herrschaft ständen«, meinte Hod dazu. »Dann hätten wir heute eine Arbeiterregierung und keine Prohibition.« »Auch wäre dann die Regierung MacDonalds vielleicht besser in der Lage eine sozialistische Politik zu beginnen«, gab ich hinzu. »Heute muß MacDonald dem amerikanischen Imperialismus zugunsten des britischen die Bruderschaft anbieten, wobei die internationale sozialistische Solidarität schlecht wegkommt. Wird die britische Arbeiterpartei noch mehr auf diese schiefe Ebene gedrängt, so wird es lange dauern, bis die Sozialistischen Parteien des europäischen Kontinents den Sozialismus aus dieser Klemme befreien können. Über kurz oder lang wird MacDonald schon merken, wenn er es noch nicht weiß: daß Graf Bernstorff recht hatte, der während des Krieges gesagt haben soll, Verträge mit der amerikanischen Regierung böten nicht mehr Rückhalt als Verträge mit Kindern. Er mag es damals nur auf die Wilsonregierung gemünzt haben, es trifft aber auch auf die Hooverische zu, die sich mit großer Würde als Hüterin der Verträge (für Europäer) hinstellt, namentlich wenn dadurch Geld in die amerikanische Kasse kommt. Sekundiert Bernstorff heute den Amerikanern auf europäischen Konferenzen, so mag eine Berechnung dahinter stecken, die aber mehr im Sinn der "alten" als der "neuen" Diplomatie gedacht ist. Denn die amerikanische Beutepolitik, der echte Ausdruck eines kapitalistischen Individualismus, der selbst in der Form von Trusts, Kartellen und Syndikaten die schlechten Gewohnheiten des privaten Räubertums weiter treibt, befleckt alles mit ihrem schmierigen Griff und hat keine "liberalen" Ausblicke.«

Hod lachte verächtlich über die ganze Methode der amerikanischen Politik. Er wies auf eine Rede hin, die der Vorsitzende des Exekutivkomitees der Demokratischen Partei, Jouett Shouse, neulich gehalten hatte. Dieser charakterisierte die Haltung Hoovers und der republikanischen Regierungsmaschine in der Prohibition wie in der Schutzzollfrage als puren Schwindel. Was die Demokraten besonders erbost, ist das seit Coolidge eingeführte Recht des Präsidenten auf eigene Faust die Zoltarifsätze bis auf 50% zu erhöhen, wenn er es »im Interesse der Nation« für nötig hält. Das ist die sogenannte flexible clause des Schutzzollgesetzes. Die Demokraten behaupten, daß das Interesse der Nation eigentümlicherweise stets mit dem Profit der die republikanische Parteimaschine finanzierenden Industrieherrn zusammenfällt. Sie weisen nach, daß Coolidge und Hoover 37 derartige Änderungen an den Schutzzöllen vorgenommen haben. Ein Mitglied der Tarifkommission sagte naiv, die flexible clause sei wie der menschliche Ellbogen, sie beuge sich immer nur nach einer Richtung. Wahr ist, daß von 37 solchen Änderungen 32 nach oben gingen, darunter die Zölle auf Weizen, Salpeter, Strohüte, Butter, Lumpenteppiche und Fensterglas. Erniedrigt wurden durch das Dekret dieses Präsidenten nur die Zölle auf fabrizierte Futtermittel, Wachteln, Malerpinselstiele, Kresylsäure und Phenol. Diese Nachlässe sind vom selben Kaliber wie die Steuererleichterungen und Rückzahlungen, die Hoovers Freund Andrew Mellon als Finanzminister sich persönlich und seinen vielen Großunternehmungen schenkt. »Da entlarvt ein Schwindler den andern«, höhnte Hod. »Die Demokraten haben mit ihrem tariff for revenue only auch immer nur Parteipolitik und Beute gemacht.

Es ist diese Beutepolitik, die sich hinter die Prohibition stellt, um sich immer fester in den Sattel zu setzen und, unter dem Vorwand ein edles Experiment durchzuführen, die längst sprichwörtliche Korruption bis zum äußersten zu treiben. Mit Mäßigkeit und Selbstzucht hat diese Prohibition schlechterdings nichts zu tun. Aber sehr viel zu tun hat sie mit der heuchlerischen Manier jede politische Frage in eine Entlarvung politischer Gegner durch eine Untersuchungskommission zu verdrehen, was selbst ein schmutziges Stückchen Wahltaktik ist. »Fasse an, was du willst«, sagte Hod, »die Farmpolitik, die Petroleumpolitik, die Wald- und Weidepolitik, den Boulder Damm, das Muscle-Shoals-Projekt, die Handelsmarine, immer bekommst du Beutepolitik und die selbe Sorte von faulen Reden, wie sie Hoover in der Prohibition verzapft, während seine eigenen Exekutiven und ihre Angestellten das Gesetz verlachen und sich die Taschen füllen.« Was also Leute wie Hod Stanacre oder die Al-Smith-Wähler so aufbringt, ist dieses ganze System der politischen Theaterpredigten in allen öffentlichen Fragen. Dadurch werden besonders die Arbeiter und die Bauern geschädigt, weil immer falsche Vorstellungen verbreitet werden, um zu verhüllen, daß alles beim alten Schlendrian bleibt. »Und die Leute, die für Al Smith stimmen, um diese Art von Politik niederzuschlagen, sind genau so wie die ganze Generation, die in William Jennings Bryan einen großen Volkstribunen sah, weil er einmal seinen Parteifreunden von der Golddemokratie auf einem Parteitag zugerufen hatte: Ihr sollt nicht diese Dornenkrone auf das Haupt der Arbeit drücken, ihr sollt nicht den Arbeiter an dieses goldne Kreuz schlagen! Denn wie kann ein Mann, der durch Tammany Hall und Herren aus der Wallstraße wie Raskob vorgeschoben wird, irgendetwas für unsereinen tun, in der Farmfrage oder bei der Reinigung unseres politischen Schweinestalls?«

Gerade die Farmpolitik, die Hod und 25 Millionen seinesgleichen direkt angeht, erregt seit Jahren die Gemüter. Der Bauer kommt trotz aller Farmreform wirtschaftlich unter die Räder, und der Arbeiter muß immer hohe Preise für seine Lebensnotwendigkeiten zahlen, ohne daß die Lohnerhöhungen jemals mit dem Klettern der Preise mitkommen. Die Bankiers ramschen den Löwenanteil aller wirklichen Vorteile, die sich aus den Flickereien an mehr oder weniger anrühigen Farmbills ergeben mögen. Jahrelang hat es gedauert, bis der Kongreß diese Frage überhaupt richtig auf die Tagesordnung setzte. Dann waren die Bauern und Arbeiter immer noch die Geleitmen. Man gab nur den Großkapitalisten die gewünschten Schutzzölle, diesen freilich aus voller Hand, verweigerte sie aber den Bauern mit der nichtigen Ausrede, die unveränderlichen Gesetze der Ökonomie ließen so etwas nicht zu. Die vom Senator Brookhart und anderen offiziellen Bauernfreunden geforderte Exportprämie, das equalization fee, dürfte den arbeitenden Bauern wenig zugute kommen. Dafür sorgen schon die Federal-Reserve-Banken und der Zwischenhandel. »Nicht einen roten Cent bekäme ich davon oder irgendein Farmer in meiner Lage«, erboste sich Hod. »Das Geld wird einfach an Unternehmungen verschwendet, die wirtschaftlich schon über Wasser stehen und gar keine Hilfe brauchen, oder an bedürftige Geschäfts- und Parteifreunde der großen Macher.«

Aus solchen Erwägungen heraus ist es leicht zu verstehen, daß Hods Ausruf »God damn Hoover!« nicht so sehr der Person des Präsidenten galt als der Spitze eines Systems, das vor allem darauf ausgeht die großen Parteimaschinen für die nächsten Wahlen zu schmieren, die Arbeiter und Bauern aber mit glatten Reden abzufüttern. Die Redner denunzieren sich gegenseitig als Volksfeinde, sitzen aber alle in dem gleichen Glashaus. So trat neulich der erzreaktionäre Senator David Reed aus Pennsylvanien, ein Verwandter und republikanischer Gegner des Senators Jim Reed aus Missouri, bei der Beratung der Schutzzölle mit dem Vorschlag auf, man solle »Fabrikanten, Produzenten, Großkaufleute, Arbeiter, Bauern und Konsumenten« zur Revision dieser Zölle heranziehen. Der insurgente Senator Norris aus Nebraska meinte lachend, man sollte zu diesem Mischmasch auch die League of Women Voters hinzufügen. Der kühne David behauptete, er habe die Unterstützung ehrlicher »Vertreter der Arbeit«. Das brachte den Senator Ashurst von Arizona auf seine Cowboybeine: »Ich habe schon viele seltsame Schauspiele während meiner Dienstzeit in dieser Kammer mit angesehen, aber das seltsamste ist wohl der Senator von Pennsylvanien, wenn er Krokodilstränen über den Arbeiter vergießt. Ich möchte Laboucheres Ausspruch über Gladstone dahin ändern, daß der Senat nichts dagegen haben kann, wenn der Senator von Pennsylvanien 4 Asse für speziell bevorzugte Interessenten hält, aber wir werden uns dagegen auflehnen, daß er versucht noch ein 5. As in seinen Ärmel zu schieben. Er versucht die Arbeiter als Vorspann zu gebrauchen, um noch mehr Profite für die schon mehr als genug bevorzugten Monopolisten zu bekommen.«

So wird die Schutzzolldebatte zur Komödie. Um so mehr, als dann noch der Senator King aus Utah, der an Zuckerrübenfarmen und Rübenzuckerfabriken interessiert ist, dem Zolitarifgesetz einen Vorschlag zur Unabhängigkeitserklärung der Philippinen anhängen wollte, um dann den Rohrzucker der Inseln mit einem schweren Einfuhrzoll zu belegen. Das wurde natürlich von Demokraten und Insurgenten mit den üblichen Fanfaren abgelehnt. Was

auch wieder nur Wahldonner war. Denn Hoover und seine Leute denken natürlich auch nicht entfernt daran den Filipinos die Freiheit wiederzugeben. Mit öder Regelmäßigkeit wiederholen sich bei jeder öffentlichen Frage die gleichen Szenen. Das drückt der amerikanischen Politik den Stempel auf.

Da ist, zum Beispiel, das Projekt eines großen Damms im Boulder Canyon des Coloradoflusses. Er soll Elektrizität und Bewässerung liefern. An ihm sind die Staaten Utah, Nevada, Arizona und Californien direkt interessiert. Utah und Arizona müssen Land- und Wasserrechte hergeben, die Wasserhältnisse des Coloradoflusses an der Grenze von Nevada werden dadurch verändert, Californien bekommt neue Wasserzufuhr für die großen Güter im Imperial Valley. Das Projekt soll von der Bundesregierung finanziert werden. Die Steuerzahler aller Staaten tragen also die Kosten für ein Projekt, das den großen Landbesitzern und Elektrizitätsgesellschaften neue Profite einbringt und den Politikern einen neuen Spielball zu Wahlzwecken liefert. Jahre hindurch ist das Projekt von der Parteipolitik hin und her gezerrt worden, je nach dem Ausfall der Staats- und Bundeswahlen. Endlich war die Sache so weit, daß eine Kommission von Sachverständigen ernannt wurde, die die Möglichkeiten des Projekts an Ort und Stelle studieren sollte. »Sachverständige!«, lachte Hod Stanacre. »Statt nach dem Boulder Canyon zu gehen reisten sie nach Phoenix in Arizona. Dort suchten sie einen Landinspektor auf, bei dem ich zu Besuch war. Ein hohes Mitglied der Kommission trug ihm eigenhändig 5 Gallonen Moonshine ins Haus. Die Kommission setzte sich des Abends in sein bestes Zimmer, spielte Poker und trank. Er saß im Nebenzimmer und schrieb einen sachverständigen Bericht über das Boulder Canyon. Diesen Bericht reichte die Kommission als ihr eigenes Fabrikat an Hoover ein, ohne einen Fuß ins Canyon gesetzt zu haben. Und die Hoovermaschine drückte mit diesem Bericht den Plan durch den Kongreß.« Dabei kamen noch verschiedene Durchstechereien vor, deren Einzelheiten noch nicht sicher bekannt sind, die aber den Zweck erfüllten die Opposition in Utah und Arizona niederzuschlagen. Diese Opposition wollte nicht ohne Entgelt zugeben, daß die californischen Landspekulanten, Elektrizitätsgesellschaften und Hooverleute am besten bei diesem Projekt abschneiden sollten. Es kostete also etwas. Wieviel, was, wie und an wen gezahlt wurde, ist vorläufig nur den Eingeweihten bekannt. Aber es ist offenkundig, daß der Staat Californien, Hoovers home state, den er unbedingt zu seinem Sieg bei den nächsten Wahlen nötig hat, auf diese Weise für ihn gehalten werden soll, soweit Geld diesen Zweck erfüllen kann. Utah ist vorläufig mit Hilfe der großen Mormonenväter in seiner Tasche. Arizona ist stark demokratisch und muß geschmiert werden. Nevada ist wegen seiner schwachen Bevölkerung ein politischer Lückenbüßer, aber schließlich zählt jede Stimme im Kollegium der presidential electors, die formell die Wahl des Präsidenten nach der Hauptwahl durchführen. So wird ein großes Wirtschaftsprojekt nach Parteikniffen ausgerechnet. Die Opposition ist vorläufig geschlagen, tröstet sich aber mit der Aussicht auf die fetten Skandale, die bald zu den älteren und etwas abgegriffenen hinzutreten werden.

Ebenso steht es mit dem großen Regierungsprojekt an den Muscle Shoals des Tennesseeflusses in Alabama. Dieses sollte Elektrizität und Stickstoff liefern, ist aber noch heute, nach 15 Jahren politischer Ränke, trotz allen verpufften Millionen nicht fertig. Der Elektrizitätstrust will das Werk in Privatbesitz nehmen, aber nur  $\frac{1}{10}$  der Kosten tragen, die die Regierung bis-

her davon gehabt hat. Der Trust läßt daher das Projekt nicht fertig werden. Verschiedene Landspekulanten möchten gern fette Happen aus dem Regierungsbesitz herausbeißen. Die Politiker möchten dabei grapschen. Den Bauern hat man billigen Stickstoff, den Arbeitern dauernde Arbeit zu gutem Lohn versprochen, um die bisher vergeudeteten Millionen aus der Steuertasche als nationale Einlage zum Besten aller hinzustellen. Da es aber nach den herrschenden amerikanischen Begriffen unrecht für die Regierung ist solche Werke als öffentliches Eigentum im Wettbewerb mit Privatleuten zu betreiben, und da die beiden alten Parteien bei jedem Regierungswechsel mit öffentlichen Betrieben, wie Post, Schulen usw., ihre politische Puscherei treiben, wird sich das Muscle-Shoals-Projekt noch lange hinziehen. Es wird noch weitere Millionen verschlingen und mehr politische Skandale und private Bereicherungsaffären als Elektrizität und Stickstoff liefern.

Es ist allbekannt, wie sich der Präsident Harding durch seine Kabinettsmitglieder, namentlich durch seinen Innenminister Fall und seinen Justizminister Daugherty, in die Falle der Ölbarone Sinclair und Dougherty locken ließ. Nicht so bekannt ist, daß Harding in seinen Tod gejagt wurde, als die Enthüllung kam, weil man ihm nicht traute, daß Fall sich jetzt todkrank stellt, und daß Daugherty heute unter verschiedenen Pseudonymen im Land herumschleicht und mit großen Enthüllungen droht, die seine Unschuld beweisen sollen. Dabei ist es eine auf der Straße ausposaunte Weisheit, daß diese Leute nur deshalb der Verachtung und Verfolgung verfielen, weil sie sich ertappen ließen, nicht weil sie korrupt waren und sind. Denn sie haben ja nur Dinge getan, die von dem amerikanischen Kapitalismus und seiner Beutepolitik nicht zu trennen sind. Was sie heimlich taten, tut Hoover ganz offen, ohne sich so plump bestechen zu lassen. Er greift mit seinem Millionärskabinet dem Petroleumtrust kräftig unter die Arme, drangsaliert dessen Rivalen im eigenen Land, raubt den kleinen Ölleuten das Recht weiter nach neuen Ölquellen zu suchen. Und er tut es im Namen einer angeblichen Weltökonomie. Das ließe sich hören, wenn wir statt der Privatausbeutung und Beutepolitik eine kooperative Weltwirtschaft unter weitblickender Leitung hätten. Aber was kann man von Leuten erwarten, die das soziale Räuberwesen systematisch züchten und dabei Kapuzinerreden halten?

Hoover erließ den großen Stahlherren den Einfuhrzoll auf Manganerz, das hauptsächlich aus dem Kaukasus kommt, will aber ihre Produktionskosten, Profite, Löhne und Preise nicht im Namen der selben rationellen Weltwirtschaft unter die Lupe nehmen, mit der er diese Konzession entschuldigt. Nach seiner Ansicht kann die Federal Reserve nichts tun, um Preise und Löhne zu stabilisieren. Für Wahlzwecke redet er wohl von der Notwendigkeit die Löhne und die allgemeine Lebenshaltung in Amerika zu schützen. Aber sein soziales Ideal lautet: Europäische Löhne für die Arbeiter, amerikanische Profite für die Kapitalisten! Wie aber, wenn die europäischen Löhne infolge sozialistischer Errungenschaften immer höher klettern, und die europäischen Privatkartelle Gemeineigentum werden? Wie, wenn sich die Spannung zwischen den freihändlerischen Interessen der amerikanischen Großfinanz (für Europa) und den schutzzöllnerischen der Großindustrie (für Amerika) immer gefährlicher erweitert? Wie, wenn das große Plusproblem des Kapital- und Warenexports der Vereinigten Staaten und das große Minusproblem der europäischen Kriegszahlungen die bisher ungelöste Frage der rationellen Weltwirtschaft immer unlösbarer macht? Wie, wenn

einmal die Regierungen Europas diesen gordischen Knoten kühn durchhauen und der amerikanischen Beutepolitik in ihren eigenen Grenzen Halt gebieten? Daran denkt ein Hoover lieber nicht. Wird er für seine Liebesdienste auch nicht plump bestochen, so wird es ihm doch nicht an Einkünften fehlen, sollte er das Unglück haben nicht wieder gewählt zu werden. Und daß es auch in seiner Maschine genug Korruption gibt, ist klar. Aber die Methode die Nationalökonomie als Klassenprivileg mit einer Etikette "Gemeinwohl" zu bekleben war noch immer profitabel für die großen Politiker.

So träumt auch der große Volksfreund Al Smith, dessen Engel Raskob in der Wallstraße noch immer getreulich wacht, trotz seiner Niederlage bei der Präsidentenwahl und seiner öffentlichen Absage an die Politik ruhig weiter von einer großen politischen Karriere. Neulich meinte er ganz treuherzig, ein geschlagener Präsidentschaftskandidat sollte eigentlich automatisch zum Ehrenmitglied des Bundessenats mit außeretatsmäßigem Gehalt ernannt werden. Tammany Hall hat gewiß nichts dagegen. Ein ehrlicher Demokrat hätte eher verlangt, daß das Wahlsystem der Südstaaten ehrlich aufgebaut, und daß die Neger als vollberechtigte Bürger in die Wahllisten eingetragen werden sollen, wie es im Sinn des 14. und 15. Amendements der Bundesverfassung liegt. Aber das paßt nicht in die demokratische Wahltaktik hinein. Es käme eher den Republikanern und Sozialisten zugute. Inzwischen figuriert Al Smith als große Persönlichkeit in einer Versicherungsgesellschaft, neben Coolidge, dramatisiert sich selbst in der Saturday Evening Post als Sohn des Volks und wird nächstens auch in Hollywood auf dem Film in Bild und Wort erscheinen, um sich weiterhin dem Volk im Gedächtnis zu erhalten. Das kostet alles ziemlich viel. Leute, die so viel Geld ausgeben, um einen Tammanypolitiker dem Volk mundgerecht zu machen, müssen doch wohl darauf rechnen sich bezahlt zu machen. Die Wallstraße hält sich populäre Kandidaten immer warm, um gegen unberechenbare Wahlfälle geschützt zu sein. Auf diese Weise wird man hier ein großer Mann und ein leuchtendes Beispiel für Sonntagsschüler.

Soll ich noch von der Verschacherung der öffentlichen Handelsmarine an Privatleute für 10 % ihres Werts reden? Oder von der Beraubung der verwundeten Kriegsveteranen, von den Unterschleifen im Schatzamt beim Verschleiß der Kriegsanleihen? Oder von dem Diebstahl deutscher Patente und andern Privateigentums während des Krieges, trotz allen Verträgen? Genug. Man hat von einer amerikanischen Regierung nur Beutepolitik zu erwarten und muß sich mit dieser Wirklichkeit abfinden, gerade auch in der internationalen Politik. Nur eine mit dieser Wirklichkeit rechnende europäische Außen- und Innenpolitik kann auf lange Sicht Erfolg haben. Mit Anbiederungsmethoden macht man sich nur selbst zum Narren.

In Europa bilden sich manche ein, man könne mit Offenen Briefen an Hoover und Konsorten die Beutepolitik in eine Menschheitspolitik verwandeln. Da will man Hoover klar machen, daß der Weltfriede nur dann möglich wäre, wenn der europäische Kontinent mit amerikanischer Hilfe wirtschaftlich aufgebaut würde, und Hoover wird gebeten einer auf den Zusammenschluß Europas hinzielenden Bewegung seine moralische Unterstützung zu leihen. Das ist sicher gut gemeint. Aber damit arbeitet man faktisch nur in die Hände der amerikanischen Beutepolitiker, denn diese lieben es sich als große und uneigennützig Diener der Menschheit anzuhängen.

stellen, der sie das Fell über die Ohren ziehen. So malen sie den Dawesplan, den Youngplan, den Kelloggpackt, so verkünden sie Europa die sittliche Pflicht zur Abrüstung. So macht jede amerikanische Regierung Panamerika zu einem ethischen Postulat. So wird sie sich auch MacDonalds Parität der englischen und amerikanischen Kriegsflotten als puren Heiligenschein aufsetzen. Und so wird sie bis zum bitteren Ende alle Welt auffordern sie als große und selbstlose Gönnerin aller Menschlichkeit zu bewundern, während sie kalt jeden Pfennig aus Europa herausquetscht, der sich ohne Gefahr für ihre eigene Haut herausschinden läßt. Genau so steht es mit Hoovers "moralischer Hilfeleistung" für den europäischen Zusammenschluß. Dazu braucht er gar nicht erst von außen her gemahnt zu werden, weder durch sentimentale Bitten, die sich die Beutepolitiker sofort als Moralmäntelchen umhängen, noch durch ernste Warnungen, die ihre Reptilpresse in Drohungen übersetzt, um sich patriotisch gebärden zu können. Das macht er alles von selbst, das heißt auf Drängen seiner großkapitalistischen Hintermänner, unter denen gerade die Rockefeller es verstehen die humanitäre Wurst nach der imperialistischen Speckseite zu werfen.

Aber was Hoover auch tun mag, es wird inkonsequent und schleppend sein. »Die Hooverregierung«, sagte Hod Stanacre, »hält in einer Hand den Kelloggpackt, mit der andern drückt sie Zentral- und Südamerika die Gurgel zu. Und wenn sie jetzt plötzlich mit dem Kelloggpackt hausieren geht und dem MacDonald verspricht einige Kriegsschiffbauten zu unterbrechen, so wird wohl manches andere mit dieser Geste zu tun haben.« »Der Shearerfall«, warf ich ein. »Stimmt«, meinte Hod. »Hoover wird ohne Zweifel gewußt haben, was der Shearer und der Admiral Reeves mit seinen Marineexperten auf der Genfer Konferenz des Coolidge ausrichteten. Er ist jedenfalls nicht blind und taub, wenn er sich auch manchmal stumm stellen kann. Andere Leute haben gewußt, was bei Coolidge und Kellogg vorging. Calles in Mexico hat ihnen ähnliche Dinge bis ins Weiße Haus nachgewiesen, und der argentinische Gesandte hat ihnen auf der Panamerikanischen Konferenz in Havana schön eins hingehauen.« Es ist allerdings schwer zu glauben, daß Hoover als Coolidges Handelsminister nicht gewußt haben soll, was Calles und andere Ausländer wußten. Andere Leute in Washington, die weder seine Verbindungen noch seine Informierungsmaschine, die Konsulate, zu ihrer Verfügung hatten, wußten, daß die großen Stahlleute Shearer nach der Genfer Konferenz geschickt hatten, um diese zum Scheitern zu bringen. Jedenfalls mußten Schwab, Grace und Wakeman von der Bethlehem Steel Company vor dem untersuchenden Senatsauschuß zugeben, daß ihre Firma dem Shearer Geld bezahlt hatte. Und der amerikanische Zeitungskorrespondent Drew Pearson sagte aus, der Admiral Reeves und 4 seiner Marineexperten hätten auf der Konferenz fortwährend mit Shearer Rücksprache genommen. Reeves leugnete alles ab und stellte sich ebenso als Friedensmann hin wie die Schwab und Genossen. Schwab verstieg sich sogar zu der drolligen Behauptung, er würde lieber die ganze amerikanische Kriegsflotte auf dem Meeresboden sehen als den Frieden gefährden. Nun, das Versenken amerikanischer Kriegsschiffe nach der Washingtoner Konferenz ist für die Bethlehem Steel Company sehr profitabel gewesen, wie ihre Dividenden beweisen. Es lohnt sich jetzt schon Luftkreuzer zu bauen und von dem europäischen Kontinent die Abschaffung der Luftrüstung und der Unterseeboote zu fordern.

Auf keinen Fall kann der Zusammenschluß des europäischen Kontinents und was damit zusammenhängt, mit Hilfe der amerikanischen Beutepolitik zustande kommen. Gewiß hört man bieder klingende amerikanische Ratschläge, und amerikanische Staatsmänner predigen zuweilen, Europa solle sich einigen. Amerikanische Hilfe bedeutet aber amerikanische Ausbeutung und Ausbreitung der amerikanischen Herrschaft. Wer mit Wirklichkeiten Staatskunst treiben will, kann von den Vereinigten Staaten von Amerika nicht eine Basis für die erstrebten Vereinigten Staaten von Europa erwarten. Europa muß sich aus eigener Kraft einigen. Dann hat es von keiner außereuropäischen Macht etwas zu befürchten. Es wäre aber kindlich von einer amerikanischen Regierung zu verlangen oder zu erhoffen, daß sie einem Kontinentaleuropa die Wege ebnet, das, wenn es einmal geschaffen ist, die "amerikanischen Traditionen" der Ausbeutung und Beutepolitik auf den Schutthaufen der Geschichte werfen wird.

»Das sollen sich die Leute drüben hinter die Ohren schreiben, die Europa befreien und retten wollen«, sagte Hod Stanacre.

## HANS HARTMANN · WANDLUNGEN DER GEISTIGEN STRUKTUR FRANKREICHS



FT verstehen sich am schlechtesten, die am nächsten zusammen wohnen, und Völker, deren geistiges Dasein aus einer gemeinsamen Wurzel entspringt, sind sich oft am fernsten. Kommt dazu noch ein Verhängnis politischer Reibung und sachlicher Mißverständnisse, wie zwischen Frankreich und Deutschland, so schwinden allzu leicht der Wille und das Bemühen und Sich-Verantwortlich-Wissen. Es gibt geistige Schicksale im Leben der Völker, die die anderen und zumal die nachbarlichen nicht ungestraft übersehen. Und darum sind wir gewiß nichts Überflüssiges zu tun, wenn wir Frankreichs geistige Struktur in ihren Wandlungen so ernsthaft wie möglich verfolgen.

Das geschichtliche Frankreich stellt sich uns in einem eindrucksvollen Gesamtbild vor Augen. Es ist der Einheitsstaat, der in stolzer Selbstgenügsamkeit sein Dasein gestaltet, sichert, verteidigt. Man muß einmal in Paris die klassischen Stücke von Racine oder Corneille gesehen haben, und man hat den Schlüssel zum geschichtlichen Frankreich, zu seiner Pracht, zu seinem Herzen, zu seiner Gloire und seiner strahlenden Sicherheit. Wenn wir diesen Tatsachenbestand mit dem Namen Zentralismus bezeichnen, so wird das kundige Auge bemerken, daß auch diesem Zentralismus die Schicksalsstunde schlagen muß, und daß jetzt die Epoche gekommen scheint, da sie schlägt.

So läßt sich eine erste Gruppe von geistigen Strömungen unter dem Leitwort der *Überwindung des Zentralismus* zusammenfassen<sup>1</sup>. Aus dem geschichtlichen Schicksal Frankreichs heraus ergibt sich, daß der Zentralismus nicht nur ein politisches Prinzip, eine Art Verwaltungsprinzip ist, an dem sich der zur Klarheit und Übersichtlichkeit neigende Geist des Franzosen ergötzt. Er ist vielmehr eine Gestaltungsform, die die Dinge der Kultur, und mit ihnen freilich auch den Staat, möglichst von einem Ort aus, von einer Perspektive und Dynamik aus ordnen will und erst dann an die erforderliche Einheit, Klar-

<sup>1</sup>) Siehe darüber *Hintze* Staatseinheit und Regionalismus in Frankreich, in den Sozialistischen Monatsheften 1927 I Seite 364 und folgende.

heit und Einfachheit (clarté und simplicité) glaubt. Aber dieser Zentralismus widerspricht der einen der 3 unsterblichen Ideen der Großen Französischen Revolution, in der er doch wahre Blüten trieb: der Freiheit. Und diese Idee sucht sich jetzt mehr und mehr den Weg ans Licht und in die Wirklichkeit. Man sieht das unter anderm an den Fragen, die durch die Rückkehr des Elsaß in Frankreich aufgeworfen wurden. Aber vielleicht noch wichtiger als diese Einzelprobleme ist, daß sich unter den Geistigen Frankreichs die theoretische Wandlung vollzieht, in der die Besten des Landes die zentralistische Idee in ihrer bisher gewohnten Form auflösen.

Wir sehen das zunächst in dem Erwachen des Regionalismus. Die Landschaft erwacht. Und da der Franzose zuerst und vor allem an seiner Erde hängt (um die er auch im Weltkrieg stets zuerst kämpfte), so erwacht mit der Landschaft zugleich eine neue Art geistiger Gliederung, ein Kosmos von Beziehungen, von landschaftlich charakterisierten Einsichten, Ereignissen, Gedanken und Verwirklichungen. Mit Erscheinungen wie dem Dichter Frédéric Mistral hat es angefangen, der in dem eigentümlich melodischen Provençalisch eine besondere Kultur zum Ausdruck führte. Dann kamen die Basken, Bretonen, Flamen, sie alle mit geistigen Organen zum Teil vornehmsten Ranges, wie dem Mercure de Flandres. Es wäre ein leichtes mindestens 60 solcher "provinzieller" Organe zu nennen; ihnen haftet aber das Provinzielle in jenem gewissen subalternen Sinn nicht an, sondern sie gehen selbständig und in einer neuen Freiheit an die Gestaltung ihres landschaftlichen und geistigen Lebensraums heran. Es ist von Wichtigkeit zu betonen, daß zwar in Frankreich nur das als wirklich gilt, was seine möglichst feingeschliffene und klare literarische Form gefunden hat; daß aber gerade jetzt durch die junge Generation die rein literarische Eigenwertigkeit, also der L'Art-pour-l'art-Standpunkt, überwunden wird, so daß nur das auf die konkrete Wirklichkeit anwendbare Geistige für voll genommen wird. Nicht Dutzende, nein, Hunderte von Schriften und Büchern der jungen Generation geben davon Zeugnis.

Die Überwindung des Zentralismus zeigt sich auch da, wo die soziale Wirklichkeit nach Gestaltung ruft. War zum Beispiel der Merkantilismus in der Glanzzeit der Könige, der Wille möglichst viel Bargeld im Land zu haben, noch ein rein zentralistischer Lösungsversuch im Sozialen, so kamen mit Proudhon neue Ideen. Seine Bedeutung für den Wandel des französischen Denkens kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. In Saint-Simon, Proudhon und ihren Freunden steht das arbeitende Frankreich im weitesten Sinn auf gegen den zentralisierten Staats- und Finanzkapitalismus, mit ungenügender Organisationskraft, aber mit um so tieferen Gedanken. Von daher rührt der in Georges Sorel besonders lebendige Gedanke des Syndikalismus: wobei man bei syndicalisme an die kämpfende, zur direkten Aktion neigende Gewerkschaft denken muß. So rückt dem Franzosen die Idee auf rein parteipolitischem Weg die soziale Wirklichkeit zu gestalten immer ferner. Und er sammelt hier in den großen Gewerkschaften, unter denen die Lehrgewerkschaft mit 80 000 Mitgliedern und ähnliche Kampforganisationen eine wichtige Rolle spielen, seine Kräfte; da will er, unabhängig von der bürokratischen Staatsmaschine, seine neue Welt bauen.

Immer weitere Bezirke der geistigen Kultur werden von dieser Überwindung des Zentralismus erfaßt. Das Schulwesen, ja die gesamten Dinge des Unterrichts werden immer freier. Der Drang nach Selbstbestimmung, der sich seinen eigenen Wirkungsraum schafft, bricht gegen alle Bevormundung durch,

und von der kleinsten Landschule an finden wir neue Methoden und neue Lebendigkeit, eine Unmittelbarkeit und ein Anpacken der Wirklichkeit, das jeden erstaunen muß. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang ein Blick auf die kirchlich-religiöse Frage. Noch vor 20 Jahren zerfleischte man sich um die Frage der Verweltlichung des Staats und der Mattsetzung der Kirche. Die "schwarze" und die "rote" Partei standen sich wie ewige Feinde gegenüber. Man war auf beiden Seiten von dem Gedanken befangen diese Dinge zentralistisch lösen zu müssen. Und es ist kein Zweifel, daß eine zufällige der Kirche gewogene Kammermehrheit die weltliche Schule und die Beschränkungen der Kirche mit Hilfe des bürokratischen Staatsapparats ebenso schnell wieder beseitigt hätte, wie sie gekommen waren. Heute aber verschwindet das Pathos des Atheismus aus der Wissenschaft wie aus dem Leben, und die Freigeistigen regen sich nicht allzusehr darüber auf, daß an den Hochschulen ein wachsender Teil der Studenten, an der Technischen Hochschule in Paris bis zu  $\frac{3}{4}$ , sich wieder zu einem aktiven Katholizismus bekennt. Und wer weiß, wie die Hochschulen im französischen Geistesleben in einer ganz andern Weise die Führung haben als in Deutschland, der wird daraus seine Schlüsse für die Zukunft ziehen können. Es wächst auf jeden Fall ganz stark das Bewußtsein, daß es sich hier um geistige Kämpfe handelt, die mit wirklicher Vollmacht und aus innerster Überzeugung ausgetragen werden müssen, die nicht mit Machtmitteln entschieden werden können, weil diese Entscheidung doch sehr vorläufig und widerruflich wäre.

Es ist dabei klar, daß die Bedeutung des religiösen Gedankens sich wandelt, und dieser durch das Einströmen vieler neuer Elemente eine deutliche Richtung vom Abstrakt-Dogmatischen zum Lebendig-Konkreten und zur Verantwortung für die Erneuerung des Lebens gewinnt. Man denke an die Rolle, die ein Paul Claudel spielt, oder an den Erfolg des Buches Roux le bandit, das einen religiösen Kriegsdienstverweigerer verherrlicht, und dies unter den Augen der stärksten Armee der Welt. Hier nun berühren wir einen mit dem ersten zusammenhängenden Gedankenkomplex, der einer gesonderten Betrachtung bedarf, und zwar unter dem (sicher nicht zu kühnen) Stichwort der *Überwindung des Nationalismus*. Der französische Nationalismus war nie eigentlich Imperialismus im Sinn des britischen. Er war der Ausdruck einer stolzen Isolierung, die die anderen nicht nötig zu haben glaubte, sich leicht von ihnen bedroht fühlte und schließlich wirklich glaubte unter Waffen sicher zu sein. Dieser Nationalismus wurde philosophisch in der Neuzeit nicht begründet sondern lebte aus der "großen Zeit" her friedlich mit dem Humanismus eines Comte zusammen, der doch den Menschen als solchen in den Mittelpunkt der Religion gestellt hatte.

Dieser Nationalismus wandelt sich fast zusehends zum *europäischen Bewußtsein*. Man spricht und denkt über die Einordnung der französischen Kultur, gerade auch der bodenständig organischen, in das Ganze des europäischen Geistes und der europäischen Aufgabe. Politisch-ökonomische Denker wie Francis Delaisi<sup>2</sup> sind hier bahnbrechend. Delaisi ist in seinen Büchern über die Widersprüche der modernen Welt und die beiden Europa (das indu-

2) Man erinnere sich der Schrift Delaisis *La guerre qui vient*, die 3 Jahre vor dem Weltkrieg erschien, und in der der kommende Kriegausbruch, auch in seinen Einzelheiten, mit unbeirrbarer Klarheit vorausgesagt wurde, und zwar als Folge der Tatsache, daß Frankreich und Deutschland zu keiner Kooperation gekommen wären, weil England eine solche verhinderte: siehe darüber Bloch *Wo stehen wir jetzt?*, in den Sozialistischen Monatsheften 1915 II Seite 790 und folgende.

strielle und das agrarische, die auf gegenseitige Ergänzung angewiesen sind) der Sozialphilosoph der auf die Vereinigten Staaten von Europa zielenden Politik. Und er weiß, daß er sich auf die sehr regsamen und mit weiten Perspektiven arbeitenden Gruppen, wie etwa die um den Advokaten Robert Lange sich sammelnde akademische Völkerbundliga, verlassen kann. Mit dieser Wendung zum europäischen Bewußtsein hängt es zusammen, daß das Militär je länger je mehr von der Masse der Franzosen als notwendiges Übel betrachtet wird, das man, wenn man nur Sicherheit vor neuen Angriffen hat, wie sie in einem Vereinigten Europäischen Kontinent gegeben wäre, so schnell wie möglich loswerden will.

Damit stehen wir an der Grundtendenz der geistigen Entwicklung, die man mit gutem Recht in das Wort von der *Überwindung der Romantik* kleiden kann, wenn man den Begriff der Romantik im Vergangenheitssinn nimmt. Solche Romantik war die Kultur der großen Zeit, war auch noch die Spätlingkultur des 19. Jahrhunderts, mit der sich die nationale Isolierung vereinigen ließ. Hier muß man auch der Philosophie Henri Bergsons gedenken, die lebhaft studiert wird, wobei man aber schon zu einer realistischen, an den geschichtlichen Tatsachen orientierten und vorsichtig-kritischen Philosophie vordringt. Der *élan vital*, das dynamische Lebensprinzip bei Bergson, ist der französischen Geisteshaltung näher und wird ihr gerechter als meistgebrauchte Begriffe wie *esprit*, die, mögen auch noch so wissenschaftliche Bücher über den Unterschied von "Esprit" und "Geist" geschrieben werden, wirklich nicht mehr ausreichen, um die Sache zu fassen<sup>3</sup>. Dieser Bergsonsche Begriff dient auch sicher sehr zur Überwindung einer rein rationalen Bewältigung der Wirklichkeit, wie sie aus der Zeit der Aufklärung stammt, aber, was viel zu wenig bekannt ist, gar nicht dem französischen Wesen entspricht. Man darf in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß die junge Führergeneration sich in einer sehr beachtenswerten Umfrage dahin aussprach, daß man sich nicht mit der Vernunft begnügen dürfe sondern die Dinge mit Vernunft und Herz tun müsse. Und doch steckt auch in der Bergsonschen Begriffswelt noch jene Romantik; denn sie bleibt formal, und man kann schließlich alles, auch das Schlimme und Unverantwortliche, mit *élan vital* tun.

Die neue Denkweise aber will unter der Erschütterung der Kriegs- und Nachkriegszeit, die sich vielfach zu dem Gefühl steigert eine wirkliche Revolution erlebt zu haben, die konkreten Aufgaben bewältigen, die aus dem Chaos uns jetzt gestellt werden. Sie glaubt nur an eine Philosophie, die Aktion werden kann, und die junge Generation, die diese Haltung einnimmt, und die leicht und gern über die alten Gruppengrenzen hinaussehen lernt, ist von einer Sicherheit sehr seltsamer Art erfüllt: zur wirklich befreienden Tat, mit neuen Methoden und mit tieferen Einsichten berufen zu sein. Man darf sich dann etwa die realistische Generation und versucht, während man die anderen noch deklamieren läßt, die wesentlichen Dinge zu sehen und das Unwesentliche sich selbst zu überlassen. In einem ironischen Wissen um die Grenzen der alten "Ismen" sammelt sich da eine Generation, die durch alle Höhen und Höllen des Denkens hindurchgegangen ist und eine völlig neue, "unromantische" und doch gefühlsbestimmte Begründung des Lebens und der zu schaffenden Dinge versucht und dabei ernsthaft über die Grenzen sieht, gerade auch nach Deutschland hin.

3) Siehe dazu Herrmann Zum Europaproblem, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 1011.

## KURT LÖWENSTEIN · DIE AUFGABEN DER KINDERFREUNDEBEWEGUNG



IE Kinderfreundebewegung ist durch die Angriffe der Rechtspresse und des Katholikentags aus der ruhigen Entwicklung einer pädagogischen Bewegung in die Kampfarena des politischen Parteienstreits hineingedrängt worden. Es mag daher verständlich erscheinen, wenn die Führer der Kinderfreundebewegung besonderen Wert darauf legen, daß über sie, vor allem in den Kreisen von Menschen sozialistischer Gesinnung, keine Vorurteile geweckt werden.

Am 26. September hat Balthasar Weingartz in den Sozialistischen Monatsheften das Ringen des Sozialismus um die Seele der heranwachsenden Generation dargestellt und sich dabei auch mit der Kinderfreundebewegung und der Kinderrepublik Narny am Rhein ausführlich und kritisch beschäftigt. Da er ausdrücklich seine »genaue Kenntnis« dieser Kinderrepublik betonte, ein Teil seiner Ausführungen aber einen irreführenden Eindruck von der ganzen Bewegung hervorgerufen hat, den er sicher nicht beabsichtigt hatte, halte ich mich als der Reichsvorsitzende der Kinderfreunde für verpflichtet dazu Stellung zu nehmen. Weingartz war rund 4 Wochen in dem Lager, das ich selbst pädagogisch und organisatorisch leitete. Wir waren ihm alle dankbar dafür, daß er sich ohne Vorbereitung und besonderes Geschick als technischer Helfer für den Küchendienst opferwillig zur Verfügung stellte. Aber es muß hinzugefügt werden, daß er niemals pädagogische Dienste geleistet hat, sie auch, da er nicht in der Bewegung arbeitete, gar nicht leisten konnte. Er nahm auch nicht, wahrscheinlich, weil sein anstrengender Dienst ihn zu sehr ermüdete, an den zahlreichen pädagogischen Besprechungen der Helfer teil, ergriff auch nirgendwann Gelegenheit sich zu der Kinderfreundebewegung und ihrer Auswirkung im Zeltlager in unserer Mitte kritisch zu äußern. Hätte er das getan, so wäre er wohl durch die Aufschlüsse, die man ihm gegeben hätte, richtiger informiert worden. Es ist nämlich ein grundlegender Irrtum anzunehmen, daß die Zeltlager, die wir Kinderrepubliken nennen, die Tätigkeit der Kinderfreunde wären. Diese falsche Auffassung führt aber dazu unsere Bewegung als eine Art nachgemachter "boy-scouts"-Bewegung anzusehen (die wir übrigens weit besser kennen als Weingartz anzunehmen scheint). Die Kinderfreundebewegung bestand schon längst, ehe wir Zeltlager hatten. Wenn wir im letzten Jahr im Zeltlager die erfreuliche Anzahl von 10 000 Kindern hatten, so sind doch diese Kinder ein ganz geringer Teil derer, die wir überhaupt in der Kinderfreundebewegung vereinigen. Unsere Bewegung erfaßt ständig 120 000 Kinder, und wenn wir die Kinder hinzunehmen, die gelegentlich an unseren Veranstaltungen teilnehmen, so haben wir noch ein Vielfaches dieser Zahl. Die Zeltlager sind nur eine Steigerung in der Jahresarbeit der Kinderfreunde. Wir brauchen nur kurz herauszustellen, was die Kinderfreunde programmatisch wollen und tatsächlich tun, um den Unterschied zur Scoutsbewegung deutlich zu machen.

Die Kinderfreundebewegung nimmt für sich in Anspruch eine Aufgabe gesellschaftlicher Erziehung zu haben. Sie sieht das Arbeiterkind in der Unterdrückung durch die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse überhaupt und durch die Notumstände der häuslichen Wohnung. Diese Situation benachteiligt das Arbeiterkind nicht nur wirtschaftlich, hemmt nicht nur tatsächlich seine körperliche und geistige Entwicklung sondern prägt ihm von frühester

Jugend an mit der Stetigkeit, mit der gesellschaftliche Wertungen sich durchzusetzen pflegen, das Gefühl der Minderwertigkeit ein. Es ist möglich, daß das einzelne Kind sich durch Trotz oder durch besonders glückliche Umstände aus dieser gesellschaftlichen Lage befreit. Für die Gesamtheit der Arbeiterkinder ist eine derartige Befreiung nur durch eine Gesamthebung der Klassenlage möglich. Diese Klassenlage aber wird nicht von selbst gebessert. Dazu gehören Menschen, die mit Klassenbewußtsein, Kraft, Zielklarheit und Können ausgestattet sind. So gegenübergestellt, scheinen sich die Klassenlage und die Aufgabe der Arbeiterklasse gegenseitig auszuschließen. Doch wer so denkt, wird nicht der innern Dynamik alles gesellschaftlichen Geschehens gerecht. Wie der einzelne Arbeiter demütig und hilflos oder verzweifelnd und aufbegehrend der Macht der kapitalistischen Ausbeutung gegenübersteht, aber in der Organisation sich von der hilflosen Masse zur ziel-sichern Klasse durchringt, so gibt es auch eine Möglichkeit das Arbeiterkind aus seiner Minderwertigkeitslage zu befreien. Wenn die einzelnen Kinder zu uns in die Gruppen kommen, wenn sie in größerer Anzahl Fahrten machen, Treffen veranstalten, dann sind sie nicht die in der engen Wohnung hausenden einzelnen Kinder, sondern sie sind Arbeiterkinder, die sich in ihren blauen Kitteln als gleiche unter gleichen um ihre roten Wimpel sammeln. Wenn sie durch die Straßen marschieren, dann haben sie das Bewußtsein, daß auch sie etwas gelten, daß auch sie das Recht haben sich mit Freude und Stolz in der Öffentlichkeit zu zeigen. Wenn sie bei den großen Feiern der Arbeiterklasse, etwa am 1. Mai, mit dabei sein dürfen, nicht als Kinder, die auch einmal an dem Bierglas des Vaters nippen dürfen, sondern als ein aktiver Teil, der spielt, tanzt und selbständig ein Stück des Maitags gestaltet, dann wächst in diesen Kindern schaffendes Kraftbewußtsein, Freude an der Arbeiterbewegung und Stolz, daß sie dazu gehören. Wir haben in den 10 Jahren, in denen wir die Kinderfreundebewegung beobachten, dieses innere Wachstum unserer Arbeiterkinder, besonders der Kinder aus den ärmsten Proletariervierteln, beobachtet. Unsere Roten Falken, das sind die 12- bis 14jährigen, fallen schon heute in den Schulen auf, nicht nur dadurch, daß sie einen blauen Kittel tragen, sondern durch die freie Offenheit, durch die Sicherheit ihres Wollens und durch ein Selbstbewußtsein, das aus ihrer ganzen Haltung spricht. Wir legen bewußt Wert darauf, daß unsere Kinder engste Verbindung zur Arbeiterbewegung haben. Unsere Nestfalken, das sind die 6- bis 10jährigen, sollen schon Arbeiterbewegung und Arbeiterführer so lieb gewinnen wie sie Mutter und Vater lieben. Unsere Jungfalken, das sind die 10- bis 12jährigen, sollen schon Arbeiterbewegung und Arbeitereinrichtungen kennen, und unsere Roten Falken sollen sich schon Vorstellungen über das bilden, was in der Arbeiterbewegung vor sich geht. Natürlich sind wir nicht so töricht zu meinen, daß unsere Kinder schon kleine Politiker und Klassenkämpfer sein sollen. Das können sie nicht, und das wollen wir auch nicht. Aber vertraut werden können sie mit der Arbeiterbewegung, und ein starkes Gefühl der Zugehörigkeit und des Stolzes muß sie von frühester Kindheit an mit dieser gesellschaftlich so bedeutenden Bewegung verbinden. Wir glauben sogar von allgemeinen Gesichtspunkten, nicht nur vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus, diese Maximen rechtfertigen zu können. Lassen wir die Arbeiterkinder in der Ungunst ihrer Lage, überlassen wir sie allein der kleinbürgerlichen Ideologie der Schule und der öffentlichen Erziehungsanstalten, dann hemmen wir die Entwicklung von gesellschaftlichen Energieen, die wir ganz allgemein für die Zukunft nicht entbehren können, dann schaffen wir Spann-

gen, die eines Tages gesellschaftlich unerträglich werden. Genau so, wie wir die Erfüllung der Programmforderungen der Sozialdemokratischen Partei allgemein für notwendig halten, würden wir diese negative Erziehungsaufgabe, die wir die Emanzipation des Arbeiterkinds nennen könnten, allgemein als Forderung anmelden. Wir erfüllen die Aufgabe in der Sonderorganisation der Kinderfreundebewegung nur deswegen, weil die Träger des öffentlichen Erziehungswesens weder diese Aufgabe sehen noch, wenn wir sie ihnen klarmachten, geneigt wären sie zu erfüllen.

Die Kinderfreundebewegung hat aber noch eine andere, positive Seite. Wir sehen in unserer Gesellschaft nicht nur die Unzulänglichkeit, wir sehen auch eine Reihe von neuen Gesellschaftsformen in den Anfängen, oftmals völlig verzerrt. Wir sehen, wie sich das gesamte Leben immer mehr in differenzierte kollektive Arbeitsprozesse aufteilt, wie differenzierte Kollektivverantwortung immer dringlicher wird, und wie die Gesellschaft eine Reihe neuer Lebensweisen und Arbeitsfunktionen schafft. Wir sehen, wie der einzelne immer mehr zum Funktionär einer Reihe von Aufgaben wird. Wir sehen jedoch auch, wie unzulänglich die Erwachsenen heute auf diese neue Entwicklung reagieren, wie wenig kollektive und differenzierte Verantwortung ausgebildet ist, wie ungeschickt Formen der öffentlichen Organisationen gehandhabt werden, kurzum, wie wenig, trotz der Umlagerung unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Struktur, die einzelnen Erwachsenen gesellschaftlich denken, gesellschaftlich werten und gesellschaftlich handeln können. So entsteht das Erziehungsproblem: das heranwachsende Geschlecht durch praktische Übung und durch Beeinflussung des Bewußtseins für die werdende Gesellschaft funktionsfähig zu machen. Aus dieser Erkenntnis heraus üben wir in unseren Gruppen praktisch Selbstverwaltung, wir geben den Kindern Funktionen, die sie ernsthaft und solide betreuen können, und stellen sie unter die Selbstverantwortung ihrer Gruppe. Unsere Gruppen sind nach Altersstufen gegliedert, und diese Gliederung bedeutet eine Stufenfolge ihrer Aktivität in den Aufgaben, die sie sich stellen. Von den Jungfalken an organisieren sich die Kinder über ihre Gruppen hinaus in größere Orts- und Landesbezirke, sie stellen sich Aufgaben, die über die Einzelgruppe hinauswachsen, und deren Beratung und Vorbereitung sich auf weitere Bezirke erstrecken. Dadurch ergibt sich die Notwendigkeit eines Vertretungssystems mit Beratungen und Gliederungen nach parlamentarischem Muster. Doch, wohlgemerkt, nicht als eine romantische Spielerei oder Nachahmung sondern als eine Notwendigkeit, die ganz natürlich erwächst. Grundsatz ist bei den Kinderfreunden: Alles, was die Kinder selbst machen können, sollen sie selbst beschließen und selbst verantworten, aber was sie nicht selbst durchführen können, soll ihnen auch nicht mit Scheinverantwortung übertragen werden. Man könnte diese ganze Erziehung in unseren Ortsgruppen als eine Erziehung zum Staatsbürger bezeichnen, wenn man darunter nicht etwa versteht, daß wir für bestimmte staatsbürgerliche Einrichtungen und Werturteile der Gegenwart erziehen. Wir erziehen vielmehr für die öffentlichen und sozialen Funktionen, die unsere Kinder vorfinden werden, wenn sie einmal erwachsen sein werden. Aber wir wollen dies nicht durch Belehrung oder Nachahmung der Formen der Erwachsenen bewirken, sondern die natürlich gegebenen Aufgaben in den Lebensgemeinschaften unserer Kinder selbst führen zu praktischer Handhabung von Formen und Funktionen, deren pädagogische Auswirkung zugleich natürliche Lebensvorbereitung darstellt.

In diesem Zusammenhang bilden unsere Zeltlager eine ganz eigenartige Veranstaltung. Es ist ganz unmöglich den komplizierten Bau eines modernen Staats Kinder aktiv erleben zu lassen. Unsere modernen Einrichtungen sind alle so, daß sie von Kindern nicht bedient werden können. Wir schaffen also in unseren Zeltlagern eine bewußte Konstruktion. Wir bringen die Kinder in eine künstliche Primitivität. Primitiv sollen unsere Zeltlager sein, doch sie müssen trotz ihrer Primitivität bestimmte Voraussetzungen erfüllen, wenn sie für unsere Aufgabenstellung geeignet sein sollen. Das einzelne Zelt stellt das Wohnhaus einer Gruppe von 15 dar, die Kinder können sämtliche Arbeiten des Aufbaus, der Einrichtung und des Unterhalts der Zelte selbst erledigen. Bei aller Primitivität des Zelts stellt die Arbeit in ihm eine differenzierte Kollektivarbeit mit anschaulich gegebener Selbstverantwortung dar. Man muß die Arbeit aufteilen, und jeder Fehler, jede Vernachlässigung bei der Arbeit rächt sich an dem Wohlbefinden der ganzen Gruppe. Die Vereinigung von etwa 15 Zelten ergibt eine Dorfgemeinschaft, die ihre gemeinschaftlichen Interessen verwalten muß, die eigene Veranstaltungen trifft und daher eine Reihe von Vertrauens- und Sachfunktionen schafft, die wiederum alle in dem Könnens- und Verantwortungsbereich der Kinder liegen. Die Vereinigung mehrerer Dörfer zu einer Kinderrepublik gibt neue Verwaltungs- und neue Arbeitsfunktionen (Wachdienst, Reinigungsdienst, Postdienst); eine Reihe von Genossenschaften für Wanderfahrten, für photographische Zwecke, für Festgestaltung usw. ergibt Betätigungsfelder von schaffender und verantwortungsbewußter Arbeit. Das Ganze verlangt ein Vertretungssystem in einem Parlament, schafft eine Art innenpolitischen Lebens der Kinderrepublik, mit Wahlen, mit Diskussionen, mit Kämpfen, mit freudigen und ernststen Begebenheiten, kurzum eine Öffentlichkeit, die für die Kinder in ihren sozialen Funktionen, in den Formen ihres Lebens von außerordentlichem anschaulichen und vorbereitenden Wert für die Zukunft ist. Das eben unterscheidet die Kinderfreundebeziehung grundsätzlich von der Scoutsbewegung. Wir wissen wohl, daß es in der Scoutsbewegung neben nationalistisch-„militaristischen“ Einflüssen eine „pazifistische“ Bewegung gibt. Es ist auch durchaus richtig, daß eine Art sozialen Heldentums sich hier und da als Maxime entwickelt hat, wenn ich auch in der Literatur wie auch aus gelegentlicher eigener Anschauung in England als Grundzug der Scoutsbewegung Romantik und Militärspielerei, viel weniger das Soziale gesehen habe. Wir Kinderfreunde sind, wenn man will, in unserm Erziehungssystem politisch orientiert, doch nicht eng parteipolitisch sondern in dem Sinn, daß wir die Kinder von frühester Jugend an in die große Linie unserer öffentlichen, wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Entwicklung hineingewöhnen, sie, die einmal die Träger dieses gesellschaftlichen Lebens sein sollen, dafür tauglich machen wollen. Die Tatsache, daß wir eine sozialistische Bewegung sind, die durch unsere sozialistische Gesinnung bestimmt wird, unterscheidet uns von Grund auf von der liberal romantischen Bewegung der boy scouts. So etwa wie sich die liberale Wohlfahrt von der sozialpolitischen Forderung unterscheidet.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachten wir auch das Zusammenleben von Jungen und Mädchen als eine Norm gesellschaftlicher Erziehung. Nun schreibt Weingartz: »Ob dieses [das Zusammenleben von Jungen und Mädchen] im primitiven Zeltleben bis zur Nacktheit gepflegt werden muß, darüber läßt sich streiten. Streiten läßt sich auch darüber, ob die erwachsene Helferin oder das frühreife Mädchen sich zur Zeit der Menstruation im Bei-

sein der Knaben nackt abwaschen muß.« Dazu muß doch gesagt werden, daß es bei uns darüber überhaupt keinen Streit gibt. Es hat keine Kinderrepublik gegeben, in der das Zusammenleben bis zur Nacktheit gepflegt worden ist, und es gibt bei uns keinen Streit darüber, kann keinen Streit darüber geben, daß Mädchen und Frauen genügend dezente Gelegenheit für hygienische Maßnahmen während der Zeit der Menstruation haben müssen. Ich glaube, all unsere Mädchen und Helferinnen, das ganze große Heer junger Menschen von feinsten selbstverständlicher Sauberkeit, protestieren gegen Vorstellungen, die jene Sätze leider wecken. Freiheit der Form hat eben nichts mit Schamlosigkeit zu tun. Im Gegenteil, ich habe immer eine außerordentliche Bewunderung dafür empfunden, mit welchem sicherem Takt und selbstverständlicher Leichtigkeit jede Schamlosigkeit vermieden würde, und mit welcher Geschicklichkeit man selbst in den ersten primitiven Anfängen des Lagers Mittel und Wege fand, um nicht das gesamte Lager durch Dinge zu verletzen, die als unfein empfunden werden könnten. Ich habe in jedem Jahr wochenlang in solchen Zelten mit Kindern und Helfern gewohnt, ich habe mich mit ihnen aus- und angekleidet, aber ich habe niemals Anlaß gehabt Mangel an Schamgefühl oder auch nur anstößiges Verhalten zu konstatieren. Die Tatsache, daß wir in dieser Weise nahezu 20 000 Menschen in Zeltlagern Wochen hindurch beisammen gehabt haben, und zwar Jungen und Mädchen, Helfer und Helferinnen, und trotz genauester Kontrolle nicht ein einziger Fall vorkam, mit dem man bei uns, oder mit dem die Öffentlichkeit sich hätte befassen müssen, sollte doch alle nachdenklich stimmen.

Unsere Kinderrepubliken schaffen tatsächlich eine völlige gesellschaftliche Umstellung, eine Atmosphäre der Gleichberechtigung und der Sauberkeit, die wir nicht nur pädagogisch sondern auch sozial für außerordentlich bedeutungsvoll halten. Das Nächtigen von Jungen und Mädchen im selben Zelt ergibt sich aus der Bedeutung des Zelts. Die Arbeits- und Lebensfunktionen des Zelts sind die Elemente der Kinderrepublik. Trennen wir an dieser Stelle die Jungen und Mädchen von einander, so schaffen wir ein Jungenlager und ein Mädchenlager und verlieren die wichtige Auswirkung des Zusammenarbeitens von Jungen und Mädchen. Wir würden damit dem Problem der Koedukation als gesellschaftlichem Problem ausweichen und dafür jene Spannungen eintauschen, die wir in unserer heutigen Gesellschaft und in unserer heutigen Erziehung zwischen Jungen und Mädchen haben. Jetzt gibt es in den Kinderrepubliken kein Flirten zwischen Jungen und Mädchen und auch nicht zwischen Helfern und Helferinnen. Würden wir die Lager aufteilen, dann sähen wir all jene Erscheinungen auftauchen, die wir aus der Erfahrung kennen, wenn eine Knabenschule neben einer Mädchenschule steht, oder ein Töchterpensionat von den Primanern umflirtet wird. Schon heute enthält das Zusammenleben bei uns nichts Problematisches mehr. Unsere Kinder, die in ihren Gruppen und auf Fahrten beisammen sind, empfänden es als lächerlich, wenn wir sie im Zeltlager trennen wollten. Bei der starken Aktivität, die sie durchgängig entfalten, würden sie aber wahrscheinlich nicht bei der bloßen Empfindung bleiben sondern durch die Tat gegen unsere Absichten protestieren. Allerdings, Grundsatz für unsere Kinderrepubliken ist, daß sie sich nicht aus Kindern und Helfern zusammensetzen, die auch einmal ein fideles Zeltlager erleben möchten, sondern daß sie technisch und innerlich durch die Arbeit in unserer Bewegung auf die Höhepunkte dieser Arbeit, die die Kinderrepubliken darstellen, vorbereitet sind.



# GERHARD GLIENKE · ZUR PRODUKTION TIERISCHER ERZEUGNISSE



ON allen preußischen Provinzen ist wohl Schleswig-Holstein die, in der man die Bodenverhältnisse am klarsten zu übersehen vermag. Längs der Nordseeküste zieht sich ein mehr oder weniger breiter Gürtel fruchtbaren Marschbodens hin, an der Ostseeküste ein breiter Streifen fruchtbaren Lehmbodens, und zwischen beiden gleichfalls in nordsüdlicher Richtung liegt der ärmliche Boden der Moor- und Geestlandschaft. Diese 3 Bodenarten heben sich deutlich von einander ab, so daß der Übergang von einer zur andern nicht schwer zu erkennen ist. Auch in den klimatischen Bedingungen nimmt die Provinz eine Sonderstellung ein. Zwischen Nord- und Ostsee liegend wird sie von den meist ostwärts wehenden Winden mit feuchten Luftmassen überflutet. Aus diesem Grund konnte sich in Verbindung mit der die Wintertemperaturen mildernden Witterung des ozeanischen Klimas eine üppige Vegetation von Futterpflanzen entwickeln. Sogar auf den weniger wertvollen Böden der Geestlandschaft ermöglicht das günstige Klima einen ausreichenden Futterbau und damit eine starke Viehhaltung. So nimmt es auch nicht wunder, wenn die Produktion von Vieh und Vieherzeugnissen, ähnlich wie in Dänemark, mit an führender Stelle der Landwirtschaft dieser Provinz überhaupt steht.

In erster Linie sind es die bäuerlichen Wirtschaften des Marsch- und Geestgebiets, die an der Produktion tierischer Erzeugnisse hervorragenden Anteil haben. Beträgt doch ihr Anteil an der landwirtschaftlich genutzten Fläche des Marsch- und Geestgebiets nicht weniger als 5,7 respektive 4,1 % bei den Kleinbauern (2 bis 5 Hektar), 32,3 respektive 26,1 % bei den mittelbäuerlichen Betrieben (5 bis 20 Hektar) und 58,0 respektive 58,5 % bei den Großbauern (20 bis 100 Hektar). Die Großbetriebe der Provinz sind dagegen in der Mehrzahl im östlichen Hügelland anzutreffen. Während der Großbetrieb in den bäuerlichen Gegenden der Provinz nur 2,2 % (Marschgebiet) respektive 8,9 % (Geestgebiet) der landwirtschaftlich genutzten Fläche bewirtschaftet, entfällt auf ihn im östlichen Hügelland ein Anteil von 30,4 %. Wenn die Großbetriebe infolge des vorteilhaften Klimas gleichfalls eine ausgedehnte Weidewirtschaft betreiben, so tritt doch die Viehhaltung bei ihnen insofern nicht ausschließlich in den Vordergrund, als auch dem Getreidebau größere Flächen zugewiesen werden. Wie stark die bäuerliche Viehhaltung ist, geht aus den für die Landschaften umgerechneten Zahlen der landwirtschaftlichen Betriebszählung 1925 hervor, die also lauten:

Gebiet	Auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche entfielen			
	Rindvieh	Pferde	Schweine	Schafe
Marschgebiet	117,2	18,4	39,9	50,6
Geestgebiet	94,4	17,1	89,4	7,2
Östliches Hügelland	62,8	14,4	50,8	10,8

Demgegenüber beträgt der Provinzdurchschnitt 88,1 für Rinder, 16,4 für Pferde, 63,9 für Schweine und 18,6 für Schafe. Ein Vergleich dieser Provinzzahlen mit den Staatsdurchschnittszahlen (61,2 für Rinder, 15,3 für Pferde, 54,8 für Schweine und 26,1 für Schafe) hebt übrigens die besonders starke Rindvieh- und Schweinehaltung Schleswig-Holsteins deutlich hervor.

Wichtige Einzelheiten ergeben sich aus der Betrachtung der Größenklassen des Marsch- und Geestgebiets. Von der Gesamtgröße des Rindviehbestands entfällt der größte Anteil mit 54,2 % im Marschgebiet und 58,8 % im Geestgebiet auf die großbäuerlichen Betriebe, und zwar infolge ihrer schon oben erwähnten starken Verbreitung. Auch die mittelbäuerlichen Betriebe zeigen noch einen bemerkenswerten Anteil mit 35,1 respektive 29,2 %. Das selbe ist auch für die Pferde-, Schweine- und Schafhaltung zu bemerken. Ein etwas anderes Bild der Viehhaltung erhält man, wenn man die in jeder Landschaft und Größenklasse vorhandenen Tiere auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche bezieht. Hier zeigt das Marschgebiet mit 117,2 Stück Rindvieh einen bei weitem dichtern Bestand als die Geestlandschaft mit 94,4 Stück und erst recht im Vergleich mit der Landschaft des östlichen Hügellands mit nur 62,8 Stück. Ein weiterer wichtiger Unterschied besteht darin, daß der Anteil des Jungviehs sowohl beim Rindvieh wie auch bei den Pferden im Marschgebiet größer ist, während in der Geestlandschaft eine verhältnismäßig größere Anzahl von über 2 Jahre alten Kühen und Färsen, also vorwiegend Milchvieh, gehalten wird. Die für Mastzwecke sehr geeigneten Fettweiden des Marschgebiets sind auch die Ursache einer stärkern Haltung von über 2 Jahre alten Ochsen und Bullen mit 15,7 gegenüber nur 4 Stück im Geestgebiet. Während sich also das Gebiet der Marschen infolge seines stärkern Bestands an Jungvieh mehr der Aufzucht und Mast widmet, zeigt das Geestgebiet eine relativ stärkere Haltung an Milchvieh und im Zusammenhang mit der stärkern Milchproduktion auch einen bei weitem dichtern Schweinebestand. So beträgt die Anzahl der auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche entfallenden Tiere dieser Gattung im Marschgebiet nur 39,9, im Geestgebiet dagegen 89,4 Stück (östliches Hügelland 50,8). Es ist bekannt, daß sich das Schwein besonders gut zum Verwerter der Molkereinebenprodukte, in diesem Fall also der Molken, eignet. Besonders umfangreich aber muß die Schweinehaltung dort werden, wo dem Landwirt die weitere Verarbeitung der erzeugten Milch organisatorisch durch ein ausgedehntes Netz von Molkereigenossenschaften abgenommen wird, wie das in Schleswig-Holstein auch in starkem Maß der Fall ist. Die vom Landwirt gelieferte Milch wird von der Genossenschaftsmolkerei weiter verarbeitet, und die bei diesem Veredlungsprozeß gewonnenen Rückstände oder Molken gehen an den Landwirt zurück und geben dann die Grundlage einer starken Schweinehaltung. Was die Schafhaltung anlangt, so ist sie im Marschgebiet mit 50,6 Stück bei weitem umfangreicher als im Geestgebiet mit nur 7,2 Stück auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche. Der Grund liegt in der überaus starken Schafhaltung vornehmlich der Zwergbetriebe. Die Pferdehaltung ist in beiden Landschaften ungefähr gleich stark.

Aus der Betrachtung der einzelnen Größenklassen ergibt sich einmal, daß im Marschgebiet die Parzellen und kleinbäuerlichen Betriebe die stärkste Rindviehhaltung mit 145,1 respektive 140,2 Stück auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche zeigen, während im Geestgebiet die mittel- und kleinbäuerlichen Wirtschaften nur 105,9 und 105,7 Stück führen. Erwähnenswert ist ferner, daß auch die Zwergbetriebe im Marschgebiet eine recht starke Rindviehhaltung mit 85,2 Stück auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche aufweisen, im Geestgebiet dagegen mit nur 26,2. Zum andern zeigt sich, daß das Verhältnis des vorhandenen Jungviehs zu den über 2 Jahre alten Kühen und Färsen sich in beiden Landschaften mit wachsender Größe der

Bauernwirtschaften zugunsten des Jungviehs ändert. Es ist von den Parzellenbetrieben bis zu den großbäuerlichen Wirtschaften mit steigender Betriebsgröße im Marschgebiet 39,6 : 99,4 (Parzellenbetriebe), 53,0 : 76,5 (Kleinbauern), 66,4 : 49,5 (Mittelbauern), 58,0 : 33,1 (Großbauern); im Geestgebiet 20,1 : 67,3; 31,7 : 71,7; 50,6 : 53,1; 48,5 : 41,2. Daraus geht einmal hervor, daß in erster Linie die größeren bäuerlichen Betriebe, nämlich die mittel- und großbäuerlichen Wirtschaften, die Aufzucht von Jungvieh betreiben, zum andern, daß das Marschgebiet daran stärker beteiligt ist als die Geestlandschaft. Die Schweinehaltung ist im Geestgebiet in allen größeren Klassen stärker als im Marschgebiet und in den Zwerg- und Parzellenbetrieben beider Landschaften wiederum umfangreicher als in den größeren Wirtschaften. Mit der verhältnismäßig stärkern Milchviehhaltung in den unteren Größenklassen geht auch eine stärkere Schweinehaltung einher.

Bemerkenswerte Veränderungen des Rindviehbestands der Marsch- und Geestlandschaft lassen sich feststellen, wenn man die Zahlen der landwirtschaftlichen Betriebszählung 1925 mit denen der Zählung von 1907 vergleicht. Hierbei zeigt sich, daß das Rindvieh im Marschgebiet insgesamt etwa um 5,6 % zurückgegangen ist, das Milchvieh sich dagegen um 26,2 % vermehren konnte. Im Geestgebiet hat sich sowohl der Bestand des Rindviehs insgesamt wie der des Milchviehs um 9,4 % respektive 21,1 % vergrößert. Bei Betrachtung der einzelnen Größenklassen zeigt sich, daß im Marschgebiet der, wenn auch geringe, Rückgang des Rindviehs insgesamt vor allem in den größeren Wirtschaften, und zwar von den Großbauern an aufwärts, vor sich gegangen ist. Demgegenüber konnten die Parzellen-, klein- und mittelbäuerlichen Wirtschaften ihren Rindviehbestand sogar um 21,0 bis 23,3% vermehren. Der Bestand des Milchviehs ist sowohl in den Parzellenbetrieben wie in allen bäuerlichen Größenklassen gestiegen, und zwar in den beiden kleineren Größengruppen um 15,4 und 13,1 %, in den mittel- und großbäuerlichen Wirtschaften sogar um 31,6 und 31,7 %. Im Geestgebiet ist die Entwicklung etwas anders verlaufen. Hier zeigen sämtliche Größenklassen eine Vermehrung ihrer Rindviehbestände insgesamt wie auch ihres Milchviehs. Wenn auch die absolute Zunahme des Milchviehs hier größer ist als im Marschgebiet, da ja der Bestand auch viel stärker ist als in den Marschen, so erreichen die Prozentzahlen nicht ganz die Höhe der für das Marschgebiet errechneten Zahlen. Der Rindviehbestand insgesamt hat sich in sämtlichen Größenklassen vermehrt, der des Milchviehs außer in den Zwergbetrieben insbesondere in den kleineren Großbetrieben (um 43,7 %) und mittelbäuerlichen Wirtschaften (um 29,8 %). Von den übrigen Viehgattungen zeigen die Pferde ebenfalls eine, wenn auch bei weitem geringere Zunahme.

Die Entwicklung seit 1907 zeigt also eine beachtenswerte Vermehrung des Milchviehbestands, die im Marschgebiet verhältnismäßig noch etwas stärker vor sich gegangen ist als in der Geestlandschaft. Damit wird in noch viel höherem Grad als früher auf die Produktion von Milch und ihren Veredlungserzeugnissen Gewicht gelegt. Diese gegenüber allen anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen weit im Vordergrund stehende, man kann fast sagen: einseitige, Produktion tierischer Erzeugnisse eines in der Marsch- wie in der Geestlandschaft stark verbreiteten Bauerntums erfordert agrarpolitisch weitestgehende Berücksichtigung und Unterstützung. Mit der Rentabilität der tierischen Erzeugung steht und fällt der schleswig-holsteinische Bauernstand.

Im Gegensatz zu der vornehmlich auf tierische Produktion eingestellten Geest und Marsch besteht im östlichen Hügelland, dem Gebiet der Großbetriebe, insofern ein Produktionsausgleich, als auch der Getreidebau zu seinem Recht kommt und damit rentabilitätsausgleichend wirkt. Alles in allem aber liegt das Heil der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft und insbesondere seiner bäuerlichen Elemente in einer einheitlichen organisatorisch zusammengefaßten Genossenschaftsbewegung, die Erzeugung und Absatz zu kontrollieren und zu fördern hat. Die besonderen klimatischen und damit auch Produktionsverhältnisse der Provinz Schleswig-Holstein erfordern auch besondere agrarpolitische Maßnahmen für dieses Gebiet. Wir haben ein derartiges auf tierische Produktion stark eingestelltes Gebiet dringend nötig, um wenigstens den größten Teil der Einfuhr tierischer Erzeugnisse aus dem Ausland überflüssig zu machen. Wie ungeheuer groß der Einfuhrwert derartiger Produkte ist, geht aus folgenden Zahlen hervor: Es wurden im Jahr 1928 an tierischen Erzeugnissen eingeführt: Schlachtvieh und Fleisch von Rindern, Schweinen und Schafen für 219,565 Millionen Mark, Milch für 5,230 Millionen Mark, Käse für 107,716 Millionen Mark und nicht weniger als 1 265 534 Doppelzentner Butter im Wert von 435,450 Millionen Mark, davon aus Dänemark allein 403 635 und aus Holland 333 412 Doppelzentner. Insgesamt also wanderten 767,961 Millionen Mark für die Einfuhr tierischer Produkte ins Ausland. Diese Zahlen sollten doch logischerweise zu einem engsten Zusammenschluß der Landwirtschaft überhaupt zwingen. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften der Provinz Schleswig-Holstein einheitlich zusammengefaßt, mit einer leitenden Zentralstelle als Beobachtungsinstanz, können doch Erzeugung und Absatz der landwirtschaftlichen Produktion viel genauer übersehen, kontrollieren und den Konjunkturschwankungen anpassen als es viele einzelne Genossenschaften vermögen.

Zusammenfassung und Vermehrung der Produktion unter gleichzeitiger strengster Qualitätsprüfung der tierischen Erzeugnisse werden die Rentabilität der landwirtschaftlichen Betriebe heben und die Einfuhr der selben Erzeugnisse ausländischer Herkunft vermindern können. Man muß nur dafür sorgen, daß die Verbraucherschaft statt der ausländischen Waren die Erzeugnisse der deutschen Landwirtschaft bevorzugt. Ebenso wichtig ist die Frage des vorteilhaftesten Absatzes. Hier erscheint als einzige Lösung eine Zusammenarbeit der obengenannten Vertretung der landwirtschaftlichen Genossenschaften Schleswig-Holsteins mit den Vertretern der Verbraucherschaft, also vor allem der Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine in Hamburg als dem für Schleswig-Holstein günstigsten Marktplatz. Auf diese Weise kann ein Interessenaustausch stattfinden, der sowohl den Landwirten wie den städtischen Konsumenten zugute kommen wird. Besteht die Möglichkeit einer direkten Übernahme landwirtschaftlicher Erzeugnisse vom Erzeuger zum Verbraucher, dann erweisen sich alle Instanzen, die verteuern wirken, als absolut überflüssig. Man kann daher beobachten, wie auch von agrarischer Seite immer häufiger der Ruf nach einer derartigen Lösung des Absatzproblems zu vernehmen ist. Ohne Zweifel werden sich die Stimmen weiterhin mehren, die in einer engen Zusammenarbeit der genossenschaftlich organisierten Verbraucherschaft mit der genossenschaftlich zusammengeschlossenen Landwirtschaft die für beide Teile vorteilhafteste Regelung des Absatzes landwirtschaftlicher Erzeugnisse erblicken.



# RAPHAEL SELIGMANN . INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT



**G**EMEINSCHAFT wie Individuum seien hier zunächst als ganz empirische Begriffe gefaßt, wie sie uns in der unmittelbaren Lebenspraxis gegeben sind, ohne daß einstweilen auf deren tiefem Sinn eingegangen werde: Individuum als eine konkrete, für sich bestehende und auf sich beruhende Einzelperson mit einer scharf umrissenen Domäne von nur ihr eigenen Interessen und Tendenzen, Gemeinschaft als ein ihr übergeordnetes Ganzes von Institutionen und Organen, die alles das in sich verkörpern und durch sich vertreten, was eine unbestimmte Vielheit von solchen Einzelpersonen in ihrem Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit einander verbindet. Wie gestaltet sich nun das Verhältnis von Person und Gemeinschaft in der Wirklichkeit des Alltags?

In der Wirklichkeit des Alltags stehen sich Individuum und Gemeinschaft gegenüber, das heißt mit anderen Worten: sie liegen auseinander. Für die Gemeinschaft ist das Individuum ein untergeordnetes Objekt, für das Individuum ist die Gemeinschaft ein übergeordnetes Objekt; das Individuum verhält sich zur Gemeinschaft wie zu einer ihm äußerlichen, nahezu fremden Instanz, mit der es in seinem Lebenswandel vielfach zusammenstoßen muß, die ihm mitunter Dienste erweist, mitunter Ansprüche an es stellt, aber ohne bei alledem sich mit ihm seelisch verbunden zu fühlen. Als selbstverständlich gilt es für beide Teile, daß die Gemeinschaft mit dem intim persönlichen Leben des Individuums nicht das geringste zu schaffen habe; es fiele dem Individuum nicht ein sein rein persönliches Erleben der Gemeinschaft zu erschließen, es könnte nicht einmal den Weg dazu finden, wenn ihm eine derart skurrile Idee in den Kopf käme, und es fiele umgekehrt der Gemeinschaft ihrerseits nicht ein sich auf das intim persönliche Erleben des Individuums einzulassen. Für die Gemeinschaft ist das Individuum ein soundsovieltes Exemplar der Gattung Mensch, ein beliebig ersetzbarer Bestandteil eines im übrigen abstrakt gedachten Ganzen, kurz eine Zahl, eine Nummer. Das Individuum versäumt nicht der Gemeinschaft mit der gleichen Münze zu zahlen; es wendet ihr nicht seine Seele zu und bringt ihr kein seelisches Interesse entgegen. Die Gemeinschaft in ihrer gegenwärtigen Gestaltung vertritt und verkörpert nur das, was die Individuen als handelnde Wesen äußerlich und notdürftig zusammenhält, nicht aber das, was sie als empfindende und denkende Wesen mit einander seelisch und geistig gemein haben: ihr gemeinsames Schicksal auf Erden und ihre gemeinsame Stellung gegenüber dem Weltganzen. Tiefer besehen ist also die Gemeinschaft keine richtige Gemeinschaft. Aber ist das Individuum ein richtiges Individuum?

Individuum besagt dem Wortlaut nach ein Wesen, das sich unmöglich teilen läßt; der Begriff eines unteilbaren Wesens, eines *ἄτομον*, ist uns aus der Chemie genügend bekannt; Individuum besagt aber noch etwas darüber hinaus: Es bedeutet ein Wesen, das sich unmöglich addieren und summieren läßt. Zu diesem Ergebnis muß man schon auf rein praktischem Weg gelangen, sobald man nämlich den Versuch macht das rein Individuelle an einer bestimmten Einzelperson zum rein Individuellen an einer bestimmten andern Person hinzuzufügen, um ein Zwiefaches an Individualwerten im Resultat zu erhalten. In der Tat: Eine Summe enthält immer ein Mehr an Zahlwerten

als jeder ihrer Summanden einzeln genommen; hier aber würde es sich herausstellen, daß die Summe nicht mehr in sich enthält als jeder der Summanden für sich allein; 2 Personen im Alter von je 50 Jahren leben nicht zusammen genommen 100 Jahre, weil sie überhaupt nicht zusammen leben, sondern eine jede von ihnen ihr eigenes Leben dahinlebt;  $50 + 50$  ergäben hier also nicht 100, wie es sich nach den üblichen Zahlengesetzen erwarten ließe, sondern immer wieder bloß 50; 2 Personen, von denen eine jede ein Vergnügen oder einen Schmerz von bestimmter Intensität und Dauer erlebt, empfinden nicht zusammen den zwiefachen Betrag an Intensität und Dauer des Vergnügens oder Schmerzes, sondern immer wieder kommt dabei das selbe eine Vergnügen, der selbe eine Schmerz mit dem selben Koeffizienten an Intensität und Dauer heraus, weil sie überhaupt nicht zusammen empfinden, sondern eine jede nur für sich allein; 2 Personen, von denen eine jede ein bestimmtes Ziel mit einem bestimmten Maß von Energie und Zähigkeit verfolgt, wollen nicht zusammengenommen das Doppelte des Betrags an Energie und Zähigkeit wie jeder einzelne von ihnen für sich, da sie überhaupt nicht zusammen wollen, sondern eine jede nur für sich will und strebt.  $1 + 1$  ergäben also hier nicht 2 sondern immer wieder nur 1. Derartige Beispiele ließen sich beliebig vermehren, sie zeigen, daß die Person als solche etwas darstellt, was seiner Natur nach unfähig ist summiert oder geteilt zu werden.

Wenn eine Summe an Zahlwerten nicht mehr ergibt als das, was nur ein einzelner unter deren Summanden in sich enthält, so sind alle übrigen Summanden gleich 0. Auf unsern Fall angewendet, würde es besagen, daß es im Grunde genommen nur ein einziges Individuum, ein einziges Ich auf der Welt geben könne, und daß alle anderen Individuen, alle anderen Iche illusorische Größen seien. Nun wissen wir doch aus der Erfahrung, daß es eine Vielheit von Individuen gibt, und zwar wissen wir es mit der gleichen Evidenz wie wir die Existenz unseres eigenen Ichs kennen. Wie ist nun dies alles zu erklären, das heißt, wie ist es begrifflich möglich? Nur durch die Erkenntnis, daß hier überhaupt kein Vorgang einer Summation sondern, wenn schon einmal in der symbolischen Zahlensprache gesprochen werden soll, eher ein solcher von Multiplikation stattfindet. Das heißt mit anderen Worten: Ein und das selbe Individuum wird immer wieder von neuem gesetzt, wobei als Produkt immer wieder nur das eine Individuum herauskommen muß; also nicht  $1 + 1 + 1 \dots$  sondern vielmehr  $1 \cdot 1 \cdot 1 \dots$ . In unserm Fall würde es besagen, daß die vielen Iche im Grunde genommen ein einziges Ich oder vielmehr eine einzige Ichheit bilden, und daß die Besonderheit oder vielmehr Andersheit jedes einzelnen Ichs auf irgendeiner originären, nicht weiter zu definierenden, jedoch naturhaft begründeten Spaltung beruhe. Wir hätten es also hier mit einer einzigen Ichsubstanz zu tun, die sich hinter mannigfachen besonderen Ausgestaltungen und Spezifikationen verbirgt, oder vielmehr sich in ihnen offenbart, wobei das Verhältnis kraft der vorhin genannten Spaltung sich so gestaltet, daß die Ichsubstanz mit ihrer jeweiligen Spezifikation so eng verwächst, daß sie sich mit letztgenannter schlankweg identifizieren zu müssen glaubt. In allen Ichen stecke also ein einziges Grundego, und jedes besondere Einzelich sei nur das alter ego seines Mitich. Es ist dies ein uralter indischer Gedanke, dem wir auch im abendländischen Denken unter vielfachen Variationen vielfach begegnen: bei Leibniz, bei Schopenhauer und, mutatis mutandis, auch bei Spinoza, wenn wir nämlich unter seiner Substanz die Ichheit, und unter seinen Modi die

jeweiligen individuellen Spezifikationen dieser Ichheit verstehen wollen. Indem wir uns nun vorbehalten diesen Gedanken, der in dieser Gestalt der Wirklichkeit nicht ganz gerecht zu werden vermag, später noch einer gewissen Modifizierung zu unterwerfen, wollen wir uns einstweilen einem Umstand zuwenden, der uns geeignet scheint ihn in ein helleres Licht zu rücken. Denn offenbar reichen spekulative Erwägungen für sich allein nicht aus uns eine zuversichtliche Überzeugung von dem oben geschilderten Sachverhalt zu verschaffen. Es muß vielmehr danach gefragt werden, ob auch die individual- und sozialpsychologische Wirklichkeit uns irgendwelche Winke und Hinweise in dieser Richtung gibt.

Wir wollen dabei vom psychologischen Phänomen des Mitfühlers und Miterlebens ganz absehen. Die Fähigkeit des Miterlebens zeigt uns allerdings, daß jedes Einzelich mit einem größern oder geringern Grad von Klarheit eine gewisse Verwurzelung seines persönlichen Wesens in einer einzigen allgemeinmenschlichen Ichsubstanz zu empfinden scheint. Aber dieses Miterleben scheint wiederum doch zu unsicher, zu abhängig, zu schwankend oder, wie der landläufige Ausdruck lautet, zu subjektiv zu sein, um als genügend kräftiger Beleg für den genannten Gedanken dienen zu können. Wir möchten daher auf etwas anderes, Objektiveres, hinweisen: Man versuche in seiner Person den Kern des Allgemeinmenschlichen aufzudecken, will sagen, man suche von seiner Person alles das abzustreifen und hinwegzudenken, was nicht als allgemeinmenschlich erscheint, also irgendwelche Verbundenheit mit einer besonders gefärbten und durch besondere Umstände bedingten Gruppierung, wie Rasse, Nation, Klasse, Stand, Beruf usw., um, wie gesagt, nur das herauszuschälen, was in der Tat allgemeinmenschlich ist. Man wird am Schluß solcher Bemühung immer auf das rein Individuelle, Persönliche stoßen, das zugleich das gesuchte Allgemeinmenschliche ist. Die geschichtliche Erfahrung bietet uns nicht selten Beispiele und Fälle dieser Art. Wo Menschen immer auf die Suche nach dem Allgemeinmenschlichen ausgingen, und ohne dabei an das Moment des Individuellen als solchen zu denken, entpuppte sich das gefundene Allgemeinmenschliche unwillkürlich als das rein Persönliche. Als die Religionen im Begriff waren ihre Stammesgottheiten zu Universalgottheiten zu erheben, um deren Geltungsbereich durch die Ausdehnung auf alles, was Menschenantlitz trägt, zu erweitern, erwies sich der Universalgott als der Gott des Individuums als solchen. Der Gott, der nicht mehr Gott eines bestimmten Stammes war sondern zum Gott aller Menschen wurde, ist eo ipso zum Gott jedes Einzelichs als solchen geworden; als der aufklärerische Humanismus die allgemeinen Menschenrechte proklamierte, will sagen die Rechte des Menschen überhaupt, ohne Rücksicht auf dessen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, Konfession, Nationalität usw., da zeigte es sich in der Praxis, daß er eigentlich die Rechte des Einzelichs als solchen proklamierte. Dies alles scheint eine gewissermaßen objektive Gewähr dafür zu bieten, daß das Einzelich mit seinem tiefsten Wesen in einer allgemeinmenschlichen Ichsubstanz ruht.

Diese Beobachtung scheint nun ganz zugunsten des bereits oben erwähnten altindischen Gedankens des "Das bist du" und seiner abendländischen Variationen zu sprechen. Aus der Praxis des Alltags wissen wir jedoch, wie schwach und mangelhaft dieses Prinzip des "Das bist du" in der Einzelperson sich auswirkt, und wie stark es gegenüber einem direkt entgegengesetzten Prinzip des "Ich bin nicht du" oder "Ich bin ein anderes als du"

zurücktreten muß. Jedenfalls müssen wir hier einen Kampf zwischen 2 einander stracks zuwiderlaufenden Tendenzen konstatieren, einen Kampf, der nur recht selten zugunsten des „Das bist du“ ausläuft. Dieses Prinzip bedarf also augenscheinlich einer gründlichen Korrektur, jedenfalls kann es in der von den Indern geprägten und von Abendländern ohne wesentliche Änderung übernommenen Gestalt keineswegs Anspruch auf unbedingte Geltung erheben. Vielleicht liegt das Fehlerhafte an dieser Form in folgendem: Die Inder und ihre abendländischen Nachfolger suchten die Sachlage so darzustellen, als seien die allgemeinmenschliche Ichsubstanz und deren individuelle Spezifikationen von aller Ewigkeit her und in alle Ewigkeit hin fertig gegeben, und als sei das Moment des Besondern, des Andersseins, das principium individuationis, eine bloße Illusion. Weder die eine noch die andere Annahme stellt zufrieden. Eine von aller Ewigkeit her und in alle Ewigkeit hin fertige Gegebenheit bedeutet näher besehen ein ewig Stationäres, und dabei ist zwar ein statischer Gegensatz zwischen entgegengesetzten Manifestationen wohl möglich, aber nicht ein dynamischer Kampf zwischen einander widersprechenden und sich gegenseitig aufhebenden Tendenzen. Wären die allgemeinmenschliche Ichsubstanz und ihre individuellen Spezifikationen fix und fertig gegeben, so würde das Einzelich in der Lebenspraxis wohl einen hoffnungslosen Gegensatz zwischen seiner Identität mit dem Mitich und seinem Anderssein als dieses erleben, aber nicht das Streben den Gegensatz zu überwinden, das doch gewiß auf einen dynamischen Ursprung hinweist. Noch weniger zufriedenstellend ist die Behauptung von der Illusorität des principium individuationis. Das Bewußtsein des Andersseins, des "Ich bin nicht du", ist sicherlich keine Illusion sondern handgreifliche Wirklichkeit, und jedenfalls ist es nicht mehr Illusion als das ihm zuwiderlaufende Prinzip des "Ich bin du". Gegenüber dem allen darf man getrost annehmen, daß die allgemeinmenschliche Ichsubstanz kein fertig Gegebenes sondern ein in einem Prozeß der Entwicklung Begriffenes sei, und zwar einem Prozeß, der überaus mühselig und langwierig von statten geht, und von dem wir einstweilen nur die ersten unsicheren Schritte vor uns sehen. Zweck und Aufgabe dieser Ichsubstanz sei es nämlich sich durch das Bewußtsein des individuellen Fürsichseins und eo-ipso-Andersseins als das Mitich bis zu dem des Einsseins aller Iche hindurchzuringen, ohne dabei dem Bewußtsein der Besonderheit des Einzelichs Abbruch zu tun. Die allgemeinmenschliche Ichsubstanz ist erst eine Idee, die ihrer Realisierung harret. Bedenkt man, daß wir hierin uns heute fast an der selben Stelle befinden wie am Anfang der Menschheitsgeschichte, so wird man sich keinen übereilten Hoffnungen hingeben.

Blicken wir nun auf die Gemeinschaft zurück. Wir fanden, daß die heutige Gemeinschaft ihrer Idee keineswegs entspricht, da sie durchaus nicht das in sich verkörpert, was ihre Mitglieder innerlich mit einander gemein haben, daß sie also keine richtige Gemeinschaft ist, und fragten, ob nun das einzelne Individuum ein richtiges Individuum sei. Wir können nun feststellen, daß auch das heutige Individuum kein richtiges ist, da es gleichfalls seiner Idee nicht entspricht, angesichts des Umstands, daß es nicht nur der Gemeinschaft sondern auch seinem Mitindividuum im großen und ganzen nur äußerlich gegenübersteht, daß eine wirkliche seelische Verbundenheit im allgemeinen auch zwischen den Einzelichen kaum besteht. Unrichtige Individuen können keine richtige Gemeinschaft ergeben. Wenn die gegenwärtige Gemeinschaft sich auf eine derart äußerliche Weise zum Einzelindividuum verhält, so ist



# HILTGART VIELHABER · DER DICHTER FRANÇOIS MAURIAC

**R**OLANDS Tod in Ronceval gibt Victor Klemperer in seinem Werk über romanische Sonderart ein Beispiel, an dem er eine charakteristische Seite des französischen Empfindens zeigt: Der Sterbende befiehlt seine Seele Gott. Aber er legt sich auch in eine schöne und würdige Haltung, in der der erwartete Kaiser den Toten finden soll. Dieser Wille zur Form ist dem Romanen unausrottbar eigen. Die schöne oder große Geberde ist oft Symbol für ein sehr Zartes und sehr tief Gehütetes, das der Zunge unaussprechlich ist. Doch drängt das lebhaft empfinden des Südländers danach Unsägliches im Bild darzustellen. Wir finden den Trieb zur Form bei allen französischen Schriftstellern: differenziert, je nach dem Breitengrad und dem engeren Milieu ihrer Herkunft. Georges Duhamels verhältnismäßig schlichter Stil ist in seiner Weise ebenso kunstvoll wie der üppige Valéry-Larbauds oder der aufs feinste ziselierter Paul Valéry's. Paul Claudels *Annonce faite à Marie*, ein Werk, das in der Übertragung Jakob Hegners fast wie ein Mysterienspiel des deutschen Mittelalters anmutet, wahrt selbst im Deutschen noch die eigentümliche Geschlossenheit französischer Dichtung. So ist auch Claudels großer Verehrer François Mauriac, bei allem Wahrhaftigkeitswillen, ein Meister edelster Form. Mit Mauriac verhält es sich so: Zuweilen wird man von seinem Vorwurf, von dem Problem, das ihn menschlich beschäftigt, so gepackt, daß man das Künstlerische zuerst übersieht. Allein bei jedem Wiederlesen seiner Bücher, die zum größten Teil als Romane gefaßt sind, überfällt uns richtig die Schönheit gewisser Seiten, die sein leidenschaftliches und schmerzliches Lieben durchglüht. Auch als Ganzes sind seine Bücher ein Geschlossenes, wohl weil bei ihm die Konzeption, die dichterische Vision stets eindeutig und konzis ist.

François Mauriac ist als spezifisch katholischer Schriftsteller bekannt. Er besingt nicht eigentlich das Mysterium im Katholizismus wie Paul Claudel, er beutet ihn auch nicht für seine ästhetisch-künstlerischen Entzückungen aus wie Joris Karl Huysmans, er macht erst recht nicht die Belastungsprobe wie neuerdings Georges Bernanos mit seinen Satansvisionen. Das Katholische in Mauriac ist einfacher, unbedingt. Es liegt ihm im Blut. Es ist der Stern, unter dem er, auch geistig, geboren wurde. Es ist das Zentrum seiner Lebensempfindung und seiner Weltanschauung. Selbst wo einmal eine Beichte oder ein anderer religiöser Akt als nicht ganz befriedigend oder als im Augenblick wirkungslos empfunden und geschildert wird, bleibt doch das unverrückbare Bild der Kirche als das der allumfassenden Mutter bestehen.

In dem wundervollen Buch der Erinnerung *Mes plus lointains souvenirs*, das in diesem Jahr bei Emile Hazan in Paris herauskam, wird Mauriacs Stellung uns ziemlich klar. Der Vater stirbt früh und ganz plötzlich. Die verwitwete Mutter hält den Zusammenhang mit ihrer eignen Familie aufrecht und läßt sich andererseits von den Priestern beraten. »Die Tramschaffner nannten es das Haus der Pfarrer. Denn jedesmal, wenn ein Schwarzrock im Tram saß, stieg er in Château-Lange aus.« Noch nicht 5 Jahre alt wird der kleine François zu den Nonnen in die Spielschule gebracht. Allabendlich betet man gemeinsam den Rosenkranz und alljährlich an den Gedenktagen das Miserere an der großen Familiengruft. Auf dem Landgut der Großeltern finden sich

in jedem Jahr Vettern und Basen der Verwandtschaft zusammen. Fast immer ist einer oder eine im Alter daran zur ersten Kommunion zu gehen. Vettern und Basen benutzen die Gelegenheit dieses heilige Erlebnis mit dem Neuling wieder zu feiern. Wäre Mauriac körperlich sehr stark gewesen, es hätte vielleicht eines Tages die Auflehnung, ja eine völlige Befreiung gegeben. Doch der Zarte lehnt sich weiter an den gewohnten Pfeiler an. Seine Entwicklung reißt ihn nicht aus dem Kreis sondern läßt ihn innerhalb des gegebenen Rahmens die Vertiefung in alle Abgründe, den Flug zu allen Höhen erleben. Nicht etwa auf ausgetretenem Pfad. Mauriacs Verwandtschaft mit den katholischen Dichtern Paul Claudel und Henri de Montherlant ist weniger groß als die mit dem Reformierten André Gide in seiner *Porte étroite* oder mit Sören Aaby Kierkegaard in Furcht und Zittern und der Krankheit zum Tod. Den gleichen Willen für Gott zu leiden, ja das Lebensglück der seelischen Verantwortlichkeit zu opfern finden wir hier wie dort. Allein, was bei Kierkegaard zu der qualvollen Auseinandersetzung "Entweder ethisch oder ästhetisch" führt, das rundet sich bei Mauriac zu einem ineinandergreifenden Ring. So stark bei ihm das Dialektische ist, er gebraucht es stets wie der Scholastiker, nicht wie der Dissident. Und neben aller religiösen Selbsterforschung durchglüht ihn das unausschöpfbare Entzücken an der Fülle aller irdischen Gestaltung, an Menschen und Verhältnissen, an der Eigenart gesellschaftlicher Gruppen und bodenständiger Vorurteile. Die gewaltige Symbolik Emile Zolas wird uns wieder gegenwärtig in Mauriacs *Préséance*, in seiner *Génétrix* und in seinem *Baiser au lépreux*. Auch Zolas Lust an der Milieuschilderung, nur weniger wortreich, stärker in der Form gefestigt, lebt in Mauriac wieder auf. Dieses Interesse an dem Schicksal der anderen ist es auch, das den Dichter aus dem tiefen Gefühl der Einsamkeit erlöst, das seine Jugend beherrschte. Es ist wie bei Ibsen das Gold des Leids, das auch Mauriac zum Dichter gemacht hat. In *Mes plus lointains souvenirs* beschreibt er es so: »Ich muß bekennen, daß diese Traurigkeit in meiner Jugend keine Selbsttäuschung war. Sie beruhte auf dem tiefen Empfinden meiner Schwäche und Unfähigkeit. Damals konnte ich nicht voraussehen, was jenes Floß später mir zutragen würde. Gewiß ist es, daß ich ohne diesen unverhofften glücklichen Zufall überhaupt zu nichts anderm fähig gewesen wäre. Alles, was die anderen ausfüllte: Spiel, Sport, es schien mir meine eigenen Kräfte unendlich zu übersteigen. Wie konnte ich leben in diesem Getümmel? Die heftigen Dispute in unseren Frühstückspausen prophezeiten mir ein Dasein, in dem ich mich jetzt schon umgestoßen, zertreten und besiegt fühlte. Nichts verriet mir, daß gerade aus dieser Schwäche meine Kraft quellen sollte. Aus dieser tiefen Angst, die meine Jugend beherrschte, ist mein Werk entsprungen. Unser Werk: das ist unser Schmerz. Und der Schmerz hat für mich sehr früh begonnen. Er hatte Zeit sich tief hineinzugraben und so von Jahr zu Jahr immer weiter in das Geheimnis meines Wesen einzudringen.«

Nach diesem Bekenntnis ist es natürlich, daß kaum ein anderer Autor so wie Mauriac die eigentümliche Spannung der Übergangsjahre schildern konnte. Wohl steht das Erotische im Hintergrund. In seinen Höhen und Tiefen ist es unbewußt das Treibende aller Empfindungen und Handlungen. Doch ihm wird ein Paroli geboten von allen Machtfaktoren der Kinderjahre, von Eltern und verehrten Lehrern, ja selbst von den traditionellen Gewohnheiten des Hauses. Und gerade diese machen den jungen, nach Freiheit strebenden Geist auf-sässig. Sie stoßen ihn in die neue, die eigene Bahn. Das Nacheinander sol-

cher Entwicklung ist aufs feinste in der Robe prétexte und im *Enfant chargé de chaînes* dargestellt. Beide Bücher geben manches aus Mauriacs Leben, Anklänge an Milieu und nahestehende Menschen. Doch schließlich nur so weit wie jeder Dichter aus Selbstgeschautem schöpft. Das familienhafte Haus, in dem die einzelnen Mitglieder einer Verwandtschaft wurzeln, hat Mauriac des öfters geschildert. Immer wird dieser Zusammenhalt als ein Gehege empfunden, das disparate Menschen vereint. Zuweilen werden auch Menschen, die sich schon auseinandergelebt haben, durch die Macht der Gewohnheit oder ein Ermatten im Einzelkampf mit dem Dasein wieder in den Schoß der Familie zurückgeführt. So am Schluß des unendlich schönen Romans *Le désert de l'amour*, der auch in guter Übertragung als Einöde der Liebe im Inselverlag erschien. Auch in dieser Schau des Familienhaften, als Mittelpunkt des Lebens, entspricht die Auffassung Mauriacs ganz den Intentionen der Kirche. Was sich nun aber im Rahmen dieser Gebundenheit zutragen kann, wie weit der Drang nach Freiheit geht, wie weit es möglich oder unmöglich ist auf Ansichten und Bedürfnisse des heimischen Milieus auch nur äußerlich, geschweige denn vor sich selbst, zu verzichten, das wirkt wie ein Incubus im *Enfant chargé de chaînes*. Hier finden wir auch jene fast Kierkegaardsche Dialektik im Kampf mit den eigenen Neigungen.

Den Familienbegriff als Klassenvorurteil, mit seinen Auswirkungen in alle kleinsten Beziehungen des Lebens hinein, hat Mauriac meisterlich in seiner *Préséance* dargestellt. Die Söhne der Weinhändler des gelobten Landes von Bordeaux beherrschen die Gesellschaft einer kleinen Stadt. Sie geben den Ton an. Alles übrige daneben ist minderwertig, zählt nicht mit. Ehrgeiz aller jungen Mädchen der außerhalb stehenden Kreise ist es nun durch Heirat an einen "fils" zu kommen. Manchmal gelingt es. Dann folgt das Distanzieren aller derer, die früher der tägliche Umgang gewesen sind. Sicher stehen aber die Neuaufgenommenen nicht in dem Kreis der "fils". Jedes Abweichen von den dort üblichen Gepflogenheiten kann zur beschämenden Verstoßung führen. Die Macht, den Nimbus dieser Geldsäcke hätte Zola nicht eindringlicher darstellen können, und er hätte den dreifachen Raum dazu benötigt. Ein Gegenbeispiel aus der Gegend der riesigen Kiefernwaldungen und ihrer reichen Grundherren finden wir in *Thérèse Desqueyroux*. Selbst der freigeistigen, skeptischen Thérèse ist die Familie noch die größte Potenz. Sie schädigen heißt an den Grundgesetzen alles Daseins rütteln, eines Daseins, auf das sie, die Ausgestoßene, für sich selbst verzichtet hat. Hierauf deutet auch der Essay *Le jeune homme*, den August Brücher für S. Fischer in Berlin übersetzte. Der Verlust jeder familienhaften Bindung bringt die Gefahr, und als einziger Ersatz bleibt nur für ihn, Mauriac, der katholische Glaube.

Jede wahre Religiosität ist dem Erotischen eng verbunden, im fördernden oder befehdenden Sinn. Diesem Eros, in den vielfältigsten Verkleidungen, weiht Mauriac seine ergreifendsten Bücher und in manch einem, das ein anderes Problem behandelt, die schönsten Seiten. *Le fleuve de feu*, *La chair et le sang*, *Destins*, *Le désert de l'amour* und einige Stellen aus der *Préséance* und dem *Baiser au lépreux*: sie geben jene Kraft der Inbrunst wieder, mit der der Künstler oder der Leidende liebt. Was sich in diesem Fall sehr nahe berührt. Hier ist kein Reden mehr über die Dinge. Überall ist die unmittelbare Empfindung selbst. Der Schmerzensausbruch der alternden Elisabeth Gornac am Sarg des jungen Lebemanns, der Altar Fernand Cazeñaves mit

den dürftigen Andenken an die kurz besessene Gattin, die scheuen Worte des Arztes in der Einöde der Liebe: nur Liebende fühlen vielleicht, daß hier ein unaussprechlich Liebender redet.

Es ist sonderbar, daß gerade die Kombination von Glaubenswille und Sinnenbewußtem so starken Anstoß bei der literarischen Kritik in Frankreich erregte. Von der einen und der andern Richtung sah man Mauriac als nicht richtig katholisch oder als tendenziös und unkünstlerisch an. Allmählich setzt sich jetzt das Verständnis für seine besondere Art durch. Auch Mauriacs Gedichte, die zuerst ganz unter dem Einfluß Paul Verlaines standen, haben, wie Verlaine selbst, die Sehnsucht nach Gott oder die zärtlichen Verzückungen der Leidenschaft. Demgegenüber stehen die Essaywerke, wie besonders das oben erwähnte über den jungen Menschen, die von der unbedingten Verantwortlichkeit des Menschen für die Menschheit zeugen. Sehr interessant für Mauriacs Geistesart ist ein schmales Bändchen *De quelques coeurs inquiets*. In bunter Reihe schreibt er hier von dem Übergangsalter Henri Lacordaires, von Maurice de Guérin, Baudelaire, Amiel und Stendhal. Wie alles, was Mauriac verfaßt hat, ist auch dieses ein Bekenntnis. Man sieht, wo er seine Geistesverwandten, seine Freunde und die (seines Kampfes würdigen) Gegner sucht.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Innenpolitik / Hans Simons

Deutschland Der Reichstag lehnte am 30. November das sogenannte Freiheitsgesetz, das ihm auf Grund des Volksbegehrens vorgelegt worden war, mit 307 gegen 68 Stimmen, den § 4 sogar mit 312 gegen 60 Stimmen ab. Da die beiden Parteien, die das Volksbegehren getragen haben, zusammen über 90 Sitze im Reichstag verfügen, außerdem aber auch noch in anderen Gruppen einzelne Abgeordnete vorhanden sind, die das Gesetz an sich nicht ablehnen, so kann man ermesen, welche parlamentarische Niederlage dieses Ergebnis bedeutet, und selbst die Rundschau kann hier über ihre Aufgabe hinausgehen und dem Volksentscheid einen schlechten Ausgang voraussagen. Die Nachwirkungen dieses Mißerfolgs der Deutschnationalen ließen nicht auf sich warten. 12 deutschnationale Abgeordnete traten, mit Begründungen, die fast sämtlich von einander abweichen, teils aus der Fraktion teils aus Fraktion und Partei sofort aus, und eine Reihe anderer angesehenen Persönlichkeiten, die bisher in der Partei oder für die Partei eine Rolle gespielt haben, ist ihnen gefolgt. Der Parteiführer betrachtet das nicht unbedingt als einen Verlust für die Partei. Seiner Parole "Block, nicht Brei!" entspricht diese Entwicklung. Jene 12 Abgeordneten bildeten eine Deutschna-

tionale Arbeitsgemeinschaft, schlossen sich dann am 14. Dezember mit der Christlichnationalen Bauernpartei zu einer Fraktion zusammen: der Christlichnationalen Arbeitsgemeinschaft. Wird so der radikale Teil der Deutschnationalen noch mehr zu den Nationalsozialisten gedrängt, wodurch diese Gruppe parlamentarisch so gut wie koalitionsunfähig wird, im Gegensatz zu dem Koalitionsanerbieten, das Hugenberg auf dem deutschnationalen Parteitag in Kassel am 23. November gemacht hat, so ist auch die Stellung der Regierungskoalition gestärkt. Eine Zeit der Parteiunruhe und der Abspaltungsbestrebung müßte es der Führung erleichtern aktiv zu werden. Das ist aber auch erforderlich. Denn die Deutsche Volkspartei, die am stärksten von den Regierungsparteien unter dem Druck der industriellen Reformvorschläge und Angriffe gegen die Finanzreform steht, muß bei der Sache gehalten werden. Sie wird ohnehin, seit sich ihr Zentralvorstand am 3. Dezember entschlossen hat den Abgeordneten Ernst Scholz zum Parteivorsitzenden vorzuschlagen, nicht stärker an die Große Koalition gebunden sein als bisher. Dafür ist die Wahl des Abgeordneten Heinrich Brüning zum Fraktionsvorsitzenden der Zentrumsfraktion des Reichstags, die am 5. Dezember erfolgte, als ein Zeichen dafür anzusehen, daß eine koalitionsfreundliche Richtung im Zentrum gestärkt werden soll.

Die Regierungskoalition kann eine solche Stärkung vertragen. Denn zu den immer massiveren Angriffen der Opposition und starker Gruppen innerhalb der Regierungsparteien, besonders der ihnen nahestehenden Berufsorganisationen, hat sich der Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht gesellt, mit einem Memorandum, das er in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember herausbrachte. Darin tadelte er vor allem einige außenpolitische Folgerungen aus dem Youngplan, deren Grundlagen er mit gelegt hat, er machte aber auch, und dies mit mehr Recht, der Reichsregierung Vorwürfe, daß sie noch kein Finanz- und Wirtschaftsprogramm vorgelegt hätte. Die außenpolitische Bedeutung dieses Schritts muß hier unerörtert bleiben. Innenpolitisch hatte er die Wirkung, daß die Regierung, die ohnehin entschlossen war ein Finanzprogramm vorzulegen, nicht nur dies am 11. Dezember tat sondern darüber hinaus für dieses Programm das Vertrauen des Reichstags lerderte. Am 12., 13. und 14. Dezember wurde dann das Finanzprogramm im Reichstag behandelt. Die Formulierung des verlangten Vertrauensvotums stieß auf große Schwierigkeiten. Nach kritischen Stunden wurde von den Koalitionsparteien eine Einigungsformel gefunden und am 14. Dezember vom Reichstag mit 222 gegen 156 Stimmen, bei 22 Enthaltungen, angenommen. Sie lautet: »Der Reichstag billigt die Erklärung der Reichsregierung und vertraut darauf, daß das Finanzreformprogramm vorbehaltlich der endgültigen Gestaltung der Gesetze im einzelnen in Wahrung der von der Reichsregierung bekanntgegebenen Grundzüge dieser Finanzreform durchgeführt wird. Der Reichstag spricht der Reichsregierung für ihre Gesamtpolitik das Vertrauen aus.« Damit ist der Regierung der notwendige Rückhalt für die außen- und innenpolitischen Maßnahmen der nächsten Monate gegeben.

**Reichsreform** Eine dieser Maßnahmen hätte es sein sollen das Verhältnis des Reichs zu den Ländern gesetzgeberisch neu zu ordnen. Die Unterausschüsse der Länderkonferenz, die am 18. und 19. November tagten, kamen zu einem gewissen Abschluß ihrer technischen Vorarbeiten; das Hauptergebnis sind bestimmte Vorschläge über die Zusammenfassung der Reichsregierung und der preußischen Regierung, die Einbeziehung der norddeutschen Länder in ein neues Zuständigkeitssystem und die Sonderstellung der Länder Bayern,

Baden, Württemberg und Sachsen, denen gegenüber die Reichszuständigkeit zwar verglichen mit der jetzigen Regelung, wesentlich ausgedehnt, aber verglichen mit der Reform im Norden des Reichs verringert werden soll.

Wie immer, erhob sich sogleich heftigster Widerspruch in dem Augenblick, als die Beratungen so weit gediehen waren, daß die Öffentlichkeit erkennen konnte, wogegen sich protestieren ließe. Die bayrische Regierung, mit ihr die Bayerische Volkspartei und (in diesem Fall nicht überraschend) das preußische Zentrum verteidigen ihre Positionen: leider zum Teil gegen Angriffe, die gar nicht gemacht worden sind. Es ist überhaupt ein betrübliches Kennzeichen der Überlastung aller politisch führenden Persönlichkeiten, daß in einer so wichtigen und übersichtlichen Frage die Debatte mit einer nur durch Mangel an Studium erklärlichen Oberflächlichkeit geführt wird. Dafür wirkt der Eifer der Argumente angesichts der ganz vorläufig und rein technisch beratenden Arbeit der Länderkonferenz einigermaßen übertrieben. Leider vermag sich auch die Sozialdemokratische Partei in dieser ebenso wenig wie in anderen Fragen zur Initiative zu entschließen, die doch besonders wirksam wäre, weil sie in Reich und Preußen gleichzeitig erfolgen könnte. Es ist kein Zweifel, daß es ihr dank ihrer überragenden Stellung und besondern agitatorischen Kraft gelänge viele Hindernisse und Mißverständnisse aus dem Weg zu räumen. Nötig wäre das. Denn ohne eingreifende Verwaltungs- und Verfassungsreform kann auch die Finanzreform nicht durchgreifend wirken.

**Kurze Chronik** Nach dem Rücktritt des Bundespräsidenten Robert Haab und dem Tod des Vizepräsidenten Karl Scheurer sind in der Schweiz 2 Bundesratssitze zu vergeben. Die Sozialdemokratische Partei erhebt auf einen Anspruch. Dem Beschluß des Zentralvorstands der Partei, der sich mit 32 gegen 21 Stimmen am 2. November für die Regierungsbeteiligung ausgesprochen hatte, trat der Parteitag in Basel mit 324 gegen 137 Stimmen bei, und zwar ohne an diese Zustimmung Bedingungen für den Kandidaten zu knüpfen, wie das der radikale Flügel beantragt hatte. Da die schweizerische Sozialdemokratie noch nie an der Regierung teilgenommen hat, ist das eine beachtenswerte Mehrheit. Es sind im wesentlichen die gewerkschaftlichen Kräfte, die hier den Ausschlag für die Regie-

rungsbeteiligung gegeben haben. ◊ Nachdem in Belgien am 18. Oktober der Innenminister demissioniert hatte, kam das Kabinett aus der Krise, die wieder wegen der Sprachenfrage ausgebrochen war, nicht mehr heraus. Am 26. November erfolgte die Gesamtdemission. Nach kurzen Verhandlungen kehrte das Kabinett in völlig unveränderter Zusammensetzung unter Führung Henri Jaspars zurück. ◊ Am 7. Dezember nahm in Österreich der Nationalrat die Verfassungsvorlage an, die dann am 10. Dezember vom Bundesrat einstimmig verabschiedet wurde. Sie war unter dem Druck der Heimwehrbewegung vorgelegt worden. Es ist der sozialdemokratischen Opposition gelungen sie von vielen bedenklichen Einzelheiten zu reinigen. Es bleiben einige sehr eingreifende Anpassungen an das deutsche Verfassungsrecht, die trotzdem vielleicht praktisch nicht so wesentlich werden wie sie zu sein scheinen: Volkswahl des Bundespräsidenten, Notverordnungsrecht für ihn, Entpolitisierung des Verfassungsgerichtshofs, Ausdehnung der Bundeszuständigkeit und der Bundeskontrolle, das letzte namentlich über die Finanzen der Gemeinde Wien. Wie weit dieser Ausgleich die Lösung der österreichischen Krise bedeutet, das hängt davon ab, ob die Entwaffnung der Heimwehren und ihr zufolge die Abrüstung des Republikanischen Schutzbunds gelingen wird. ◊ In der Tschechoslowakei wurde am 7. Dezember das neue Kabinett gebildet. Es hat folgende Zusammensetzung: Franz Udrzal (Präsidium), Eduard Benesch (Äußeres), Juraj Slavik (Inneres), Karl Viskovsky (Wehr), Bohumir Bradac (Landwirtschaft), Jan Dostalek (Öffentliche Arbeiten), Emil Franke (Post), Rudolf Mlcoch (Eisenbahn), Franz Matousek (Handel), Jan Cramek (Unifizierung), Alfred Meißner (Justiz), Ivan Derer (Unterricht), Rudolf Bechyne (Ernährung), Franz Spina (Gesundheit), Karl Englisch (Finanzen). Der nationalen Zugehörigkeit nach besteht es aus 12 Tschechen, 2 Deutschen und 2 Slowaken. Czech ist der Führer der deutschen Sozialdemokraten in der Tschechoslowakei. ◊ Nach dem Sturz des Kabinetts Tanaka bildete am 3. Juli der Führer der Opposition Juko Hamagutschi die neue Regierung Japans. Das Außenministerium übernahm Kijuru Schidehara, das Innere Kenzo Adatschi, die Finanzen Junosa ke Inouye. ◊ Durch Königliche Bekanntmachung vom 4. Oktober 1929 wurde dem Staat der Serben, Kroaten und Slowenen die Bezeichnung König-

reich Südslawien beigelegt. Zugleich wurde er in 9 neue Verwaltungsbezirke (Banate) eingeteilt. Durch diese Neueinteilung verschwinden die historischen innerstaatlichen Abgrenzungen vollständig. ◊ Im Vatikanischen Staat leben einschließlich der kirchlichen Würdenträger zurzeit 523 Personen.

#### Literatur

Sehr lebendige und wahrscheinlich richtige vertraute Gespräche Bismarcks über Wilhelm II und anderes hatte der Anwalt Bismarcks Ferdinand Philipp aufgezeichnet; sein Sohn gab sie jetzt bei Carl Reißner in Dresden heraus. Der Chronist hat sich sichtlich bemüht genau wiederzugeben, was ihm aus den Gesprächen mit dem Kanzler wichtig erschien. So ergibt sich eine interessante Ergänzung zum 3. Band der Gedanken und Erinnerungen und zu den neuen Erinnerungen von Mitarbeitern Bismarcks, wäre diese Sammlung aber früher erschienen, so wäre sie wichtiger gewesen. ◊ Die politische Entwicklung des »größten preußischen Finanzministers« Johannes von Miquel schildert eine von Hermann Höpker-Aschoff eingeleitete Schrift Wilhelm Guhls /Berlin, Carl Heymann/. Sie ist eine lebendig und sorgfältig zugleich geschriebene Geschichte nicht nur des Politikers Miquel sondern des Werdens deutscher Einheit, mit überraschenden und beschämenden Gelegenheiten zu aktuellen Vergleichen. ◊ Über den ausgesprochen bürgerlich demokratischen Revolutionär Carl Schurz stellen im Auftrag der nach ihm benannten Vereinigung Anton Erkelenz und Fritz Mittelman im Siebenstäbeverlag in Berlin einige gute Aufsätze, Bilder und Auszüge aus Reden von ihm und über ihn zusammen, die ein Bild seiner Persönlichkeit, seiner Beziehungen zu Deutschland und Amerika und seiner Bedeutung als Bindeglied zwischen beiden Ländern geben. ◊ 18 Porträts deutscher Rebellen zeichnet Erich Müller (Ewig in Aufruhr /Berlin, Universum Bucherei für alle/). Seine Lebensbilder bekommen die eigentliche Beleuchtung von dem letzten, das Max Hölz schildert, der »die Reihe der sozialen Rebellen schließt und die Reihe der sozialen Revolutionäre eröffnet«. So will der Verfasser die geschilderten Persönlichkeiten sehen, und das gibt seiner Schrift, abgesehen von der Darstellung auch weniger bekannter Lebensläufe, ihre Bedeutung. ◊ Schurz, Bülow und 20 andere Zeitgenossen seines eigenen politischen Wirkens schildert der frühere Reichstagsabgeordnete Richard Eickhoff

(Politische Profile /Dresden, Carl Reißner/). Man kann nicht sagen, daß ihm die Profilierung gelungen sei. Neben interessanten Zügen findet sich vieles, was aus der allzu persönlichen Perspektive, aus der allzu großen Nähe des Tagebuchschreibers gesehen ist. ◊ Nach den Akten der preußischen Ministerien und der Reichskanzlei beschreibt *Ludwig Bergsträßer* die preußische Wahlrechtsfrage im Krieg und die Entstehung der Osterbotschaft 1917 /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Da sich auf Wunsch der Historischen Kommission für das Reichsarchiv, der die Schrift vorgelegen hat, auch noch 2 Nächstbeteiligte, der damalige Unterstaatssekretär Wahnschaffe und der Staatsminister von Loebell dazu geäußert haben, und ihre Anmerkungen verwertet worden sind, liegt hier eine abschließende Arbeit vor. Sie zeigt im einzelnen, wie die in der Bürokratie allgemein vorhandene Einsicht, daß das preußische Wahlrecht geändert werden müsse, zwar von Bethmann Hollweg geteilt wurde, der sich schließlich zur Forderung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts durchrang, aber gegen die Widerstände im Staatsministerium, in den Parlamenten und bei der Obersten Heeresleitung nicht durchgesetzt werden konnte: eines der vielen Beispiele dafür, wie überall das alte System die rechte Zeit verpaßt hat. Möchte das neue lernend gewarnt sein. ◊ Mehr ausgiebig als ergiebig beschreibt *Alfred Niemann* »Entwicklung und Verlauf der Staatsumwälzung in Deutschland 1914 bis 1918« als Revolution von oben — Umsturz von unten /Berlin, Verlag für Kulturpolitik/, wertvoll durch die Kenntnis der Vorgänge, besonders im Großen Hauptquartier, und durch die Zusammenstellung aller Dokumente über die Ereignisse des 9. November, besonders die Abdankung des Kaisers. Dabei trifft seine Kritik charakteristischerweise die in Berlin Handelnden, Prinz Max und seine Mitarbeiter, nicht aber die in Spa hilflos Zögernden, den Kaiser und seine Umgebung. ◊ Als einer der ersten sozialdemokratischen Vertreter im preußischen Abgeordnetenhaus und als der erste Ministerpräsident des Freistaats Preußen ist *Paul Hirsch* ohne Zweifel berufen den Weg der Sozialdemokratie zur Macht in Preußen zu schildern /Berlin, Otto Stollberg/. Einen erstaunlichen Weg. Tragisch, daß für den Verfasser persönlich der Lüttwitzputsch gewissermaßen am Ende dieses Weges steht. Seine Leistungen hätten den gleichen Erfolg verdient, den im ganzen die Partei im Kampf um die

Macht und in der Verteidigung der Macht gerade in Preußen gehabt hat. ◊ Von solchen Erfolgen sieht *Ernst Toller* in seiner Rede *Deutsche Revolution* /Berlin, Laubsche Verlagsbuchhandlung/ nichts. Die Kraft seines Dichterworts gilt nur der Anklage und Forderung. ◊ Die Hauptgedanken der Revolution sucht *Friedrich Papert* aus der Presse jener Zeit zu ermitteln und zu ordnen (Die deutsche Revolution im Kulturspiegel der Presse /Hannover, C. V. Engelhard & Co/). Da keine eigene Auffassung zugrunde liegt, gedeiht der Versuch nicht über eine mühsam gruppierte Materialsammlung hinaus. ◊ Mit den Voraussetzungen und den ersten Ergebnissen der Revolution, aber auch mit den Grenzen möglicher Erfolge in der Republik beschäftigt sich *Philipp Scheidemann* in einer Rede vor dem Reichsbanner (Deutsche Politik /Kassel, Volksbuchhandlung/). ◊ Für den Neuen Staat betitelt *Wilhelm Abegg* eine Schrift, die 2 Aufsätze enthält /Berlin, Gersbach & Sohn/. Er zeigt in dem einen, daß auch der Flaggenwechsel in Frankreich, ebenso der Übergang zu den Farben Schwarz-Weiß-Rot in Deutschland auf heftigen Widerspruch gestoßen ist, und daß sich diese Farben doch durchgesetzt haben. Die gleiche nationale Selbstdisziplin fordert er für die Farben Schwarz-Rot-Gold. In dem andern Aufsatz schildert er Friedrich den Großen und Napoléon im Gegensatz zu üblichen Vorstellungen als Politiker und Staatsmänner, von denen gerade Republik und Demokratie in der Gegenwart viel zu lernen haben. Beide Arbeiten verbindet echte Begeisterung für den neuen Staat. ◊ Vom Deutschen Reich erzählt *Anton Mackes* /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/. Er zeigt in seiner kleinen handlichen Broschüre klar und anspruchlos, wie das deutsche Volk sich regiert. ◊ Für eine Reform des Parlamentarismus in den Ländern, für eine Verbindung zwischen dem Reich und Preußen nach dem Vorbild der Bismarckschen Verfassung setzt sich *Otto Koellreutter* in seinem Vortrag *Der deutsche Staat als Bundesstaat und als Parteienstaat* /Tübingen, J. C. B. Mohr/ ein, ohne daß der eigentliche Sinn dieser im Titel gegebenen Zusammenstellung klar wird. ◊ Um die Einheit der Republik geht es *Johannes Müller* /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/. Er trägt die geschichtlichen und gegenwärtigen Gründe für den Einheitsstaat zusammen, setzt sich mit den Gegnern des Unitarismus auseinander und bietet so vor allem brauchbares Agitationsmaterial.

**Genossenschaftsbewegung / Erwin Hasselmann**

**Mittelständler gegen Genossenschaften** Die Konsumgenossenschaften sind schon immer von denen, deren Interessen und Existenz von ihnen bedroht werden, angegriffen worden: von den selbständigen Kaufleuten. Mit allen möglichen und unmöglichen Mäntelchen wurde der wahre Charakter dieses Interessenkampfes verdeckt. Man setzte Händler ohne weiteres gleich Mittelstand, erkannte im Mittelstand die Stütze des Staats, der Kultur, gesunder Wirtschaft usw. So erhielt der Kampf gegen die Konsumvereine einen pseudoethischen Charakter. Das war schon immer so. Was aber in letzter Zeit auf diesem Gebiet geleistet wurde, stellt alles, was schon da war, in den Schatten. In krassem Widerspruch zur ethischen Theorie des Kampfs der Mittelständler stehen die Kampfpraktiken: Verleumdungen, Versuche Konsumvereinsmitglieder zum Austritt zu zwingen usw. Die Konsumgenossenschaftliche Rundschau hat reichhaltiges Material zu dieser Frage veröffentlicht. Mittelstandsorganisationen jeglicher Art, aber auch der Stahlhelm, die Nationalsozialisten, die Wirtschaftsparteiler usw. haben sich im Kampf gegen die Konsumgenossenschaften zusammengefunden. In Oldenburg veranstaltete der Stahlhelm eine große Aktion gegen die Oldenburgische Konsumgenossenschaft. In Bremen und anderen Unterweserorten versuchten Händlerorganisationen die Konsumgenossenschaften von den Fruchtauktionen auszuschließen, und zwar durch Boykott der Auktionsfirmen, die die Konsumgenossenschaften zu den Auktionen zulassen. In Hamburg stießen die Mittelständler in der Bürgerschaft gegen die Produktion vor, allerdings mit durchaus negativem Ergebnis (siehe diese Rundschau, in diesem Band Seite 831). Das sind nur einige Beispiele. Die Tatsache, daß die Konsumgenossenschaftsgegner sich rühren, ist an sich kein schlechtes Zeichen. Der Grund aller Angriffe ist die glänzende Entwicklung der Konsumgenossenschaftsbewegung. Trotzdem müssen die Konsumgenossenschaften die Abwehr organisieren. Verstärkte Aufklärung der Massen, verdoppelte Werbearbeit tun not. Die Tagespresse muß noch mehr für die Bewegung interessiert werden. Dem neuen Konsumgenossenschaftlichen Volksblatt, das seit dem 15. Oktober in vergrößertem Umfang und mit bedeutend verbessertem Inhalt in Kupfertiefdruck erscheint, muß die größtmögliche Verbreitung gesichert werden; die Vermehrung

der Auflage um rund 200 000 auf 1 460 000 ist schon ein verheißungsvoller Anfang. Vor allem müssen die großen Organisationen der Arbeiterklasse, besonders die Gewerkschaften, die Genossenschaften noch bedeutend intensiver unterstützen als bisher. Die Genossenschaftsbewegung ist, wenn sie alle ihr erreichbaren Kräfte mobilisiert, trotz allen Angriffen und Verleumdungen durch ihre Gegner nicht aufzuhalten.

**Deutschland** Die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung befindet sich schon seit langer

Zeit in einem immer stärker hervortretenden Konzentrationsprozeß. Die Zusammenfassung vieler kleiner Konsumgenossenschaften hat in den Städten zur Bildung gemeinwirtschaftlicher Riesenunternehmungen geführt, die zu Machtfaktoren nicht nur auf dem Gebiet der Verteilung sondern auch auf dem der Erzeugung geworden sind. Für die gesamte Konsumgenossenschaftsbewegung gewinnen diese wenigen Großunternehmungen von Jahr zu Jahr an Bedeutung. Im Geschäftsjahr 1927-1928 setzten rund 1000 Konsumgenossenschaften des Zentralverbands für rund 1,1 Milliarden Mark Waren um, allein für rund ¼ Milliarde Mark wurde von 5 Konsumgenossenschaften umgesetzt. Die Umsatzentwicklung dieser 5 Konsumgenossenschaften in der Nachinflationszeit gibt Aufschluß über das Entwicklungstempo, ein Vergleich mit der Vorkriegszeit zeigt die entwicklungshemmenden Wirkungen des Kriegs und der Inflation. Die 5 größten Konsumgenossenschaften des Zentralverbands Deutscher Konsumvereine sind die Produktion in Hamburg, die Berliner Konsumgenossenschaft, der Vorwärts in Dresden, der Konsumverein Leipzig-Plagwitz, die Eintracht in Essen. Die folgende Tabelle zeigt die Entwicklung dieser 5 Genossenschaften; ihr wurde das Geschäftsjahr vom 1. Juli bis zum 30. Juni zugrunde gelegt.

Genossenschaft	Höhe des Umsatzes					
	1913-1914	1924-1925	1925-1926	1926-1927	1927-1928	1928-1929
	absolut (in Millionen Mark)					
Hamburg	23,5	38,8	49,3	58,8	71,5	82,5
Berlin	17,3	27,6	33,0	40,6	52,0	68,2
Dresden	25,4	19,7	27,5	37,7	47,6	56,9
Leipzig	27,1	19,0	22,0	27,5	38,1	45,4
Essen	15,1	18,4	21,3	23,5	27,8	32,3
	in % des Vorkriegsumsatzes					
Hamburg	100	165	209	250	304	351
Berlin	100	160	190	234	301	394
Dresden	100	78	108	148	187	224
Leipzig	100	70	81	101	140	167
Essen	100	122	140	156	184	213

Das Entwicklungstempo ist also in den jüngeren Genossenschaften bedeutend größer als in den älteren. Diese Tatsache erklärt sich daraus, daß das zu bearbeitende Brachland von Jahr zu Jahr steiniger wird, daß die Werbung, die Steigerung der Durchschnittsumsätze usw. schwieriger werden. Aber auch in den alten Konsumgenossenschaften ist die Entwicklung sehr günstig. Die Nervosität der Händler hat ihre guten Gründe.

Nachdem die Vereinheitlichung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens an der Spitze sichergestellt ist, sind allenthalben die Verhandlungen im Mittelbau, bei den Bezirksorganisationen, im Gang, um eine Zusammenfassung der Bezirksverbände, der Zentralkassen (Bezirkszentralen für den genossenschaftlichen Geldverkehr) und der Hauptgenossenschaften (Bezirkszentralen für den genossenschaftlichen Warenverkehr) durchzuführen. Diese Verhandlungen haben in einer ganzen Reihe von Ländern und Provinzen schon zu abschließenden Ergebnissen geführt. Die ersten Zusammenschlüsse erfolgten Mitte 1929 in Bayern und Schlesien, es folgten der Freistaat Sachsen und Brandenburg, später das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet und Ostpreußen, andere Landes- und Provinzverbände werden in kurzer Zeit folgen. Interessant ist der Zusammenschluß im Rhein-Mainischen Wirtschaftsgebiet. Der Verband der Hessischen Landwirtschaftlichen Genossenschaften in Darmstadt, der Verband der Nassauischen Landwirtschaftlichen Genossenschaften in Wiesbaden und der Raiffeisenverband in Frankfurt kamen überein sich zu einem Verband zusammenzuschließen und das gesamte Geldwesen in einem Zentralinstitut zu zentralisieren; das Warengeschäft wird vorläufig noch von 2 Zentralen betrieben, die ihr Zuständigkeitsgebiet jedoch nicht mehr nach der Zugehörigkeit der Genossenschaften zur Spitzenorganisation sondern rein regional abgrenzen. Später sollen diese beiden Hauptgenossenschaften zu einer vereinigt werden. Im Rhein-Mainischen Wirtschaftsgebiet hat man bei der Durchführung der Vereinheitlichungsbestrebungen zum erstenmal die politischen Grenzen übersprungen und das Verbandsgebiet nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten abgegrenzt; ein Vorgehen, das auch anderen Bezirksverbänden durchaus zu empfehlen ist. Daß die Idee der Rationalisierung noch nicht Gemeingut der ganzen Landwirtschaft geworden ist, beweist die Grün-

derung einer neuen Warenzentrale für den Großbesitz in Niederschlesien, wo sich eben erst die Schlesische Landwirtschaftliche Hauptgenossenschaft, die Schlesische Raiffeisenhandelsgesellschaft, die Reichslandbundein- und -verkaufsgesellschaft und andere zur Niederschlesischen Landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft zusammengeschlossen haben. Der Aufsichtsrat der neugegründeten Handelsgesellschaft Schlesischer Landwirte (Grundkapital 250 000 Mark) besteht ausschließlich aus Rittergutsbesitzern. Die Deutsche Landwirtschaftliche Genossenschaftspresse vom 15. September 1929 schreibt zu der Neugründung: »Es gibt aber offenbar in Kreisen der Landwirtschaft immer noch Leute, die von einer wirklichen gesunden Rationalisierung in der geschäftlichen Organisation der Landwirtschaft nichts wissen wollen.«

**Beamtenbank-** In der genossenschaftlichen **zusammenbruch** Beamtengeldwirtschaft ist wieder ein Zusammenbruch zu verzeichnen. Die Bank für Deutsche Beamte, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung, stellte Ende Oktober ihre Zahlungen ein, nachdem erst vor einiger Zeit die Berliner Beamtenvereinigung zusammengebrochen war. Kurz danach sah sich auch die Bank des Reichsbunds der Höheren Beamten zur Zahlungseinstellung gezwungen. Diese Katastrophen bedeuten einen ersten Prestigeverlust für die Beamtengeldwirtschaft und zugleich auch eine Warnung für die Beamtenschaft, Tausende von Beamten sind geschädigt worden. Die Bank für Deutsche Beamte ist eine Genossenschaft mit 16 000 Mitgliedern, deren Anteile und Haftsummen (diese in Höhe von über 6 Millionen Mark) zur Deckung der Verluste herangezogen werden müssen. Diese Verluste entstanden einmal durch unglaublich leichtfertige Kreditgeschäfte der Bank und durch eine verhängnisvolle Verquickung mit der Bekleidungs-gesellschaft für Deutsche Beamte, zum andern durch den völligen Mangel an gründlichen Revisionen. Die Bank für Deutsche Beamte hat sich ebenso wie die Berliner Beamtenvereinigung der Revision durch den Deutschen Beamten-genossenschaftsverband, die Revisionsvereinigung der meisten Beamtengeldgenossenschaften, grundsätzlich entzogen. Nur daraus ist es zu erklären, daß die Liederlichkeiten der Geschäftsführung jahrelang verborgen blieben. Bei ordnungsmäßiger Revision wären der Zusammenbruch und vielleicht auch die Aus-

lieferung der Bekleidungs-gesellschaft an den Michaelkonzern vermieden worden. Die Zugehörigkeit zu einer Revisionsvereinigung sollte sich für jede Beamten-genossenschaftsbank von selbst verstehen, da es den Mitgliedern in der Regel gar nicht möglich ist die Geschäftsführung eines Bankunternehmens zu überwachen. Dilettantismus und Leichtfertigkeit richten nirgends so verheerende Wirkungen an wie im Bankleben; für Genossenschaftsbanken ist die allerstrengste Kontrolle eine absolute Notwendigkeit.

**Österreich** Die deutschösterreichische Konsumgenossenschaftsbewegung, vor allem gerade die Konsumgenossenschaftsbewegung der Stadt Wien, befindet sich noch auf einer verhältnismäßig niedrigen Entwicklungsstufe. Das nimmt wunder, angesichts der Tatsache, daß die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der österreichischen und besonders wieder der Wiener Arbeiterschaft einen hohen Entwicklungsstand erreicht haben. Ob tatsächlich die Nichtbeachtung der Neutralität die Entfaltung der österreichischen Konsumgenossenschaftsbewegung beeinträchtigt hat, wie Vahan Totomjanz glaubt, bleibe dahingestellt. Die Rückständigkeit der Konsumgenossenschaftsbewegung in Wien zeigt eine Vergleichung mit der Hamburger Produktion. Obgleich Wien fast doppelt so groß ist wie Hamburg, ist die Anzahl der konsumgenossenschaftlich organisierten Mitglieder um  $\frac{2}{3}$  kleiner als in Hamburg; Ende 1928 Produktion 100 737, Konsumgenossenschaft Wien 60 550 Mitglieder; die Anzahl der Verteilungsstellen betrug Ende 1928 in Hamburg 422, in Wien 191, der Umsatz der Produktion betrug 1928 77 Millionen Mark, während der der Konsumgenossenschaft Wien in dieser Zeit nur 32,3 Millionen Schilling oder rund 19,4 Millionen Mark betrug. Der Abstand ist also ganz erheblich. Das Jahr 1928 zeigt, verglichen mit dem Vorjahr, einen, freilich nur geringen, Fortschritt der österreichischen Konsumgenossenschaftsbewegung. Dem Verband Deutsch-österreichischer Konsumvereine waren Ende 1928 121 Konsumgenossenschaften angeschlossen, von denen 108 berichteten. Diese zählten 255 600 Mitglieder (1927 253 600). Der Umsatz steigerte sich von 138,6 Millionen auf 148,9 Millionen Schilling, Anteile und Reserven stiegen von rund 10 auf rund 11 Millionen Schilling. Die Anzahl der Verteilungsstellen vermehrte sich von 887 auf 928. Die Großeinkaufsgesellschaft steigerte ihren Umsatz um 14,6 % auf 87,11 (1927 76,35) Millionen Schil-

ling. Eine Eigenart der österreichischen Konsumgenossenschaftsbewegung liegt darin, daß die Großeinkaufsgesellschaft sich auch am Kleinhandel beteiligt. Sie besitzt, ebenso wie die Deutsche Großeinkaufsgesellschaft in der Tschechoslowakei, eine ganze Reihe eigener Warenhäuser und hat damit den Konsumgenossenschaften die Verteilung von Textilwaren weitgehend abgenommen. Die Zentralisierung der Warenhäuser in der Großeinkaufsgesellschaft hat vor dem System lokalgenossenschaftlicher Warenhäuser den Vorteil einer großzügigern, einheitlicheren und wohl auch wirtschaftlicheren Versorgung, eines bessern Risikoausgleichs und der Möglichkeit schnellerer und gründlicherer Einstellung auf die Modeschwankungen. Freilich liegen Gefahren in der Möglichkeit des Verkaufs an jedermann, die nicht verkannt werden sollen. Diese Gefahren lassen sich vielleicht durch eine freiwillige Selbstbeschränkung (Einstellung auf die örtlich organisierten Verbraucher) und durch eine entsprechende Preispolitik zum Teil vermeiden. Die Frage der Textilwarenversorgung der den Konsumgenossenschaften angeschlossenen Verbraucher ist heute noch keineswegs gelöst, sie bedarf noch ernster Erörterung.

**Eigenpublikationen** Wenn es auch nicht notwendig ist auf das, wie immer reichhaltige Material zur Entwicklungsgeschichte der Konsumgenossenschaftsbewegung näher einzugehen, das die Jahrbücher des *Zentralverbands Deutscher Konsumvereine* zusammentragen, da in dieser Rundschau regelmäßig Berichte über den Stand der Konsumgenossenschaftsbewegung erscheinen, und Wert und Bedeutung dieser sorgfältig redigierten, ein erstaunliches Material bewältigenden Publikation hier oft dargestellt wurden, so muß doch dieses Jahr noch besonders darauf hingewiesen werden. Und zwar wegen einer Lebensbeschreibung des toten Führers Heinrich Kaufmann, die der Herausgeber des Jahrbuchs, August Kasch, in ihm gegeben hat. Diese Biographie ist inzwischen in der Verlagsgesellschaft Deutscher Konsumvereine als Sonderdruck erschienen. Wir bekommen da ein lebendiges und farbiges Bild von dem Wirken und dem oft dornigen und steinigen Weg Heinrich Kaufmanns, ein Bild, wie es nur ein Freund und Weggenosse dieses Pioniers zeichnen konnte. Das Jahrbuch 1928 des *Deutschen Genossenschaftsverbands* erstattet Bericht über die Entwicklung der Verbandsge-

nossenschaften. Der Verband zählte am 1. Juli 1929 3579 Mitglieder, davon 1387 Kreditgenossenschaften, 17 Zentralkreditgenossenschaften, 22 Aktienbanken, 1744 Warengenossenschaften, 17 Zentralbezugs-genossenschaften, 2 Konsumgenossenschaften, 318 Baugenossenschaften und Baugesellschaften usw. Die Umsatz- und Vermögensentwicklung der Kreditgenossenschaften und Zentralkreditgenossenschaften zeigt eine aufsteigende Tendenz. Den 1254 berichtenden Kreditgenossenschaften waren 1 017 193 Mitglieder angeschlossen. Die Berufsstatistik von 816 800 Mitgliedern ergab folgende Zusammensetzung der Mitgliedschaft: 207 400 (25,4 %) selbständige Handwerker, 157 500 (19,3 %) selbständige Kaufleute und Fabrikanten, 171 600 (21 %) selbständige Landwirte, 108 100 (13,2 %) Angehörige freier Berufe, Beamte, 92 900 (11,4 %) Angestellte und Arbeiter, 79 300 (9,7 %) ohne nähere Angaben. Von den 1744 Warengenossenschaften haben nur 1205 berichtet (darunter 12 Zentralbezugs-genossenschaften, 577 Rohstoffgenossenschaften, 76 Magazin- und Absatzgenossenschaften, 50 Produktivgenossenschaften, 37 Wareneinkaufsgenossenschaften der Handwerker, 381 Wareneinkaufsgenossenschaften der Händler). Der Umsatz der berichtenden Warengenossenschaften betrug 1 070,5 Millionen Mark, die sich auf die einzelnen Genossenschaftsarten wie folgt verteilen: Zentralbezugs-genossenschaften 162,4 Millionen Mark, Rohstoffgenossenschaften 282,5, Werkgenossenschaften 5, Magazin- und Absatzgenossenschaften 91,1, Produktivgenossenschaften 24,5, Wareneinkaufsvereine der Handwerker 16,7, Wareneinkaufsvereine der Händler 454, sonstige Genossenschaften 34,3 Millionen Mark. Die berichtenden Warengenossenschaften hatten zusammen 195 252 Mitglieder. Von den Baugenossenschaften liegen nur sehr spärliche Angaben vor. Nur 62 Baugenossenschaften haben über ihre Bautätigkeit berichtet, von diesen wurden bis Ende 1928 5270 Mietshäuser mit 17 709 Wohnungen erstellt.

#### Totenliste

Am 14. April starb in Wiesbaden der frühere Vorsitzende des Deutschen Genossenschaftsverbands und Direktor des Verbands der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften am Mittelrhein *Alexander Alberti*, kurz vor Vollendung seines 74. Lebensjahrs. Er hat 36 Jahre lang an führender Stelle im Geist des von ihm hochverehrten Schulze-Delitzsch in den verschiedensten Instanzen des Deut-

schen Genossenschaftsverbands für die gewerblichen Genossenschaften gewirkt und sehr viel zu ihrer Entwicklung beigetragen. Sie sind ihm für seine Arbeit großen Dank schuldig.

Am 18. April starb der Gründer der Allgemeinen Konsumgenossenschaft in Budapest *Moritz Erdélyi*, im Alter von 52 Jahren, an einer Gehirnblutung. Er war von Beruf Schriftsetzer, durchwanderte in seiner Jugend Deutschland, Dänemark und Österreich und lernte dabei die Genossenschaftsbewegung dieser Länder kennen. In Ungarn begann er dann sogleich die Gründung einer Konsumgenossenschaft in Budapest zu propagieren. Im Jahr 1904 eröffnete die Allgemeine Konsumgenossenschaft Budapest ihre erste Verteilungsstelle, und von dieser Zeit ab entwickelte sie sich unter der Leitung Erdélyis glänzend. Heute zählt sie über 100 Verteilungsstellen, 63 000 Mitglieder und eine ganze Reihe von Produktivbetrieben. In der Kriegszeit erwarb sich Erdélyi große Verdienste um die Fleischversorgung des Heeres. In der Regierungszeit Karolyis wurde er Staatssekretär im Ernährungsamt. Die Räteregierung suchte sich Erdélyis Kenntnisse und organisatorische Fähigkeiten durch seine Ernennung zum Volkskommissar für Ernährung zunutze zu machen; wenn Erdélyi das Amt annahm, so tat er es, um seine Genossenschaft vor der Verstaatlichung zu bewahren. Nach dem Sturz der Räteregierung lebte er als Emigrant im Ausland. Erst 1928 kehrte er nach Ungarn zurück, um die Leitung der Budapester Konsumgenossenschaft auf kurze Zeit wieder zu übernehmen. Sein Tod ist ein herber Verlust für die ungarische und für die internationale Arbeitergenossenschaftsbewegung.

Am 15. Mai starb in München *Maria Niedermeier*, im Alter von 58 Jahren. Sie gehörte seit 1921 dem Aufsichtsrat des Konsumvereins Lendling-München an und war eine eifrige Vorkämpferin der Betätigung der Frauen in der Konsumgenossenschaftsbewegung.

Im Alter von 62 Jahren starb der Pfarrer *Franz Joseph Stromeyer* am 17. Juni in Wertach /Bayern/. Er hat sich große Verdienste um die bayrischen Raiffeisengenossenschaften erworben. Lange Jahre war er Stellvertretender Verbandsdirektor des Nürnberger Raiffeisenverbands, der ihn auch in den Aufsichtsrat der Deutschen Raiffeisenbank entsandte.

In der Nacht vom 26. zum 27. September starb das ehemalige Vorstandsmitglied der Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend *Wilhelm Lamm* an den Folgen

eines Gehirnschlags. Lamm, der am 23. September 1867 zu Platkow im Kreis Lebus geboren wurde, war einer der Gründer des Sparvereins Moabit, der 1899 entstand und sich später dem Berliner Konsumverein anschloß. Von 1900 bis 1907 war Lamm ehrenamtlich Vorsitzender des Berliner Konsumvereins. Nach der Verschmelzung des Berliner Konsumvereins mit der Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend im Jahr 1908 wurde Lamm Vorstandsmitglied der Genossenschaft. Bis zum Jahr 1926 hat er als solches die Bank- und Sparkassenangelegenheiten der Berliner Genossenschaft verwaltet. 1926 schied er aus dem Vorstand aus. Bis Ende Juni 1929 stand er noch im Dienst der Genossenschaft, die ihm vieles zu verdanken hat.

In der Nacht vom 9. zum 10. November starb der Geschäftsführer des Konsumvereins für Kiel und Umgegend *Hermann Adam*. Er wurde am 25. Oktober 1867 in Putschlau bei Glogau geboren. Als wandernder Handwerksgeselle kam er über Hamburg nach Kiel, wo er sich 1899 führend an der Gründung des Kieler Konsumvereins beteiligte. Er hat dann bis zu seinem Tod den Konsumverein Kiel geführt und sehr viel zu der glänzenden Entwicklung dieser zweitgrößten Konsumgenossenschaft des Nordwestdeutschen Revisionsverbands beigetragen. Auch dem Vorstand des Nordwestdeutschen Revisionsverbands und dem Generalrat des Zentralverbands Deutscher Konsumvereine gehörte er an. Die Genossenschaftsbewegung Deutschlands hat mit ihm einen ihrer Besten verloren.

**Kurze Chronik** In den *Internationalen Genossenschaftsbund* sind der neue spanische Genossenschaftszentralverband Spaniens, der sich aus der Bezirksorganisation Kataloniens entwickelt hat, und eine türkische Genossenschaft neu aufgenommen worden; die Türkei war bisher im Internationalen Genossenschaftsbund nicht vertreten.  $\diamond$  Die internationalen Geschäftsbeziehungen der *Großeinkaufsgesellschaften* sind durchaus noch ausbaufähig. Die englische Großeinkaufsgesellschaft bezog im Jahr 1928 für 774,5 Millionen Mark Waren aus dem Ausland, davon für nur 12,8 Millionen Mark von anderen Genossenschaftszentralen; die deutsche Großeinkaufsgesellschaft kaufte für 136,4 Millionen Mark Waren im Ausland, davon für 165 000 Mark von anderen Genossenschaftszentralen. Dagegen entfallen vom Auslandsbezug der holländischen Großeinkaufsgesellschaft in Höhe von 2,1 Mil-

lionen Mark 0,8 Millionen Mark auf ausländische Genossenschaftszentralen; die lettische Großeinkaufsgesellschaft deckte den größten Teil ihres Auslandsbedarfs bei ausländischen Großeinkaufsgesellschaften (5 Millionen Mark von 6,8).  $\diamond$  Der *Zentralverband Deutscher Konsumvereine* hat am 18. September durch Eintragung in das Vereinsregister Hamburg Rechtspersönlichkeit erworben, so daß er in allen seinen Rechtsgeschäften unabhängig von der Verlagsgesellschaft geworden ist, die der Großeinkaufsgesellschaft angegliedert werden wird.  $\diamond$  Die Revisionsvereinigung der *gemeinnützigen Baugenossenschaften* Deutschlands, der Deutschen Wohnungsfürsorge Aktiengesellschaft für Beamte, Angestellte und Arbeiter, hielt vom 6. bis zum 8. September in Schwerin ihren 6. Verbandstag ab, auf dem Richard Lipinski über Gegenwart und Zukunft des gemeinnützigen Wohnungsbaus sprach, und der Verbandsvorsitzende Richard Linnecke Bericht erstattete. Die der Revisionsvereinigung angeschlossenen Baugenossenschaften stehen auf durchaus gesunder Grundlage, ihre Bautätigkeit hat sich in den letzten Jahren gut entwickelt. In einer Resolution forderte man Ausbau der Hauszinssteuergesetzgebung, Verwendung der durch die Neuordnung der Reparationen freiwerdenden Mittel für den Kleinwohnungsbau und Förderung der gemeinnützigen Bauvereinigungen.  $\diamond$  Die deutschen *Bäckereigenossenschaften* haben sich in den letzten Jahren rückläufig entwickelt. Waren im Jahr 1925 von 85 000 Innungsmitgliedern noch 40 600 in 497 Genossenschaften organisiert, so hatten 1928 421 Genossenschaften nur 35 200 Mitglieder bei 91 500 Innungsmitgliedern. Der Umsatz der Bäckereigenossenschaften hat sich zwar von 230 Millionen Mark im Jahr 1925 auf 252 Millionen im Jahr 1928 vergrößert, diese Steigerung ist jedoch nur scheinbar, da die Preise in dieser Zeit mindestens in gleichem Verhältnis gestiegen sind. Rückgang der Mitgliederzahl, Stagnation des Mengenumsatzes; das ist das Bild der Entwicklung der Bäckereigenossenschaften seit 1925.  $\diamond$  Die Bürgerschaft *Bremens* hatte am 22. März den Senat ersucht die Mitgliedschaft im Konsumverein Vorwärts zu erwerben. Der Senat hat das nach  $\frac{1}{2}$  Jahr abgelehnt, da dem Konsumverein »der Absatz im großen«, wie er für den Staat allein in Frage komme, durch das Genossenschaftsgesetz verboten sei. Der Zweck der Konsumgenossenschaft sei nach dem Gesetz Einkauf im großen und Absatz im kleinen

an die Mitglieder. Selbstverständlich beharrte die Bremer Bürgerschaft gegenüber einer so ungläublichen Argumentation auf ihrem frühern Beschluß, so daß der Senat jetzt entweder den Beschluß ausführen oder einen Volksentscheid herbeiführen muß. ◊ In der Konsumgenossenschaftsbewegung Schwedens zeigen sich starke Konzentrationstendenzen. So haben 10 Konsumgenossenschaften im värmländischen Seengebiet einen Ausschuß eingesetzt, der die Verschmelzung dieser Konsumgenossenschaften zu einem Konsumverein für Karlstad und Umgegend in die Wege leiten soll. ◊ Dem Verband der Konsumgenossenschaften Polens gehören nach einem auf dem Kongreß des Verbands in Warschau erstatteten Bericht 894 Genossenschaften mit über 500 000 Mitgliedern an. Der Umsatz stellte sich 1928 auf über 90 Millionen Zloty (rund 45 Millionen Mark), die Steigerung gegenüber dem Vorjahr betrug 13 %. Der Wert der Eigenproduktion des Verbands betrug 7 Millionen Zloty. Die polnische Genossenschaftsbewegung befindet sich also noch in den Anfängen. Das zeigt auch eine Tabelle der umgesetzten Waren, aus der hervorgeht, daß im wesentlichen nur die notwendigsten Massenartikel umgesetzt werden. Der Zuckerumsatz macht  $\frac{1}{3}$ , der Tabak- und Mehlsatz mehr als  $\frac{1}{4}$  des Gesamtumsatzes aus. ◊ Von den Baumwollabsatzgenossenschaften der Vereinigten Staaten von Amerika wurden im letzten Jahr 1 100 000 Ballen oder 8 % der Baumwollernte umgesetzt. Die vorhandenen 16 Baumwollabsatzgenossenschaften zählen zirka 100 000 Mitglieder, in einzelnen Staaten (zum Beispiel Arizona) sind sie zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Machtfaktor geworden, mit dem man selbst in dem vom kollektivistischen Geist so wenig berührten Amerika heute rechnen muß.

**Literatur** Der Gepagverlag in Köln hat das Verdienst *George James Holyoakes* Geschichte der Rochdaler Pioniere neu herausgegeben zu haben. Zuerst wurde sie 1888 von Hermann Häntschke übersetzt. Dieses wohl wichtigste historische Dokument der Genossenschaftsbewegung ist jetzt von Robert Schloesser gründlich überarbeitet worden. Ein Vorkapitel wurde zum bessern Verständnis des Werks vorausgeschickt, zahlreiche erläuternde Fußnoten geben Aufklärung über weniger bekannte Einzelheiten, Personennamen usw., ziehen Parallelen zu den heutigen Verhältnissen. Auch die Umstellungen und Kürzungen, die Schloesser an den etwas weitschwei-

figen und wenig geordneten Schilderungen Holyoakes vornahm, erleichtern das Verständnis. In einem Anhang wird die Geschichte der Rochdaler Pioniergenossenschaft in kurzen Strichen bis in die Gegenwart fortgeführt, wird auch die Bedeutung Rochdales für die Genossenschaftsbewegung anderer Länder gezeigt. Holyoakes Werk hat durch die Bearbeitung an Einheitlichkeit und Kompaktheit gewonnen und an Volkstümlichkeit nicht verloren. Es ist ein Volksbuch, stark und zukunftsgläubig.

### Nationale Bewegung / Günter Keiser

**Polen und Deutschland** Im 8. und 9. Teil des Youngplans wird den Mächten empfohlen vor dem Inkrafttreten des Plans alle noch schwebenden Auseinandersetzungen, die sich aus der Beendigung des Kriegs ergeben, zu erledigen. Die im Anschluß hieran eingeleiteten Verhandlungen zwischen Deutschland und Polen gaben den Anlaß zu einer grundsätzlichen Bereinigung des zwischen den beiden Staaten schwebenden Komplexes von Rechts- und Besitzfragen, die aus der Gebietsnachfolge des polnischen Staats in Oberschlesien, Posen und Pommern erwachsen sind. Die Basis dieses Ausgleichs ist der gegenseitige Verzicht; nur daß, wohl zum erstenmal in einem Staatsvertrag, dem Verzicht auf materielle Rechte auf der einen Seite ein Verzicht auf nationalpolitische Ansprüche auf der andern gegenübersteht. Beide Parteien verzichten auf die Weiterführung der gegenseitigen Entschädigungsforderungen, die, was Deutschland betrifft, vor allem aus der weitaus zu geringen Entschädigung der im Liquidationsverfahren Enteigneten und aus dem Übergang des deutschen Staatsbesitzes in die Hände Polens herrühren.

Für Deutschland bedeutet der Inhalt des jetzt getroffenen Abkommens zunächst das endgültige Aufgeben des mit ungefähr 2 Milliarden Mark eingeschätzten Fiskalbesitzes, den Verzicht auf jeden weitem Einspruch gegen die Enteignung auch des Besitzes der deutschen kirchlichen und karitativen Organisationen in Polen und vor allem die Übernahme der etwa 25 000 Entschädigungsforderungen des liquidierten deutschen Privatbesitzes in Polen, die mit rund 500 Millionen Mark angegeben werden.

Diesen erheblichen materiellen Belastungen Deutschlands stehen als Gewinn 3 Konzessionen Polens gegenüber;

1. Polen verzichtet auf die Weiterführung der Liquidationen, auch auf die Durchführung der bereits ausgesproche-

nen, aber noch nicht vorgenommenen Liquidationen. Von polnischer Seite wird der Verzicht auf 20 000 von insgesamt 140 000 Hektar landwirtschaftlicher Fläche und auf 36 von insgesamt 1600 staatlichen Grundstücken berechnet. Von deutscher Seite wird angegeben, daß etwa 50 000 Hektar im Wert von rund 60 Millionen Mark dem Deutschtum erhalten bleiben. Von weitaus größerer Bedeutung ist aber der in diesem Abkommen liegende Verzicht auf die Enteignung des deutschen Industriebesitzes in Kongreßpolen (hierunter vor allem des wertvollen Besitzes der Kontinentalen Gaswerke Dessau) und der Verzicht auf das Polen nach dem Genfer Abkommen von 1922 zustehende Recht auf Liquidation des deutsch-polnischen Industrie- und Aktienbesitzes in Oberschlesien nach 1935, eine Maßnahme, die dem Deutschtum in Oberschlesien geradezu die Existenzgrundlage entzogen hätte.

2. Polen verzichtet auf das Ankaufsrecht für die 12 000 deutschen Rentengutssiedlungen in den abgetretenen Gebieten, das es sich als Rechtsnachfolger des deutschen Staats angeeignet hatte. Praktisch war dieses Recht erst in wenigen Fällen ausgeübt worden, und auch jetzt wird der Anspruch bei Erbübergang an entfernte Verwandte oder Vorbestrafte sowie bei schlechter Bewirtschaftung beibehalten.

3. Polen verspricht in dem Streit über die zu Unrecht aberkannte polnische Staatsangehörigkeit, der durch die Petition des Deutschen Volksbunds kürzlich auch die Madrider Ratstagung beschäftigt hat, eine gütliche Regelung, so daß eine Anrufung des Haager Gerichtshofs vermieden werden kann. Auch diese Frage hängt mit den Liquidationen zusammen, da mit der Wiederzuerkennung der polnischen Staatsangehörigkeit die in Frage kommenden Liquidationen rückgängig gemacht werden müssen. Es handelt sich hier um etwa 750 Fälle, allerdings besonders wertvollen Besitzes.

Es ist also der Gewinn dieses Ausgleichs für Deutschland, daß 3 Vertreibungsmaßnahmen gegen die Deutsche Minderheit in Polen für die Zukunft unmöglich gemacht worden sind. Damit ist ein zahlenmäßig nicht fixierbarer Gewinn an Volksraum erzielt, und für die deutsche Minderheit in Polen ist endlich eine gewisse Sicherung ihrer wirtschaftlichen und volklichen Existenz erreicht; denn die genannten Maßnahmen hingen wie Damoklesschwerter ständig über jedem Glied der deutschen Volksgemeinschaft. Vor allem aber sind mit diesem Abkommen 3 Quellen tausendfältiger verbitternder Schikane und daraus erwach-

senden gegenseitigen Hasses verstopft worden. Es ist zu hoffen, daß auf diese Weise endlich eine gewisse Befriedung des deutsch-polnischen Minderheitsstreits möglich wird. Freilich sind noch nicht alle Streitpunkte aus der Welt geschafft; es braucht nur an die noch immer schwebenden Agrarreformen erinnert zu werden. Doch schließlich hängt der ganze Erfolg eines solchen Ausgleichs von der praktischen Durchführung, das heißt von einer wirklich gutwilligen Verwaltung, ab.

#### Indien

Seitdem die Simonkommission Indien verlassen hat, ist die Hochspannung, unter der sich ganz Indien befand, nur noch gewachsen. Man spürte die entscheidende Auseinandersetzung kommen, bei der es auf Biegen oder Brechen geht, und rüstete. Dazu schufen die immer wieder verschleppte Amnestiefrage und der Prozeß gegen 32 Nationalkommunisten, der vor ein Sondergericht in Meerut gelegt wurde, viel böses Blut. Innerhalb der Swaradschpartei zeichnete sich wieder deutlicher eine radikale Opposition ab, die an Bedeutung dadurch gewinnt, daß es sich bei den Gegensätzen zum erstenmal nicht nur um Tempofragen der nationalen Befreiung handelt, sondern daß die Opposition auch sozial und kulturell radikal ist und Verbindungen zu Arbeiterorganisationen hat. Träger der Opposition ist vor allem eine Art Jugendbewegung, die Indischen Jugendligen, zusammengefaßt im Allindischen Jugendkongreß. Und es ist nicht nur ein Witz der Geschichte, daß der Führer dieser radikalen Jugend Jawaral Nehru der Sohn des recht autorokratischen Präsidenten Motilal Nehru ist. Da der Kongreß heute der einzige ernstzunehmende und repräsentative Partner Englands bei seinen Verhandlungen mit Indien ist, wäre eine Schwächung der Kongreßpartei ein nicht wieder gutzumachender Verlust auch für England. All diese Momente haben den Vizekönig von Indien Lord Irwin veranlaßt bei seinem jetzigen Besuch in London von der Labourregierung eine beruhigende Geste zu fordern. Und so erklärte er feierlich Ende Oktober mit Zustimmung der Regierung, aber wider den Willen der Simonkommission, es sei nach wie vor das Ziel der britischen Regierung Indien zum Dominion umzubilden. Die Absicht dieser Erklärung war die Vermeidung weiterer Verstimmung in Indien, wohl auch der Versuch der Gandhigruppe eine Möglichkeit zu geben von ihrem Ultimatum, das bei Androhung des Steuer-

streiks den Dominialstatus bis zum 31. Dezember 1929 verlangt, wieder Abstand zu nehmen. Daß es nicht die Absicht der Regierung war den Dominialstatus sofort zu verwirklichen, war schon durch die Zweideutigkeit der Erklärung gegeben und wurde durch die Interpellationen im Unterhaus alsbald festgelegt. Außerdem veröffentlichte die Regierung im Einverständnis mit der Simonkommission und allen 3 englischen Parteien eine Erklärung des Inhalts, daß eine Round-Table-Konferenz aus Vertretern der englischen Regierung, beider Häuser des Parlaments, aller indischen Parteien und der indischen Führer die Fragen der neuen Verfassung besprechen und die endgültige Regelung ausarbeiten solle. Als Basis dieser Verhandlungen sollen offenbar die Vorschläge der Simonkommission dienen. Die Aufnahme, die diese beiden Vorschläge in Indien gefunden haben, schien zunächst überraschend gut. Doch stellte sich bald heraus, daß man dabei die Erklärung Lord Irwins so auslegte, als gelte das Versprechen des Dominialstatus für die jetzt fällige Reform. Ja, es gelang sogar, wohl unter dem Einfluß Gandhis, führende Politiker verschiedener Richtung auf eine Erklärung in diesem Sinn festzulegen, und es ist möglich, daß von dieser Seite aus jetzt die vorherige prinzipielle Zuerkennung des sofort wirksamen Dominialstatus zur Bedingung für die Teilnahme an der Round-Table-Konferenz (neben anderen weniger kritischen Punkten, wie Erledigung der Amnestie, Mehrheit der Kongreßpartei usw.) gemacht wird, womit das Zustandekommen und der Erfolg der Konferenz von vornherein unwahrscheinlich würden. Inzwischen sind die Artikel der liberalen und konservativen Blätter Englands, die mit zunehmender Schärfe die sofortige Anwendung der Irwingschen Zusagen ablehnen, zur allgemeinen Kenntnis in Indien gelangt; jeglicher Optimismus ist nun beseitigt. Dazu liegen jetzt die Berichte der anderen beiden das indische Problem behandelnden Kommissionen vor: Die Butlerkommission, die die Neuordnung des Verhältnisses der Maharadschaststaaten zu England klären soll, geht zwar willig auf die Forderung der Fürsten ein, daß in Zukunft die indischen Staaten nur der Krone selbst unterstehen sollen, das heißt dem Vizekönig in Person, nicht aber dem Vizekönig "in council", weil diesem ja bald Inder angehören könnten. Dagegen fordert die Kommission, daß der Inhalt der Rechte der englischen »Vormacht« lau-

fend den »veränderten Verhältnissen« anzupassen sei. Das bedeutet, daß England sich die volle Handlungsfreiheit über das Schicksal der Maharadschaststaaten vorbehält. Von dem Bericht der indischen Parallelkommission zur Simonkommission ist durchgesickert, daß er nur die Provinzialautonomie, die Errichtung einer starken, dem Parlament verantwortlichen Zentralregierung und die Ernennung eines Inders zum Unterstaatssekretär fordere. Beide Berichte haben die Swaradschistenkreise sehr erregt. Es hängt nun alles von den Vorschlägen der Simonkommission ab, die so in der Tat das zukünftige Schicksal Indiens und damit einen wesentlichen Teil des Wohls des Britischen Imperiums in der Hand hat. Wenn diese Vorschläge indischer sind als die der indischen Kommission, könnten sie vielleicht eine ausreichende Anzahl indischer Politiker verhandlungsbereit und damit die Konferenz möglich machen.

**Informationsmittel** Zur Zwanzigjahrfeier des Österreichischen Volkswirts erschien in seinem Verlag in Wien ein umfangreicher Almanach, betitelt 10 Jahre Nachfolgestaaten. Neben allgemeinen Übersichten enthält er Arbeiten bekannter Fachleute über die finanzielle, währungstechnische und handelspolitische Entwicklung der *österreichischen Nachfolgestaaten*, insbesondere Deutsch Österreichs und der Tschechoslowakei, über Landwirtschaft, Bodenreform, industriellen Aufbau, Energiewirtschaft, Bankwesen usw. Dabei wird vor allem aufschlußreiches statistisches Material geboten. Besonders interessant ist der breite Anzeigenteil, in dem die führenden Unternehmer der Nachfolgestaaten über Entwicklung, Aufbau und Größe ihrer Betriebe berichten. Zur *Anschlußfrage* erschien einige neue Literatur. Vor allem sei auf die Bibliographie zum deutsch-österreichischen Anschlußgedanken hingewiesen, die die Weltkriegsbücherei in Stuttgart herausgab. Die Aufstellung berücksichtigt auch die Zeitschriftenaufsätze seit 1926 und beschränkt sich nicht nur auf die eigentliche Anschlußliteratur sondern erfaßt auch alle die innere und äußere Lage, die soziale und kulturelle Situation Österreichs betreffenden Schriften.

**Kurze Chronik** Der slowakische Abgeordnete Tuka wurde nach einem dramatischen Prozeß wegen Hochverrats zugunsten Ungarns zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Folge war ein Austritt der *Slowakischen Volkspartei* aus der Regierung der Tschecho-

slowakei und die Neuaufstellung Tukas bei den Neuwahlen. Doch gelang es ihm nur über die Landesliste seinen Abgeordnetensitz zu behalten. ◊ Die nationalzaranistische Regierung Rumäniens, die kürzlich durch ein nach wie vor zentralistisches Verwaltungsgesetz den Minderheiten einen schweren Schlag versetzt hat, plant ein besonderes Sprachen- und Minderheitengesetz. Der Abgeordnete Popp, der den Entwurf vorbereitet hat, hat sich auf einer längern Reise mit den Minderheitenproblemen in Ost- und Mitteleuropa auseinandergesetzt. ◊ Das britische Vertragsangebot an Ägypten und die Abberufung Lord Lloyds haben dazu geführt, daß das Diktaturkabinett Mahmud abgetreten ist. An seine Stelle tritt ein Übergangskabinett aus alten Paschas und Hofleuten, das die Durchführung der Neuwahlen zur Aufgabe hat. Damit geht die ägyptische Nationalrevolution ihrem Ende entgegen. ◊ Das Foreign Office ließ erklären, es werde das Gesuch des Irak um Aufnahme in den Völkerbund im Jahr 1932 befürworten und damit das Mandat zu diesem Zeitpunkt aufgeben, »vorausgesetzt, daß das jetzige Tempo des Fortschritts im Irak aufrechterhalten bleibt«. Trotz der Beruhigung, die dieser Schritt in den Irak bringen sollte, nahm sich der irakische Premierminister Muhsin das Leben; aus Verzweiflung über die britische Politik in Vorderasien, mit der er seinen Entschluß begründete. ◊ In den Vereinigten Staaten von Amerika, besonders im Süden, erhob sich ein Sturm der Entrüstung darüber, daß die Gattin des Präsidenten Hoover die Frau eines Negerabgeordneten zum Tee bei sich empfangen hatte. Diese Tatsache dürfte den Stand der Negerfrage in Amerika richtiger charakterisieren als alle krampfhaften Anstrengungen der landesüblichen Amerikareklame einen Fortschritt Amerikas zur Menschlichkeit auch den "Farbigen" gegenüber zu beweisen. ◊ An der Universität Marburg wurde ein neuer Lehrstuhl für Grenz- und Auslandsdeutschum eingerichtet. Die Professur dafür erhielt Johann Wilhelm Mannhardt, der zahlreiche Arbeiten über Volks- und Staatskunde, Grenz- und Auslandsdeutschum veröffentlicht hat. ◊ Im Jahr 1930 werden die 5 südamerikanischen Staaten Bolivien, Columbien, Ecuador, Peru und Venezuela den 100. Todestag ihres Befreiers aus spanischer Herrschaft, des Nationalhelden Simon Bolivar, begehen. Der Tag der Befreiung dieser Staaten ist der 6. August 1825. Bolivar selbst lehnte nach dem Gelingen seines Befreiungswerks jeden Vorteil für

sich ab und starb schließlich vereinsamt und von seinen Freunden verlassen im Jahr 1830. Sein Traum war eine Union aller lateinamerikanischen Staaten gewesen: ein Gedanke, der in unseren Tagen, als Gegenwirkung gegen die mit aller Macht betriebene Expansionspolitik Washingtons, an Kraft gewinnt.

Literatur Der Bibliothekar an der Wiener Universitätsbibliothek Paul Molisch schildert in seinem Buch Vom Kampf der Tschechen um ihren Staat /Wien, Wilhelm Braumüller/ auf 160 Seiten knapp und klar den historischen Ablauf der tschechischen Nationalbewegung, wobei er allerdings eine Fülle von Einzelkenntnissen der österreichischen Staats- und Parteigeschichte voraussetzt. Er versucht kühl und objektiv zu sein und legt nur selten Kritik an; und doch entsteht hier, wohl nicht ohne Absicht, im Gegensatz zu Benesch' Aufstand der Nationen ein Bild des tschechoslowakischen Kampfs, wie er sich in den Augen des Wiener staatsstreuen Österreichers darstellt. Besonders ist es das Ziel des Verfassers nachzuweisen, daß die Tschechen den Staat, den sie 1918 äußerlich eroberten, in seinem ganzen Apparat bereits besessen haben, daß sie also nicht zu den unterdrückten Völkern gehörten. Am stärksten bewegt den Leser der Eindruck von der völligen Hilflosigkeit, dem unablässigen innern Zerfall der erhaltenden Kräfte des sterbenden Staatswesens: ein unerschütterliches historisches Gesetz, das sich hier vollzog. ◊ Das gleiche Problem behandelt der tschechische Philosophieprofessor Emanuel Radl in seinem Werk Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen /Reichenberg, Gebrüder Stiepel./ Ein kluges, geistig großzügiges, weltanschaulich bestfundiertes Buch, manchmal etwas breit, immer aber von warmer Menschlichkeit getragen. Die Hälfte des Buchs ist der ganz neu gesehenen Geschichte des Verhältnisses der beiden Stämme gewidmet, weniger um ein vollständiges Bild zu geben, als um nachzuweisen, daß die bisherige Auffassung, als wäre die ganze böhmische Geschichte nichts als ein Kampf zwischen Tschechen und Deutschen, eine Fehlkonstruktion ist. Treffend belegt Radl die alte Breysigsche These, daß bis zur Französischen Revolution das Nationalitätenproblem überhaupt nicht bestanden hat, jedenfalls an Realität und Erlebnisgehalt weit hinter den anderen Gewalten und Problemen (Religion, Kirche, Herrschaft, Dynastie, Staat usw.) zurückstand. Er analysiert dann die heutige Ideologie des

**Kampfs** zwischen Tschechen und Deutschen, insbesondere auch die Masaryksche Position, durchleuchtet die tschechische Nationalpolitik der Gegenwart mit dem scharfen Blendlicht einer lauter demokratischen, absolut sittlichen und gerechtigkeitsbeflissenen Gesinnung und untersucht abschließend die heutigen Grundlagen des deutsch-tschechischen Ausgleichs, überall gütig vermittelnd und um Verständnis werbend. Seine klar formulierte Grundidee ist das Prinzip der Trennung von Staat und Nationalität, das heißt die Idee des Staats, der vertragsrechtlich durch den freiwilligen Zusammenschluß kulturell autonomer Nationalitäten entsteht und somit ein übergeordnetes national neutrales Drittes ist. Ihre letzte Ableitung erhält diese Vorstellung freilich von einer philosophischen Idee oder Gläubigkeit, die die materiellen Ideale dieser politischen Gegenwart, die Nation, Staat, Rasse vergottet, relativieren und durch absolutere Werte genereller Gültigkeit ablösen will. Der Verfasser nennt sein Buch »eine Philosophie des Friedens zwischen diesen beiden alten und häufig befreundeten Nachbarn«. Es ist ein denkbar glücklich angefaßter Versuch, dem aller Erfolg im Interesse der Beteiligten und Europas zu wünschen ist. ◊ In der Veröffentlichungsreihe International Conciliation des Carnegieinstituts für Internationalen Frieden erschien eine Arbeit *Preston Slossons* *The Problem of Austro-German Union*, die Recht und Notwendigkeit des Anschlusses voll anerkennt, und die für einen gerechten Ausgleich eintritt, dabei die Anschlußbedingungen unter Berücksichtigung der tschechischen Situation sehr verständig erörtert. ◊ Eine gute knappe, sich an alle wendende Propagandabroschüre ist die von der Deutsch-Österreichischen Arbeitsgemeinschaft herausgegebene Schrift *Friedrich Kleinwachters* *Selbstbestimmungsrecht für Österreich*, die auch englisch erschien (*Self-Determination for Austria* /London, George Allen & Unwin/). Eine schlagkräftige, dabei durchaus ernste Publikation, ohne jede Überspitzung. ◊ In den Schriften zum Aufbau deutscher Kultur des Deutschen Schulvereins Südmark /Graz, Alpenlandbuchhandlung/ erschien eine Schrift *Wilhelm Heckes* *Die Bevölkerungsfrage, eine Lebensfrage Österreichs*. Neben etwas oberlehrerhaften Gemeinplätzen findet sich hier eine interessante Schilderung der Geburtensituation Österreichs. Der Verfasser hat einige Einsicht in die sozialen Hintergründe der Erscheinungen, zieht aber nicht die Schlüsse daraus.

## WISSENSCHAFT

Biologie / Hans Haustein

**Teleologie** Die *Lebenstheorie Eugenio Rignanos*, die der Mailänder Philosoph erneut zusammenfassend in einer Schrift darlegt, die 1927 in der englischen Schriftenreihe *Psyche Miniatures* /London, K. Paul/ unter dem Titel *Man not a Machine* erschien, ist gleich programmatisch von dem Cambridger Biologen *John Needham* in der selben Schriftenreihe unter dem von *La Mettrie* geprägten Schlagwort "L'homme-machine" bekämpft worden. Diese beiden für die Grundlegung der Biologie wichtigen Schriften behandelt in einer kritischen Erörterung Ludwig von Bertalanffy in seiner *Biologia generalis*, im 5. Band des Internationalen Archivs für die allgemeinen Fragen der Lebensforschung. Die Ausführungen Rignanos, die mit einer Betrachtung des Stoffwechsels beginnen, weisen darauf hin, daß es sich bei der Assimilation um eine Auslese handelt. Die lebendige Substanz, durch ihre Tätigkeit sich dauernd verzehrend, wählt aus den in der Nährflüssigkeit enthaltenen chemischen Substanzen die zur Wiederherstellung der frühern Beschaffenheit geeigneten aus. Dieser der Zelle eignende "synthetische Mechanismus" hängt von der Natur des unmittelbar vorhergehenden Dissimilationsprozesses ab. Denn der Dissimilation folgt eine entsprechende Assimilation, wodurch sich der finale Aspekt des Stoffwechsels ergibt. Dieser folgt auch aus der Tendenz in einem stationären Zustand zu verharren, wie auch endlich aus der Tendenz der Selbsterhaltung. Im Anorganischen kennen wir nichts, was diesen 3 Tendenzen ähnlich wäre. Nach Needhams Beweisführung ist dagegen der Stoffwechsel kein teleologisches, selektives Phänomen, vielmehr ein rein physikochemischer Prozeß, da die Zellen des Metazoenkörpers bei der Aufnahme der Nahrungsstoffe keine Wahl ausüben, vielmehr die Zellmembran auch schädliche Substanzen durchläßt. Dazu hebt Bertalanffy hervor, daß die Permeabilitätsregeln Charles Overtons, nach denen die Permeabilität das Prototyp eines ateleologischen Phänomens darstellt, nicht das letzte Wort enthalten. An die Seite der passiven physikalischen Permeabilität tritt, was Rudolf Höber mit »physiologischer Permeabilität« bezeichnet. »Die Zelle muß«, wie Höber in seiner *Physikalischen Chemie der Zelle und der Gewebe* /Leipzig, Wilhelm Engelmann/ ausführt,

»in oder an ihrer Oberfläche Einrichtungen besitzen, um den Import und Export ihrer Bedarfs- und Abfallstoffe von sich aus zu regulieren, sie muß den Stoffen, für die sie sich im diosmotischen Experiment als unerläßlich erweist, doch irgendwann und irgendwie eine Passage gewähren; der Zustand, wie ihn das diosmotische Experiment aufweist, kann nicht die Norm oder nicht die ganze Norm bedeuten.« Unsere neueren Erkenntnisse zeigen dazu, wie stark bei der lebenden Membran die Permeabilität von den alten Regeln abweicht, und wie sie von äußeren Verhältnissen beeinflussbar ist (Temperatur, Belichtung, Salzeffekt, Wasserstoffkonzentration). Ja, wir wissen auch, daß sie von der Funktion abhängt. Die physiologische Permeabilität läßt sich sogar wegnarkotisieren, die physikalische jedoch nicht. Es folgt also aus den neuen Ergebnissen, daß die früher unter künstlichen Versuchsbedingungen aufgestellten Permeabilitätsregeln gar nicht für den normalen Zustand der Zellen charakteristisch sind. Diese Inkongruenz zwischen den im Plasmolyseexperiment festgestellten Bedingungen mit der tatsächlichen Beschaffenheit der Permeabilität der lebenden Zellen erklärt sich daraus, daß die Bedingungen, die die physiologische Permeabilität regeln, im Experiment als Ganzes nicht nachgeahmt werden können, und daß sie nicht nur in der Einzelzelle stecken sondern von Bedingungen des Gesamtorganismus, zum mindesten aber eines größeren Zellkomplexes abhängen. So ergibt sich gegenüber Needham, daß die Permeabilität abhängig ist vom Gesamtzustand des Organismus, was nichts anderes besagt, als daß sie unter den normalen Bedingungen einen teleologischen Charakter trägt. Damit wird natürlich keineswegs bestritten, daß auch die physiologische Permeabilität zuletzt auf physikalisch-chemischen Faktoren beruht, insbesondere auf kolloidchemischen und elektrischen Faktoren. Wir können demzufolge prinzipiell jeden Einzelsvorgang im Stoffwechselgeschehen physikochemisch erklären. Doch bleibt dabei als grundlegendes Charakteristikum des Lebens bestehen, daß alle diese Prozesse im Sinn der Erhaltung des Organismus geordnet sind, oder, mit Rignano ausgedrückt, daß sie durch die Tendenz charakterisiert sind in einem stationären Zustand zu verharren, womit sich ein grundlegendes Kennzeichen des Lebens ergibt. Diese Geordnetheit ist eine einfache Tatsache und keineswegs nur vitalistische Hypothese. Mit Hendrik Zwaardemaker können wir den Organismus als ein sehr verwickeltes Sy-

stem koexistenter, im chemischen Gleichgewicht befindlicher Phasen betrachten, dem der »stationäre Zustand« (Ostwald) superponiert ist. Ein solches System im chemischen Gleichgewicht befindet sich allerdings nicht in chemischer Ruhe. Dauernd finden Umsetzungen statt, in dem Sinn, daß von einer Molekelart so viele gebildet werden wie verschwinden. Doch ist ein solches Gleichgewicht nach der van t'Hoff'schen Formel zur Arbeitsleistung unfähig. Hierin nun äußert sich der im "dynamischen Gleichgewicht" arbeitfähige lebendige Organismus. Zur Erklärung scheint es Bertalanffy ausreichend für den Organismus als ganzen eine Systemgesetzlichkeit zu fordern, die erklärt, daß jedesmal im Aufbauprozeß das wiederhergestellt wird, was der vorhergehende Abbau zerstörte. Hierzu hat Bertalanffy (Vorschlag zweier sehr allgemeiner biologischer Gesetze, im Biologischen Zentralblatt 1929) das Gesetz von der Erhaltung der organischen Gestalt eingeführt. »Das Stoffwechselgeschehen, welches in seinem Ganzen als Ausfluß der Beharrung der organischen Gestalt kausal erklärt werden kann, kann zugleich hinsichtlich jedes Teilgeschehens teleologisch formuliert werden: Jedes Teilgeschehen sucht zweckmäßig den im Stoffwechsel zerstörten Bestandteil des Systems wieder herzustellen. Rignano hat also vollkommen recht, wenn er von einem »finalen Aspekt« des Stoffwechsels spricht.« Die von Needham erwähnten unzugewöhnlichen Vorgänge beweisen nichts. Denn es versteht sich von selbst, daß die Zelle in einem unnatürlichen Milieu nicht existenzfähig ist. Ebenso wenig kann dadurch die Zweckmäßigkeit der Vorgänge in ihr widerlegt werden; wäre dann doch auch die Zweckmäßigkeit der Dampfmaschine dadurch widerlegt, daß sie zugrunde ginge, wenn man für sie Schwefelsäure als Betriebsstoff verwenden wollte. Rignano's Nachweis der Notwendigkeit teleologischer Betrachtungsweise in der Biologie ergibt sich auch unbestreitbar daraus, daß wir den Begriff des zu einer bestimmten Funktion "dienenden" Organs nicht aus der Biologie streichen können. Auch der extremste Mechanist kann in der Biologie ohne die Begriffe Organ, Funktion, Organismus usw. nicht auskommen. Überall charakterisiert sich die Teleologie des Lebens als Ausfluß des Erhaltungsgesetzes und nur im Sinn der Ganzheitserhaltung. Die Begriffe Anpassung, Zweckmäßigkeit, Individualität, Organisation, Regulation, Regeneration usw. wären in einem richtungslosen physikochemischen Geschehen völlig sinn-

los; sie bezeichnen eben die Erhaltung des Systemzustands, den wir Leben nennen. Konstatiert werden kann dazu, daß der einzige Versuch der Mechanisten auf nichtfinalen Weg die Zweckmäßigkeit der vorbestimmten Anpassung zu erklären völlig versagt hat. Rignano hat also mit Recht gegenüber Needham die Teleologie der Lebensvorgänge als Ausfluß einer allgemeinen »Tendenz nach Erhaltung des stationären Zustandes« hervorgehoben. Wobei vorläufig dahingestellt bleiben kann, ob diese Tendenz zuletzt auf physikochemische Prinzipien zurückführbar ist oder nicht. Auf jeden Fall gibt Rignanos mnemonische Lebens-theorie tatsächlich eine gemeinsame Erklärung für eine große Reihe sonst rätselhafter Phänomene, die jedoch abschließend zu beurteilen nur die Spezialforschung in der Lage ist.

Der weitere Einwand Needhams, daß in der Wissenschaft die quantitativ nicht faßbare Teleologie nichts zu suchen habe, daß sie wohl aber eine Stelle in der Philosophie einnehmen könne, wird dadurch entkräftet, daß, wie Bertalanffy nachweist, die Teleologie im Anorganischen noch größere Bedeutung hat als er ihr zuschreibt. Needham beruft sich bei seiner Beweisführung auf Charles Hendersons Lehre von der »fitness of the environment«, nach der die Angepaßtheit einen reziproken Charakter trägt: die Lebewesen können an ihre Umgebung angepaßt, umgekehrt kann auch ihre Umgebung für sie geeignet und angepaßt genannt werden. Nun ist aber Rignano zuzustimmen, daß diese Lehre von ganz andern Charakter ist als die Teleologie der lebenden Wesen; denn, wenn die Umgebung dem Organismus nicht angepaßt ist, so ist es nicht die Umgebung, sondern der Organismus, der stirbt und verschwindet, so daß sich stets der Organismus einer neuen Umgebung anpassen muß, und nicht umgekehrt. Die Teleologie im Anorganischen ist auch etwas anderes als die Präadaption, die Abfolge ontogenetischer, physiologischer oder psychologischer Phänomene, die für zukünftige Umgebungsbedingungen im voraus den Organismus vorbereiten. Damit behält Rignano schließlich Recht die Teleologie als Kennzeichen des Organischen zu bezeichnen.

Der 3. Angriffspunkt Needhams besteht darin, daß er sagt, der teleologische Aspekt der Lebewesen sei »sicherlich nichts Quantitatives und daher ohne wissenschaftliche Bedeutung«; Ist Wissenschaft nach ihm doch ausschließlich das Studium der quantitativen Phänomene. Klassifikation, Anatomie, Morphologie

sind nur Naturgeschichte, den Namen einer Wissenschaft verdient allein die Biophysik. Nun kann aber die physikochemische Erklärung der Einzelvorgänge das Lebensphänomen prinzipiell nicht erschöpfen, weil Leben wesentlich ein Systemzustand ist. Deshalb muß die wichtigste Aufgabe sein: die Systemgesetzlichkeit des Organismus aufzufinden, die den Einzelvorgängen übergeordnet ist, worin die grundlegende Aufgabe der modernen Biologie besteht. An dieser Aufgabe mitzuarbeiten sind Mechanisten wie Vitalisten gleichmäßig berufen, ohne daß die konkrete wissenschaftliche Arbeit darunter zu leiden hat. Damit hört gleichzeitig der Gegensatz beider Schulen auf ein quälendes Problem zu sein. Für die Klärung dieser Systemgesetzlichkeit sind Ansätze vorhanden. Verwiesen sei auf die Arbeiten August Pütters, Wilhelm Köhlers, Robert Goldschmidts, Martin Heidenhains, Emil Ungerers und Ludwig von Bertalanffys.

Wenn Needham meint, daß der Begriff des Organismus nur eine philosophierende Betrachtungsweise, aber keine naturwissenschaftliche Hypothese sei, so ist dieser Standpunkt heute nicht mehr berechtigt, selbst nicht von mechanistischer Basis aus. »Ein Neomechanismus wird nur möglich sein, wenn er nicht glaubt durch die physikochemische Untersuchung der Einzelprozesse das Lebensgeschehen zu erschöpfen, sondern die Forderung einer Systemgesetzlichkeit, den Begriff des Organismus in sich hineinnimmt.« Needham gegenüber, der den Mechanismus als die einzige Forschungsweise betrachtet und daraus folgert, daß der Naturwissenschaft die Welt als ungeheurer, durch mathematisch formulierbare Gesetze beherrschter, trost- und sinnloser Mechanismus erscheinen müßte, während allerdings die Philosophie sie als ein sinnvolles Ganzes empfinden dürfe, hält Bertalanffy entgegen, daß auch die Wissenschaft das Geschehen speziell am lebenden Körper als durchaus sinnvoll ansehen könne, weil es eben nicht ein Haufen physikochemischer Reaktionen sondern ein Geschehen an einem geordneten System ist. Diese Gerichtetheit oder Teleologie ist weder Schein noch bloßes Material für philosophische Spekulationen sondern Ausfluß der Systemgesetzlichkeit und damit legitimer Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung. Rignanos Verdienst ist es nun die beiden Grundmerkmale des Lebens erkannt und nachgewiesen zu haben: die Teleologie der Lebensvorgänge als Ausfluß der Tendenz nach physiologischer Unveränderlichkeit und seinen historischen Charakter.

**Pflanzenpathologie und Pflanzenschutz** Zweige der modernen Biologie sind Pflanzenpathologie und Pflanzenschutz. Ihre Entstehung und ihre Entwicklung hängen vom jeweiligen Stand der Naturwissenschaften ab, insbesondere von dem der Botanik und der Landwirtschaftslehre. Einen Einblick in diese Gebiete gab jetzt, im November, zum erstenmal Erich Meyer /Berlin/ im 12. Band des Archivs für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik. Die Beobachtungen, die über Pflanzenkrankheiten vor Entdeckung des Mikroskops angestellt wurden, waren fast ausschließlich wertlos. Erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert beginnen tieferdringende mikroskopische Untersuchungen. Obwohl das Mikroskop schon etwa 1590 durch die Brüder Hans und Zacharias Jenson erfunden worden war, und 1625 Mikroskope durch Friedrich Stelluti bei der Untersuchung des Baus der Biene zur methodischen Verwendung gekommen waren, ist es nicht sicher, ob Marcello Malpighi /1628 bis 1694/ bei seinen Beobachtungen über den Rost und Benjamin Tillet /1755/ bei seinen Untersuchungen über den Brand sich des Mikroskops bedient haben. 1767 wurde das Mikroskop von Felice Fontana bei der Untersuchung der Rostkrankheit, 1766 von Münchhausen, 1783 von Germshausen beim Studium von Pflanzenkrankheiten verwandt. Nachdem erkannt worden war, daß die Erreger der meisten Pflanzenkrankheiten zu den niederen Pflanzen gehören, wurde mit der Erforschung der Biologie dieser kleinen Lebewesen begonnen. Damit war die Geburtsstunde der Mykologie gekommen, der Ausgangswissenschaft für die Phytopathologie. Den eigentlichen Ausbau erhielt die Pilzkunde durch Louis René Tulasne, der mit seinem Bruder Charles höchst wertvolle Untersuchungen über das Mutterkorn /1853/ und in einem großen 3bändigen Werk /1861 bis 1865/ sehr erhebliche Arbeiten über die parasitischen Pilze niederlegte. Einen ungewöhnlich schnellen Fortschritt der Pilzkunde zeitigte Anton de Bary /1831 bis 1888/, dem es gelang die Pilze zu kultivieren; er vermochte die Entwicklung der einzelnen Sporen auf geeignetem Nährmaterial zu verfolgen sowie das Myzel, die geschlechtliche Befruchtung und die verschiedenen Fortpflanzungsorgane zu beobachten, ja, er führte schon künstliche Infektionen mit den Pilzen durch. Seine Untersuchungen sind die Grundlagen, auf denen sich für Land-, Forst- und Volkswirtschaft, aber auch für die Medizin wichtige Nutzanwendungen ergaben. Diese erschloß Ju-

lius Kühn /1825 bis 1910/. Er machte die Mykologie für die landwirtschaftliche Praxis verwertbar. Damit war das Fundament für die Pflanzenpathologie gelegt, und die Basis für diese Disziplin gab Kühn in einem für die praktische Landwirtschaft geschriebenen Buch Die Krankheiten der landwirtschaftlichen Kulturgewächse, ihre Ursachen und ihre Verhütung /1859/. Den Bestrebungen Kühns verdankt die deutsche Landwirtschaft auch die Entstehung des Pflanzenschutzes. Im Anschluß an einen seiner Vorträge über neuere Erfahrungen auf dem Gebiet des Zuckerrübenbaus, in dem er besonders die Nematodenfrage behandelte, forderte Kühn 1889 auf der Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Magdeburg die Einrichtung von Stationen zum Studium der schädlichen pflanzlichen und tierischen Schmarotzer und zur Ertorschung von Bekämpfungsmaßnahmen. Auf diese Weise entstand der Sonderausschuß für Pflanzenschutz. Ein Jahrzehnt später forderte Schultz-Lupitz im Reichstag die Gründung einer Reichsanstalt. So wurde die Biologische Abteilung für Land- und Forstwirtschaft am Gesundheitsamt in Berlin geschaffen, 1905 wegen ihrer wichtigen Aufgaben zu einer selbständigen Reichsbehörde ausgebaut. Hierin vereinigten sich die Bundesstaaten zum Deutschen Pflanzenschutzdienst, indem jedes Land eine Hauptsammelstelle für Pflanzenkrankheiten, in Preußen jede Provinz eine solche gründete. Jetzt üben diesen Pflanzenschutzdienst die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft und 32 Hauptstellen für Pflanzenschutz. Die Biologische Reichsanstalt hat als Zentrale die Hauptaufgabe die Forschungsergebnisse an die Praxis zu vermitteln. Mit mehreren Zweigstellen und fliegenden Stationen werden Einzelfragen in verschiedenen Teilen Deutschlands bearbeitet, wird auch die Entwicklung der Krankheitsbekämpfungsmittel verfolgt. Stand zuerst die Feststellung der Krankheiten im Vordergrund, so wurden später die direkten Bekämpfungsmaßnahmen gefördert, und jetzt schenkt man vornehmlich der Vorbeugung größte Beachtung.

**Gemeinverständliche Schriften**

Einen guten *Leitfaden* durch die Biologie für denjenigen, der sich auf diesem Gebiet erst einmal orientieren will, stellt Cäsar Schäffers Einführung in die Biologie, 7. Auflage /Leipzig, B. G. Teubner/ dar. Als dieses Buch 1907 seine 1. Auflage erlebte, war es vom Vater der »Bewegung zur Hebung des biologischen Unterrichts«,

Karl Kraepelin, verfaßt worden, der kurz vor seinem Tod, 1915, dem jetzigen Autor die Weiterherausgabe übertrug. Seine Brauchbarkeit hat das Buch ja bereits erwiesen, und weitere wertvolle Anregungen werden von ihm ausgehen.

In meisterhafter Darstellung gibt Friedrich von Lucanus als Ergebnis seiner Lebensarbeit eine Übersicht über das, was wir heute vom *Vogelzug* wissen, und über alle die mannigfachen Fragen, die sich an dieses Problem knüpfen. Wie alle Veröffentlichungen der Sammlung Verständliche Wissenschaft /Berlin, Julius Springer/ gibt auch dieser 7. Band Zugvögel und Vogelzug wertvolles Wissen in leichtverständlicher Form und zeigt auch die noch ungelösten Fragen des Zugproblems, um so zu weiterer eifriger Beobachtung des Vogelzugs anzuregen. 17 lehrreiche Schwarz-Weiß-Zeichnungen vervollständigen den Band.

Ein frisch und anschaulich geschriebenes Buch läßt Artur Heye nach brasilianischen Tagebuchblättern des Kameramanes August Brückner unter dem Titel Filmjagd auf Kolibris und Faultiere erscheinen /Berlin, Safariverlag/. Der Titel ist zu eng gefaßt, denn der ganze *brasilianische Urwald* wird in diesem kleinen Buch lebendig. Mensch, Getier und Pflanzenwelt sind hier in anziehender Form eingefangen worden. Das Buch ist jedoch nicht das Werk eines Zoologen sondern das eines schönheits- und wissenschaftlich interessierten Menschen, der dementsprechend viele eigenbeobachtete Tatsachen mitteilt, ohne dafür die naturwissenschaftlichen Klärungen oder Erklärungen geben zu können. Eine große Reihe von gut aufgenommenen anschaulichen Photographien ist dem Buch beigegeben.

**Kurze Chronik** Der *Nobelpreis* der Medizin für 1929 wurde zwischen den Professoren Christian Eijkman von der Universität Utrecht (für die Entdeckung der antirachitischen Vitamine) und Sir Frederick Gowland von der Universität Cambridge (für die Entdeckung der Zuwachsvitamine) geteilt.  $\diamond$  Der Internationale Apisklub veranstaltete vom 9. bis zum 12. August in Berlin eine Tagung der Bienenfreunde, die wertvolle Mitteilungen zur *Bienenkunde* brachte. Johannes Pichhöfel gab dabei eine Übersicht über den Stand der deutschen Bienenzucht und wies darauf hin, daß die Rentabilität der deutschen Bienenzucht seit dem Krieg erheblich abgenommen habe. Die Zahl der Bienenvölker in Deutschland ist von 2,3 Millionen vor dem Krieg auf 1,6 Millionen zurückgegangen. Von den übrigen Vorträ-

gen seien die Heinrich Freudensteins /Marburg/ über die Tracheenmilbe in Deutschland und Hermann Graf Vitzthums /Berlin/ über Ursachen der Mairkrankheit hervorgehoben.  $\diamond$  Das *Deutsche Entomologische Institut* in Berlin feierte sein 25jähriges Jubiläum. Es war ursprünglich mit dem Märkischen Museum verbunden und weist eine Sammlung von 6000 Insektenkästen auf. Es bildet ein Vermittlungsinstitut zwischen theoretischer und angewandter Entomologie mit besonderer Berücksichtigung der Bibliographie.  $\diamond$  Der Professor für Vererbungslehre an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule *Erwin Baur* wurde Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung in Münchenberg /Mark/.  $\diamond$  Der wissenschaftliche Mitarbeiter am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biochemie in Berlin *Felix Klopstock* wurde mit der Leitung der Abteilung für Immunochemie an diesem Institut betraut.  $\diamond$  Der Privatdozent für Zoologie und Vergleichende Anatomie an der Münchener Universität *Hermann Eidmann* übernimmt die Professur der Zoologie an der Forstlichen Hochschule in Hannover-Münden, als Nachfolger Ludwig Rhumblers.  $\diamond$  Der außerordentliche Professor für Bienenkunde an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule *Ludwig Armbruster* wurde jetzt dort Ordinarius. Seine Arbeiten betreffen Zellforschung, Instinktbio-logie, Vererbung, Züchtung, Haustiergeschichte, Bienenzuchtstatistik und Schädlingsbekämpfung.  $\diamond$  An der Universität Kiel *habilitierte* sich Adolf Dabelow für Anatomie.  $\diamond$  Dem Entdecker der ersten südamerikanischen Saurierfauna der Triaszeit, *Wilhelm Rau* in Santa Maria in Brasilien, der auch die weitere Erforschung dieser Fauna tatkräftig unterstützte, wurde von der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen die Würde eines Ehrendoktors verliehen.  $\diamond$  Der Privatgelehrte *R. E. Liesegang* in Frankfurt, bekannt durch hervorragende biologische Experimentalarbeiten, erhielt von der Frankfurter Universität das Ehrendoktorat.  $\diamond$  Der ehemalige Professor der Physiologie an der Universität Petersburg *Iwan Pawlow* wurde 80 Jahre alt. Sein berühmtes Werk *Die Arbeit der Verdauungsdrüsen* erschien 1898 in einer deutschen Ausgabe. 2 Jahre später verfaßte er die grundlegende Schrift *Das Experiment als zeitgemäße und einheitliche Methode medizinischer Forschung*. Vor 3 Jahren erschien, von Volborth übersetzt, sein Buch über die Nerven-tätigkeit der Tiere in 3. Auflage. Pawlow erhielt auch den Nobelpreis.

**Anthropogeographie / Adolf Reichwein**

**Rassenmischung** In Australien hat der Professor an der Universität Sidney *Griffith Taylor* eine Untersuchung angestellt und in den *Pacific Affairs* in Honolulu veröffentlicht, die, obwohl in ihrer Basis verhältnismäßig beschränkt, doch sowohl für den Anthropogeographen als auch für den Soziologen von allgemeinem Interesse ist. Gegenstand ist die Rassenmischung, die im östlichen Australien im Gang ist, exakter gesagt: im nördlichen Neusüdwales. In diesem Staat kam ja die eingeborene Bevölkerung zuerst in Kontakt mit der weißen Zivilisation. Für das Studium des Bastardproblems ist dieser kleine Bezirk der Kamilaroi in ganz Australien der günstigste. Seit 1882 hat sich das Verhältnis zwischen sogenanntem Vollblut und Mischlingen nach den Angaben Taylors folgendermaßen verschoben:

Jahr	Vollblut	Mischlinge	Verhältnis
1882	6309	2300	3 : 1
1892	4000	3000	4 : 3
1902	2900	4000	3 : 4
1912	1800	5000	1 : 3
1922	1000	6000	1 : 6

In 50 Jahren also wird es aller Voraussicht nach in diesem Bezirk kein Vollblut mehr geben. Was bedeutet diese Entwicklung? Daß die sogenannte unterlegene Rasse (in Wahrheit handelt es sich ja nur um eine Unterlegenheit der Bewußtseinskräfte), wenn sie in den Bannkreis der sogenannten höhern Rasse kommt, was richtiger heißt: der zivilisatorisch entfalteten, im Bewußtsein und seinen gegenständlichen Objekten differenzierten, daß die "niedere" Rasse sich dann der "höhern" assimiliert. Sie stirbt nicht aus, sie wird vielmehr der andern angeglichen. Im östlichen Neusüdwales führt ein Streifen dichter weißer Besiedlung von Alburg nach Sidney und weiter nördlich nach Lismore. Bei Sidney kommen 10 Mischlinge auf 1 Vollblut, bei Alburg ist das Verhältnis 5 : 1 und an der Nordküste 4 : 1; je mehr der weiße Einschlag inlandwärts abnimmt, um so mehr verschiebt sich natürlich das Verhältnis, bis es jenseits des Darling endlich die Form 1 : 1 annimmt.

Die Eingeborenen unterstehen dem Schutz des Aborigin Protection Board, dem jährlich etwa 22 000 Pfund Sterling zur Verfügung stehen. Dies ist besonders bemerkenswert, weil diese Mittel verwandt werden können ein Milieu aufzubauen, das den Eingeborenen davor bewahrt von der Sturzwelle der einbrechen-

den fremden Zivilisation moralisch und damit auch physisch zerschlagen zu werden. Schlimm ist, daß sich diese Einsichten erst in der politischen Verwaltung durchsetzten, als schon viel, sehr viel eingeborene Energie in den Kontinenten mit andersfarbiger oder ursprünglich andersfarbiger Bevölkerung zerstört war. Immerhin ist es noch an der Zeit wertvolle Kräfte zu retten, wenn solche Erfahrungen, wie in dem Experimentierbezirk von Neusüdwales, Richtpunkte für die nächste politische Zukunft werden. In nuce ist dort demonstriert, was für die ganze Eingeborenenpolitik in den noch kolonialen oder halbkolonialen Gebieten maßgebend sein sollte.

**Frankreichkunde**

Das Wissen um Frankreich ist heute eine Vorbedingung oder mindestens ein Hilfsmittel konkreter Europaarbeit. Daß von der Zusammenarbeit namentlich zwischen Deutschland und Frankreich die Zukunft des Kontinents überhaupt abhängt, wird jetzt wohl allgemein eingesehen. Aber man zweifelt in einem Lager an der Durchführbarkeit solchen Programms, weil angeblich böser Wille oder doch Mangel an Bereitschaft im andern vorhanden sei. Deshalb ist es notwendig positive Kenntnisse an die Stelle überlieferter Urteile zu setzen. Die Auffassung vom Wesen des einen wie des andern Volks, die bis jetzt meist nur nationaler Selbstgefälligkeit diene, muß von Grund auf revidiert werden. Für eine richtige Erkenntnis, die dann die Hindernisse einer Verständigung von selbst wegräumt, ist in Deutschland vor allem die Materialbeschaffung aus Frankreich wichtig. Und man muß allen danken, die dieses Werk rein und sauber tun. Aber man darf nicht dabei stehen bleiben. Der Sinn dieser Materialbeschaffung darf nicht das bloße Wissen sein, auch nicht das ästhetische Vergnügen, daß man das Dunkle abgeleuchtet hat, sondern daß man versteht und wirklich zusammenkommt, und dies so, daß man sich nicht mehr trennen kann.

Solchem Bemühen war die Woche für Frankreichkunde gewidmet, die die Deutsch-Französische Gesellschaft vom 17. bis zum 23. Oktober in Frankfurt veranstaltete. Auf dieser Tagung war von einfachen Dingen die Rede, und es wurde der Versuch gemacht das Schwierigere und Undurchsichtiger zu durchdringen. Zu den einfachen Dingen gehört all jenes, was den Kundigen klar geworden war, was ihnen aber zum offenen Aussprechen noch nicht reif erschien, oder was zwar ausgesprochen wurde, aber noch kein

Echo finden konnte, eben weil noch zu viel Verkrampfung, zu viel Nähe der Ereignisse, auch zu viel Eigendünkel und gewohnte Schlagworte da waren. Wenn jetzt diese Dinge von den besten Kennern Frankreichs, die so nüchtern sind in ihrem Urteit, wie man nur sein kann, gesagt werden, so kann das eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen.

Man hat lange versucht das Wesen des Franzosen auf eine einfache Formel zu bringen. Noch der Berliner Romanist Eduard Wechßler hat vor wenigen Jahren ein Buch *Esprit und Geist* geschrieben, in dem das deutsche Wesen als vom Geist bestimmt gegen das französische, das vom *Esprit* aus zu verstehen sei, abgegrenzt, man kann sagen: ausgespielt wird. Ein wirkliches Eindringen in die unbekannteren Bereiche der französischen Geschichte und Philosophie zeigt aber, daß diese Begriffe nur die Oberfläche berühren. Gerade das, was nach jener *Esprit*-formel den Franzosen fehlen sollte: Zielbestimmtheit und Gerechtigkeit, bildet in Wahrheit besondere Kennzeichen des französischen Wesens. Die Große Revolution bedeutete die fruchtbarste Zielsetzung unserer Zeit. Und der Wille zur Gerechtigkeit bestimmt die französische Geistigkeit (man braucht nur die Namen Voltaire und Zola auszusprechen) und bewegt das ganze Volk, das durch die Frage "Recht oder Unrecht?", wie vor dem Bastillesturm, wie in der Dreyfusaffäre, in leidenschaftlichster Weise aufgewühlt wird. Die Frage: wo es mehr echten Geist und Tiefe gibt, bei den Deutschen oder den Franzosen, wird man vielleicht jetzt nicht mehr so schnell beantworten wie das früher geschah; ja, man wird vielleicht die Lust verlieren sie zu stellen. Es ist sicher ein Verdienst dieser Tagung für Frankreichkunde, daß sie manche ungenügenden Begriffe festgestellt und manche Fronten der Betrachtung zurechtgerückt hat.

Das bedeutet natürlich nicht, daß man nun jeden Versuch aufgabe der französischen Art näherzukommen. Die Frankfurter Tagung war zunächst ein Schritt auf dem Weg zur Überwindung der Mißverständnisse. Was da Andreas Walther über den Sinn der französischen Aufklärung sagte, und wie er von da die Erfolge des französischen Moralunterrichts erklärte, das zeigt, wie wenig man auch von diesen einfachen Dingen weiß. Wie stark doch die deutsche Kultur von Frankreich aus bestimmt wurde, das wurde in dem Vortrag des Frankreichpädagogen Julius Hartig deutlich. Und wenn Hermann Platz die sozialen und religiösen Unruhen oder Gottfried Salomon,

der Veranstalter der bekannten Davoser Hochschulkurse, die Hintergründe des französischen Sozialismus schilderte, so sah man, daß sich hinter der deutschen Westgrenze nicht nur sehr viel mehr bewegt als man in Deutschland ahnt, sondern daß wir auch dafür ein tieferes Verständnis gewinnen können, wenn wir nur wollen. Ein Verzicht auf ein solches Verständnis, der politisch und nicht nur geistig ungeheuren Schaden brächte, liegt freilich im Interesse derer, die von der Verewigung des Mißverständnisses zwischen Frankreich und Deutschland leben. Es kann gar nicht genug betont werden, wie von solcher Besinnung aus, an der Universitätsleute hervorragenden Anteil haben, auch neues Licht auf die großen politisch-sozialen Rätsel fällt, die uns Frankreich stellt. Man versteht, warum die Parteien dort nicht in der dogmatischen Strenge und Starrheit wirken wie in Deutschland; man versteht viel tiefer, warum der an sich so individualistische Franzose, sobald sein Land in Gefahr ist, sich bis zum letzten aufopfert; man versteht auch, warum der Kommunismus eine Sache ist, die in den geistigen Kreisen Frankreichs viel ernsthafter diskutiert wird als wohl irgendwo sonst in der Welt; und man versteht endlich, warum alle Neuordnung und Umschichtung, besonders im geistigen Leben, immer unter der Führung der Geistigen vor sich geht. Hans Hartmann berichtete über die französische Jugend und Jugendbewegung. Vieles geht dort vor. Man sieht die Auflösung alter Gegensätze, eine Hinwendung zum Religiösen, die sich in einem starken Anwachsen eines weltweiten Neukatholizismus äußert, der aber durchaus in der Kirche wirkt, sie nur tiefer und weiter gestalten will. Wir finden ferner eine Abwendung von scheinromantischen Vorstellungen aller Art, namentlich auch, soweit sie sich auf veraltete Vorstellungen eines "Vaterlands" beziehen, das berechtigt sei alle menschlichen Werte zu zerstören. Wer es nicht erlebt hat und immer wieder neu erlebt, kann nicht glauben, welche Freiheit in vielen französischen Jugendgruppen herrscht, wo man alle Fragen auch heikler Natur (Korridor) offen diskutieren kann und daraus die Hoffnung schöpft, daß jedes Mißtrauen gegen Deutschland einer freieren Gestaltung der Dinge, einer verantwortlichen Mitarbeit am Entwirren des europäischen Chaos weicht.

Wenn wir nach den neuen und passenden Begriffen fragen, die uns zu einem Verständnis Frankreichs verhelfen, so hat gerade diese Woche den Eindruck verstärkt, daß an Stelle der alten For-

meln élan und esprit heute etwa Begriffe wie clarté, simplicité, bonté wirksam sind. Das ist ein Dreigestirn, das wir immer wieder finden: Zur Klarheit des Gedankens und der Formulierung drängt man überall, auch gerade, wo es um die tiefsten Fragen geht. Und man will nach der komplizierten Geisteslage, von der gerade die junge Generation erkannte, daß sie zu Chaos und Krieg führen mußte, zu gewissen einfachen menschlichen Grunderkenntnissen zurück und so den Sinn der Französischen Revolution, der lebendigsten Geschichtstatsache jenseits des Rheins, verwirklichen. Der Soziologe Wilhelm Haas sagte auf der Tagung: Man behauptet, die Franzosen seien konservativ. Aber was konservieren sie? Antwort: die Revolution. Das war mehr als ein blendender Scherz. Und der Sinn war: bonté, Güte, reines wahres Menschentum. Wir sind nicht auf einen vagen Glauben angewiesen, daß dies eine ganz starke Kraft in Frankreich ist; wir können es wissen. Und darum gerade kann man nach dieser Woche für Frankreich wieder an die Arbeit gehen, die mehr ist als eine bloß opportunistische Verständigung; die auf ein wirkliches und tiefes Verstehen zielt.

#### Forschungsreisen

Eins der wichtigsten Ergebnisse der deutschen Expedition, die Emil Trinkler geleitet hat, und die von Kaschmir über die Karakorumstraße nach Tibet und Chinesisch Ostturkestan führte, ist die Beobachtung, daß offenbar in der heutigen Patla-Makan-Wüste in *Ostturkestan* noch in historischer Zeit beträchtliche Gebiete der Bewässerungskultur unterworfen waren. Jedenfalls deuten die abgestorbenen Pappelwälder und Tonschichten, die man unter dem Wüstensand gefunden hat, darauf hin. Es wäre eine lohnende Aufgabe, nachdem gerade in jüngster Zeit wichtige neue Erkenntnisse auf diesem Gebiet gefunden wurden, nunmehr eine zusammenfassende Darstellung der autochthonen asiatischen Bewässerungssysteme zu schaffen, gerade jetzt, da die Renaissance der alten Bewässerungskultur für wichtige Gebiete asiatischer Zivilisation dort zu einer Lebensfrage geworden ist.

Der Kustos am Leipziger Völkermuseum Paul Germann unternimmt im Auftrag des von Otto Reche geleiteten Staatlichen Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig eine Forschungsreise an die *Westküste Afrikas*, in das Gebiet zwischen Nordlberia, Sierra Leone und dem französischen Guinea.

Eine abenteuerliche *Ozeanfahrt* mit ei-

nem kleinen Kutter machte 5 volle Jahre lang der französische Seefahrer Alain Gerbault, völlig allein. Er fuhr zunächst nach New York, schiffte sich dann weiter ein, berührte die Bermudainseln, fuhr durch den Panamakanal und landete endlich für längere Zeit auf den Kapverdischen Inseln, wo er ein Buch über seine Fahrt niederschrieb. Er konnte sich, wie er sagt, kaum entschließen wieder in die europäische Zivilisation zurückzukehren, da ihm das Leben, besonders auch unter den Bewohnern des Polynesischen Archipels, unendlich viel reizvoller erschien. (Man denkt unwillkürlich an Gauguin und stellt fest, daß man bei Franzosen solchem intuitiven Verstehen der sogenannten primitiven Kultur vielfach begegnet.) Gerbaults Buch, das hoffentlich auch in einer deutschen Übersetzung erscheinen wird, ist ein ebenso interessantes wie wichtiges Dokument.

**Totenliste** Im Juni starb in Darmstadt der außerordentliche Professor an der Technischen Hochschule *Julius Goldstein*, im Alter von 56 Jahren. Er beschäftigte sich vor allem mit den Volks- und Nationalproblemen. So schrieb er über Rasse und Politik, über deutsche Volksidee und deutschvölkische Idee usw. Er schrieb auch über die Stellung des Judentums in Deutschland, vom Standpunkt des Assimilanten aus, ohne Verständnis für die jungjüdische Bewegung. In seinem 70. Lebensjahr, ein Jahr, nachdem er in den Ruhestand trat, starb in Leipzig in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember der langjährige Ordinarius für klassische Archäologie *Franz Studniczka*. Er arbeitete hauptsächlich auf dem Gebiet der antiken Bildniskunst, auf dem er die wertvollsten Entdeckungen machte, so die Porträts von Aristoteles und Meander. Er zog aus den alten Schriftquellen und Denkmälern gänzlich neue Folgerungen. Er bildete eine große Zahl von Schülern aus, unter anderen den Archäologen Theodor Wiegand.

**Kurze Chronik** Über das in Köln errichtete *Deutsch-Italienische Institut* äußert sich in der Zeitschrift *Rivista di Cultura* in begeisterter Weise ihr Chefredakteur Lattanzi. Er spricht dem Institut eine außerordentliche Bedeutung für die Verständigung zwischen Deutschen und Italienern zu, die den Fortschritt der Kultur vorzüglich fördern werde. ◊ Von der *Liga zur Verteidigung der Negerrasse*, deren Hauptsitz Paris ist, hat sich nun auch eine Deutsche Sektion gebildet. Sie will

gemäß dem Programm dieser internationalen Vereinigung die materiellen und moralischen Interessen der Neger auf allen Gebieten wahrnehmen. Sie rechnet mit der aktiven Sympathie der Öffentlichkeit auch in Deutschland, wie sie sie in Frankreich längst gefunden hat; hoffentlich wird nicht das angelsächsische Beispiel der Negerverachtung, sondern das romanisch-slawische der Gleichachtung der Menschenrassen in Deutschland befolgt werden.  $\diamond$  Über die neuen Methoden zur Feststellung der *Meerestiefen*, besonders über das Echolot, sprach Anfang Dezember Walter Stahlberg im Institut für Meereskunde in Berlin. Mit diesem Instrument ist es nunmehr möglich fortlaufende Meerestiefenmessungen anzustellen, die auch den Schiffen das gefahrlose Passieren der Untiefen gestatten.  $\diamond$  In einer Hütte entdeckte man die *Leichen dreier englischer Forscher*, die 1925 von der Nordwestküste der Hudsonbai aus Nordalberta zu durchqueren versucht hatten. Nach den gefundenen Aufzeichnungen sind sie dem Hungertod erlegen.  $\diamond$  Auf den Lehrstuhl für klassische Archäologie in Münster wurde der Heidelberger Privatdozent *Karl Lehmann-Hartleben* berufen; er ist Nachfolger Arnold von Salis', der nach Heidelberg ging.  $\diamond$  Ordinarius für Vergleichende Sprachwissenschaft wurde an der Universität Würzburg, als Nachfolger Wilhelm Havers, *Alfons Nehring*, bisher außerordentlicher Professor in Breslau.  $\diamond$  Als Nachfolger Gustav Schwantes' wurde *Bolko von Richthofen* Kustos des Museums für Völkerkunde in Hamburg; er war bisher Kustos am Museum in Beuthen.

#### Literatur

In 2. Auflage erschien *Karl Sappers Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie* (Leipzig, B. G. Teubner). Auf diese Neuauflage des wichtigen Werks, das längst seinen Platz bei allen hat, die sich mit anthropogeographischen Forschungen und den daraus zu ziehenden Folgerungen für eine produktive Politik beschäftigen, sei hier besonders hingewiesen. Es sei noch bemerkt, daß der Verfasser, wie aus dem Vorwort zur 2. Auflage hervorgeht, die Besprechungen der 1. Auflage sorgfältig gelesen und sie auch fruchtbar für die Neubearbeitung verwandt hat; ein Verfahren, das von den Autoren, und namentlich von den Wissenschaftern, sonst nicht oft geübt wird. Das Werk Sappers soll, wie der Autor von vornherein betont, »einen Einblick in die Mannigfaltigkeit der menschlichen Wirtschaft und des menschlichen Verkehrs bieten und zeigen, wie einer-

seits die von Gegend zu Gegend verschiedenen Naturbedingungen, andererseits die ebenso wechselnden Verhältnisse der geistigen Verfassung, der kulturellen und geschichtlichen Zusammenhänge auf sie einwirken«. Und es ist vor allem anzuerkennen, daß er in der Tat bemüht war »den ausschließlich westeuropäischen Standpunkt zu verlassen und auch den wirtschaftlichen Sonderheiten anderer Völker einigermaßen gerecht zu werden, vor allem auf demjenigen wirtschaftlichen Gebiete, das als das wichtigste anzusehen ist; dem der Nahrungsbeschaffung«. Was natürlich nicht ausschließt, daß man nach der eigenen Orientierung über die Ergebnisse im einzelnen auch mit dem Verfasser streiten wird. Die 66 kartographischen und statistischen Darstellungen ergänzen das Werk in wertvoller Weise. Die angefügte alphabetische Übersicht der wirtschaftlichen Einheiten der Erde wird dem eilig Nachschlagenden willkommen sein, ebenso dem, der weiter arbeiten will, das Literaturverzeichnis.  $\diamond$  Wir kennen *Alfons Goldschmidt* aus den scharfen anklagenden Schriften über Mexico und Argentinien, die mit Leidenschaft für das bodenständige Volk und als Dokument wider den "Imperialismus" geschrieben sind. In seinem neuen Buch *Die 3. Eroberung Amerikas* (Berlin, Ernst Rowohlt) umreißt er die sozialen Probleme des ganzen Riesenkontinents von New York bis Buenos Aires. Es ist eine Skizze, und mehr kann angesichts des Gegenstands auf 250 Seiten nicht erwartet werden. Es ist ein Entwurf, der bewußt das Schicksal des Kulis (das gleiche Schicksal in Chicago wie in Valparaiso) in seine einfachen Linien bannt; kein Bild also der ganzen Realität, aber eine Seite in grelles Licht versetzt, die man uns sonst im Dunkel läßt. Um die ganze Wahrheit zu wissen, sollte man also dieses Buch lesen. Dabei ist es sehr interessant geschrieben, reißt zahllose Blickfelder auf und ist in einer eindrucksvollen Art durch Photographieen illustriert, wirklich "illustriert".  $\diamond$  Auf das Büchlein *Wilhelm Menschings* Im 4. Erdteil /Wernigerode, Hans Harder/ lohnt es aufmerksam zu machen. Im Mittelpunkt steht das "Farbigenproblem" in den Vereinigten Staaten. Es sind persönliche Erfahrungen, oft kleine, aber typische Erlebnisse, ein Mosaik davon, aber die Steinchen geben ein Bild. Geschrieben ist das Buch aus der Haltung eines Menschen, der selbst einst als Missionar hinausgezogen war, dann, je länger und je mehr er sah, wirklich sehen lernte und erfuhr, daß es nur eines gibt: gegenseitige Hilfe.

Geschichte / Siegmund Neumann

**Österreich** Es ist eine interessante und durch verschiedene Ereignisse der letzten Wochen leicht belegbare Tatsache, daß parallel mit dem Aufstieg der Heimwehren in Österreich eine ideologische Bewegung läuft das Gefühl für die sogenannte Österreichische Idee von neuem zu wecken. Man geht gewiß nicht fehl den repräsentativen Vertreter, vielleicht sogar den entscheidenden Urheber dieser Gedanken in Ignaz Seipel zu sehen, für den sich zweifellos mit dieser Idee religiös-kirchliche Vorstellungen verbinden. Dieses scheinbare Wiedererwachen einer alten Idee läßt die Frage nach dem Zusammenbruch der alten Donaumonarchie in besonderm Maß aktuell erscheinen. Eben diese Probleme sind es auch, die im Mittelpunkt der zahlreichen biographischen Neuerscheinungen über die jüngste Habsburgergeschichte stehen. An 1. Stelle ist hierbei die Franz-Joseph-Biographie *Josef Redlichs* /Berlin, Verlag für Kulturpolitik/ zu nennen. Der beherrschende Gedanke ist für Redlich, den Verfasser des großangelegten Werks über das österreichische Staats- und Reichsproblem, die Frage nach dem schicksal- und schuldhaften Zusammenbruch der Donaumonarchie. Seiner Meinung nach war die Rettung und Erhaltung Österreich-Ungarns nur durch die Umwandlung in eine Union national autonomer Demokratien möglich. Daß Franz Joseph demgegenüber am dynastischen Einheitsgedanken festhielt, begründete die Tragik seiner Person und die Unlösbarkeit der österreichischen Frage. Diese klaren und eindeutigen Gedankengänge, die Redlich zur scharfen Verurteilung der konservativen, militärischen und einheitsstaatlichen Kräfte führen, geben seinem Werk eine kraftvolle Geschlossenheit und hinterlassen eine starke Wirkung. Zum Vergleich für die Beurteilung dieses Vorkriegsösterreichs sind daneben noch die Schriften Karl Renners heranzuziehen, der unter dem Pseudonym Rudolf Springer bereits vor einem Vierteljahrhundert ähnliche Grundgedanken verfochten hat. Zu nennen sind vor allem seine Bücher *Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat, Krise des Dualismus und Grundlagen und Entwicklungsziele der Österreichisch-Ungarischen Monarchie*, die allesamt in Wien bei Franz Deuticke erschienen. Leider sind sie sämtlich vergriffen; ihre Neuauflage wäre gerade für die gegenwärtige Diskussion sehr erwünscht. Be-

dauerlich an Redlichs Werk ist, daß der Frühzeit Franz Josephs ein unverhältnismäßig breiter Platz eingeräumt, und die für uns so wesentlich interessantere Zeit nach der Schaffung des österreichisch-ungarischen Dualismus nur auf den kleineren Teil des Buchs zusammengedrängt wird. Der Grund für solche Ungleichmäßigkeiten ist zweifellos unter anderm darin zu suchen, daß Redlichs Hauptwerk über das Staats- und Reichsproblem vorläufig nur bis 1867 reicht und durch den verhängnisvollen Archivbrand vom 15. Juli 1927 in seiner Fortführung überhaupt in Frage gestellt sein wird. Die Eigenart der bisherigen Arbeiten Redlichs spricht sich fernerhin in seiner weitgehend juristischen Orientierung aus, die auch im Stilistischen der lebendigen Darstellung oft Abbruch tut. Trotz solchen Unebenheiten gelingt es Redlich in diesem Werk, über eine treffende Charakteristik Franz Josephs und seines Lebens weit hinausgreifend, einen maßgebenden Beitrag zur Geschichte des Habsburgerreichs zu geben.

In beschränktem Umfang gilt dies von der Untersuchung *Oskar von Mitis' Das Leben des Kronprinzen Rudolf* /Leipzig, Inselverlag/, das mit psychologisch feinem Takt und politisch-historischem Verständnis die Entwicklung dieses tragischen Lebens mit menschlicher Wärme zeichnet. Allerdings gelingt es auch Mitis nicht, wie er es selbst bekennt, trotz reicher Verwertung des Nachlasses des Kronprinzen und seines Erziehers Graf Latour, die Motive der Katastrophe von Mayerling klar aufzudecken. Dennoch wird man ihm, nach den 1922 veröffentlichten Briefen Rudolfs an den Journalisten Moritz Szepe, darin beipflichten können, daß die tieferen Ursachen für den Selbstmord eher in politischen Motiven und in Rudolfs Gesamtkonstitution zu suchen sind als in seiner von Sensation und Neugierde reichlich aufgebauerten Herzengeschichte. Daß Mitis überhaupt die Katastrophe aus dem Bereich des Hintertreppenromans in den der ernsten Geschichtsforschung gerückt hat, dafür muß man ihm dankbar sein. Gut ist die Charakterisierung der Stellungnahme Rudolfs zum Problem Österreich-Ungarn, dessen hoffnungslose Zukunft und unentrinnbarer Zusammenbruch ihn, nach Mitis, vor allem in den Tod trieb. Die Skizzierung der Familien- und persönlichen Beziehungen Rudolfs befriedigt weniger, zumal sie mit allzu großer Zurückhaltung und Schonung (zum Beispiel des Vaters Franz Joseph) vorgeht. Das Leben des Habsburgers, dessen Er-

mordung den Weltkrieg entfesselt hat, beschreibt *Theodor von Sosnosky* (Franz Ferdinand, der Erzherzog-Thronfolger /München, R. Oldenbourg/). Auch er stellt in den Mittelpunkt die Diskussion über die innere Problematik des Habsburgerreichs und die Vermeidbarkeit seines Zusammenbruchs. Er sieht in Franz Ferdinand den »verkörperten österreichischen Staatsgedanken, die Fleisch und Blut gewordene Hoffnung auf Rettung der Monarchie«. Trotzdem gibt gerade die ausführliche Untersuchung Sosnoskys, die auch die Fehler des Erzherzogs nicht verschweigt, Anlaß genug die Berechtigung solchen Glaubens zu bezweifeln. Wie weit entfernt Franz Ferdinand von einem wirklichen Verständnis für die nationale Frage war, trotz seinem Eintreten für das bekannte Buch Popovics *Die Vereinigten Staaten von Groß Österreich*, ersieht man unter anderem aus seinen Plänen gegenüber Italien und aus seinem ausführlichen Regierungsprogramm. Obwohl Sosnosky zu den wesentlichen Deutungen der Persönlichkeit und Politik des Erzherzogs nicht immer vordringt und in seiner apologetischen Absicht durch sein eigenes Buch oft genug widerlegt wird, ist sein Material doch recht wertvoll und aufschlußreich für das Vorkriegsösterreich.

Dies gilt ebenso für die Zeit bis zum Zusammenbruch des Reichs von der umfangreichen Biographie des Kaisers Karl, die dessen ehemaliger Kabinettschef *Arthur Graf Polzer-Hoditz* in einem mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Werk vorlegt /Wien, Amaltheaverlag/. Es bietet eine einzigartige Quelle für die Sixtusaffäre und für den allerdings vergeblichen Kampf um die föderalistische Umgestaltung der Monarchie, an dem Polzer führend beteiligt war. Der Hauptwert des Buchs liegt darüber hinaus in der klaren Herausarbeitung des "Habsburgischen Prinzips", das mit seinem übernationalen föderalistischen Reichsgedanken der Nationalstaatsidee Preußens radikal entgegengesetzt wird. Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zeigt sich damit als ein Streit nicht nur zweier Dynastien sondern unvereinbarer Prinzipien. Von dieser Österreichischen Idee aus griff Polzer auch die dualistische Struktur als den »Keim zur Todeskrankheit des Habsburgerreichs« an. Nur im Abbau des ungarischen Staatsrechts und in der Organisierung der gesamten Monarchie nach nationalrechtlichen Grundsätzen im Rahmen des Reichs sah er die Rettung. Solchen Plänen aber wider-

setzten sich die führenden ungarischen Politiker und die maßgebenden deutschen Kreise, die darüber hinaus eine Verständigung mit dem Slawentum in Österreich versäumten. Der Untergang des Reichs war die notwendige Konsequenz. Die Nachfolgestaaten (Jugoslawien, Tschechoslowakei) sind auch die Erben dieser Problematik. Die Österreichische Idee besteht weiter, denn mag der »Nationalstaatsgedanke für den Westen, wo die Völker- und Staatsgrenzen zusammenfallen, anwendbar sein, für Mitteleuropa ist er es nicht«. Hier, neben den östlichen Randstaaten, findet vielmehr die nationale Minoritätenfrage, eine der zentralsten Nachkriegsfragen, ihren Brennpunkt und hoffentlich auch einmal ihre Lösung.

Damit wird aber auch die Diskussion über das Vorkriegsösterreich zu mehr als einer "historischen" Angelegenheit. Und dies vor allem, da die innerösterreichischen Bewegungen diese Fragen erneut in Fluß bringen und vielleicht in eine nicht gerade erfreuliche Richtung drängen. So kann die Österreichische Idee wieder einmal einen eminent politischen Charakter gewinnen.

**Puritanismus** Die bekannten Arbeiten von Max Weber, Ernst Troeltsch und Gerhart von Schulze-Gaevernitz haben in weitesten Kreisen das Interesse für den Puritanismus geweckt. Mag das Maß des Einflusses, den er auf die Entstehung des Kapitalismus geübt hat, strittig sein, unzweifelhaft ist seine große Bedeutung für das Wesen und Werden des Angelsachsentums, das ohne diese religiösen Strömungen nicht zu erfassen ist. Durchaus mit Unrecht wird dieses integrierend religiöse Moment allzu oft von uns Kontinentalen als "Heuchelei" empfunden, werden vor allem Gestalten des politischen Lebens, wie etwa Gladstone, häufig falsch gedeutet oder in ihren entscheidenden Impulsen mißverstanden. Auch bei den Führern der gegenwärtigen Labourregierung darf die enge Verbindung mit solchen religiösen Strömungen (die alles andere als "bloße Rücksichtnahme" ist) nicht unterschätzt werden. Nicht zuletzt hierin ist ihre Popularität in breiten englischen Mittelstandsschichten begründet.

Es ist darum ein Versuch dankbar zu begrüßen, der den für das praktische Leben so wirkungsvollen Puritanismus in seiner Eigenart zu begreifen und an seinen Wurzeln zu fassen sucht. Diese Aufgabe setzt sich jetzt der bekannte

Leipziger Anglist *Levin Schücking* mit seiner Arbeit über die Familie im Puritanismus /Leipzig, B. G. Teubner/. Die »Familientheokratie«, das Kernstück der praktischen Lebensgestaltung des Puritanismus, erweist sich auch insofern als fruchtbarer Ausgangspunkt für eine Analyse seines Einflusses auf das moderne Angelsachsentum, als diese Anschauungen, über die sogenannte puritanische Anhängerschaft weit hinausgreifend, das Leben auch der Kreise mitbestimmten, die in ihrer Dogmatik und in ihrem Kirchenverfassungsprogramm zum feindlichen Lager gehörten. Wie bereits vor Jahren die vorzügliche Arbeit Herbert Schöfflers über Protestantismus und Literatur, die ganz neue Zusammenhänge über die Einflüsse des Puritanismus auf die Gestaltung des Geisteslebens und eine interessante Untersuchung über die bedeutende Rolle bestimmter sozialer Schichten auf diese Entwicklung bot, so ist auch dieses Buch Schückings viel mehr als eine literarische Studie und vornehmlich ein soziologisches Werk. Schon das einleitende Kapitel über Puritanismus und Sobrietätsideal entwirft in knappen Zügen das eigentümliche puritanische Persönlichkeitsideal eines »religiös verankerten, mit tiefer Ernsthaftigkeit und fortgesetzter Eigenkontrolle auf das Selbstreformerische eingestellten, aber dabei weltklugen Rationalismus«. Eine lebendige Vorstellung vom englischen Puritanismus jener Tage vermitteln Schückings meisterhafte Analysen, etwa Daniel Defoes Robinson Crusoe, der uns im allgemeinen nur aus den späteren, vornehmlich für die Jugend zurechtgemachten Bearbeitungen als Abenteuerroman bekannt ist, seinem Wesen nach jedoch eine soziologische Tendenzschrift im Sinn praktisch-religiöser Interessen war. Am interessantesten sind zweifellos die Aufschlüsse, die Schücking über das Schicksal der Familie in der Übergangszeit von der aristokratischen zur bürgerlichen Kultur und über das Verhältnis von Aristokratie und Bürgertum selbst gibt. Trotz allen Gegensätzlichkeiten in Sitten und Lebensanschauungen zeigt sich hier keine Unversöhnlichkeit zwischen den sozialen Gruppen; weder sieht ein hochfahrendes »Junkertum« auf die »bürgerliche Kanaille« herab, noch rüttelt das Bürgertum an den althergebrachten Vorstellungen des Adels. Die dadurch bewirkte Verringerung der Klassenspannungen hat den politisch-sozialen Aufbau des englischen Volks mitbestimmt.

**Ausgrabungen** Eine französische archäologische Expedition, die unter Leitung des Straßburger Museumskonservators F. A. Schaeffer nach *Syrien* ging, entdeckte auf einem vorphönizischen Stadthügel in der Nähe von Lattaquié Tontafeln mit Keilschrifttexten, die wahrscheinlich aus den Archiven eines syrischen Fürsten stammen und Aufklärungen über die Geschichte Syriens und Ägyptens aus dem 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu geben versprechen.

Das Österreichische Archäologische Institut hat eine neue Expedition nach *Kleinasien* ausgerüstet, und zwar, um die Grabungsarbeiten in Ephesos fortzusetzen. Der Greifswalder Universitätsprofessor Josef Keil leitet sie.

Im Frühjahr 1929 unternahm der Direktor des Pelizaeusmuseums in Hildesheim Günther Roeder eine Forschungsreise nach *Ägypten*, auf der er im Delta und in Oberägypten Ruinenstätten feststellte, die eine vollständige antike Stadtanlage zu verdecken scheinen. Es hat sich nunmehr aus Mitgliedern von Industrie und Wirtschaft zur Finanzierung weiterer Ausgrabungen in Ägypten ein Verein für Städteausgrabungen in Ägypten gebildet, und zwar unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Johannes Popitz. Im nächsten Winter will man mit einem ganzen Stab von Mitarbeitern die weiteren Grabungen aufnehmen.

Die italienischen Archäologen hoffen nach Vollendung der jetzt wieder aufgenommenen Ausgrabungen der Tempel des alten griechischen Imera, in der Nähe der heutigen Station von Buonfornello in *Sizilien*, zu einer der großartigsten Ruinen der griechisch-sizilischen Kultur zu gelangen, die wir bis jetzt besitzen. Der Leiter der Grabungen ist Pivio Marconi vom Museum in Palermo. An den bisher freigelegten Ruinen fallen besonders aus einem Stück gearbeitete Löwenköpfe auf, die als Wasserspeier dienten und wohl aus dem 5. Jahrhundert vor Christus stammen.

#### Geschichtsunterricht

In Teubners *Quellensammlung* für den Geschichtsunterricht /Leipzig, B. G. Teubner/, diesem überaus nützlichen Unternehmen, das weit über den Kreis der Höheren Schulen Freunde gewonnen hat, ist eine Reihe weiterer Hefte erschienen, von denen die folgenden genannt seien: Erich Haring Die Kreuzzüge, Ludwig Wülker Napoléon, Rudolf Günther und Heinrich Klemmer Friedrich Naumann über Arbeiterschaft und Staat.

In der Broschüre *Der Kampf um das Geschichtsbuch in Frankreich* /Leipzig, Quäkerverlag/ berichtet J. Prudhommeaux, der Generalsekretär der Französischen Völkerbundliga, über das langwierige und erfolgreiche Ringen der linksgerichteten Lehrerverbände gegen Verleger und nationalistische Presse um eine Umwandlung der *Schulbücher* im Geist der Völkerversöhnung. Die von ihm mitgeteilten Proben zeigen die außerordentlich sichtbaren Erfolge ihrer Bemühungen, die in Deutschland endlich beachtet werden sollten.

**Gemeinverständliche Schriften** Konrad Molinski unternimmt es in einem Werk, das er *Weltgeschichte für alle* nennt /Berlin, Otto Stollberg/, die in dieser Rundschau ausführlich gewürdigte Weltgeschichte Hans Delbrücks breiteren Schichten zugänglich zu machen. Der bereits vorliegende 1. Band: Das Altertum, zeigt in seiner Ausweitung der politischen Weltgeschichte zur allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte, unter Einbeziehung wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Entwicklungen, einen Fortschritt gegenüber den bisherigen Schullehrbüchern. Die Durchführung allerdings ist bei diesem ersten Versuch durchaus noch nicht gelungen. Die bei aller und gerade in ihrer Einseitigkeit große und geschlossene Leistung Delbrücks verliert in solcher Popularisation ihren wesentlichen Wert. In oft wörtlicher Anlehnung übernimmt Molinski zum Beispiel die großen Schlachtenschilderungen; die entscheidenden Wandlungen der Sozialverfassung, die Delbrück an den Wandlungen der Heeresstruktur illustriert, werden jedoch bestenfalls in allein dem Fachmann verständlichen Andeutungen registriert. Gleichzeitig zeigt sich die ungeheure Schwierigkeit kulturgeschichtliche Themen auf engstem Rahmen zusammenzudrängen, ohne oberflächlichen Formulierungen zu verfallen.

**Tagungen** Im Jahr 1926 wurde in Genf die *Internationale Historische Vereinigung* gegründet, die jedes Jahr eine Tagung abhält und in diesem in Venedig zusammentrat. Sie arbeitet in mehreren Ausschüssen, von denen einer den Geschichtsunterricht in den Schulen untersuchen soll. Er geht darauf hinaus die Grundsätze festzustellen, nach denen dieser Unterricht in den verschiedenen Ländern erteilt wird, freilich nur in informatorischem Sinn. Die Italiener

protestierten gegen diese Arbeit, wohl weil sie dabei eine antifascistische Stellungnahme der Kommission vermuteten. Doch kam schließlich eine Einigung zustande. Andere Kommissionen widmen sich interessanten Sammlarbeiten, wie der Schaffung eines Corpus aller Verfassungen, der Anlegung einer Liste der Zeitungen des 19. und 20. Jahrhunderts, der internationalen Zeitschriften, historischer Atlanten usw. Von Deutschen sind im Leitenden Ausschuß der Gesellschaft Karl Brandi /Göttingen/ und Robert Holtzmann /Halle/ vertreten.

Im September tagten in Marburg der 21. *Deutsche Archivtag* und die Hauptversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, verbunden mit einer Konferenz der Landesgeschichtlichen Publikationsinstitute. Der Hauptvertreter der deutschen Archivwissenschaft ist der Direktor des Preußischen Geheimen Staatsarchivs Melle Klinkenborg, der einer Archivschule vorsteht. Von der diesjährigen Tagung ist besonders der Vortrag des Staatsarchivrats Heinrich Otto Meisner zu notieren, der den Entwurf einer deutschen Fachterminologie vorlegte. Der Reichsarchivrat Helmuth Rogge sprach über zeitgeschichtliche Sammlungen als Aufgaben moderner Archive.

**Totenliste** Am 24. September starb in Marburg, im Alter von 68 Jahren, *Wilhelm Busch*, der dort Ordinarius der mittlern und neuern Geschichte an der Universität war. Seine Hauptgebiete waren englische Geschichte im Zeitalter der Reformation und deutsche Geschichte der Bismarckzeit. In seinem 85. Lebensjahr verschied in Göttingen am 9. Oktober *Max Lehmann*, einer der wenigen deutschen Historiker, die politisch sich zur Linken zählten. Er war ein Schüler Droysens, Ranke und Sybels, widmete sich nach Abschluß seines Studiums längeren Archivarbeiten in London. Dieser englische Aufenthalt, bei dem er schätzen lernte, »was Selbstverwaltung und Selbstzucht sind«, ist für ihn richtunggebend geworden, hat den Sohn aus Königlich preussischem Beamtenhaus zum Liberalen gemacht. Nicht zufällig ist eine meisterhafte Biographie Freiherr vom Steins sein Hauptwerk geworden. Daneben haben seine Scharnhorstbiographie und vor allem seine Studien über Friedrich den Großen Aufsehen erregt. In ihnen zeigte sich sein rücksichtsloses Kämpfertum gegen jede konventionelle Legende. Dies führte ihn zu einer von der Fach-

welt wenig gebilligten und von Staatsseite sogar durch eine Disziplinaruntersuchung verfolgten äußerst scharfen Kritik an dem »schwächlichen« Friedrich Wilhelm III und an dem »ländergeri- gen« Friedrich dem Großen. Der Kunsthistoriker *Aby Warburg* starb am 26. Oktober in Hamburg, 63 Jahre alt. Mit seinem eigentlichen Lebenswerk, der Bibliothek Warburg, hat er eine einzigartige Kultur- und Problem-bücherei geschaffen, die der Erforschung der Antike, ihrer Renaissance, ihren Spiegelungen und Kräften dient. Die von diesem Institut herausgegebenen Vorträge und Studien namhafter Gelehrter legen von der Fruchtbarkeit solcher Forschungsweise Zeugnis ab.

**Kurze Chronik** Die überall zerstreuten Überreste des Römischen Imperiums sollen jetzt in einem neuen *Museum des Imperiums* gesammelt werden, das in Rom bei dem Tempel der Vesta gebaut worden ist. Der Bau wurde schon im Jahr 1911 begonnen. ◊ Über die Vorfahren der *Etrusker* hoffen die italienischen Archäologen durch Forschungen in den Höhlen des Berges von Cetona bei Chiusi Licht verbreiten zu können. Sie wollen nachweisen, daß die Etrusker autochthone Bewohner Italiens waren, und glauben eine Verbindung zwischen der etruskischen Kunst und den vorzeitlichen Bewohnern dieser Höhlen entdeckt zu haben. ◊ Die Zentralkommission der Monumenta Germaniae Historica beschloß unter anderm die Herausgabe der *Urkunden Heinrichs III* in Angriff zu nehmen. ◊ Im Nachlaß des in Rom verstorbenen deutschen Historikers *Karl Julian Beloch* haben sich von einer geplanten großen Bevölkerungsgeschichte Europas die Bände Italien und Norddeutschland bereits druckreif vorgefunden. Außerdem ist noch die Griechische Wirtschaftsgeschichte beinahe fertiggestellt. Sie wird von de Sanctis bearbeitet. ◊ Der Privatdozent für Geschichte und Sprachen des alten Orients an der Universität Berlin *Emil Forrer*, der durch seine Entdeckung der 8 Sprachen des Chattiens und der vorhomerischen Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazkiöa bekannt wurde, folgt einem Ruf an die Universität Chicago. ◊ Dem Hallenser Historiker *Adolf Hasenclever* wurde das Ordinariat der mittlern und neuern Geschichte an der Universität Göttingen als Nachfolger *Arnold Oskar Meyers* übertragen. Hasenclever veröffentlichte unter andern eine Arbeit über

die kurpfälzische Politik 1546-1547 /1905/, eine Geschichte Ägyptens 1798 bis 1914 /1917/ und eine Geschichte der Vereinigten Staaten /1923/. ◊ Der Berliner Privatdozent *Leo Santifaller* wurde auf den seit Franz Kampers Tod unbesetzten Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Breslau berufen. Seine bisherigen Studien liegen vornehmlich auf dem Gebiet der Paläographie und Numismatik. ◊ Der Ordinarius für neuere Geschichte an der Wiener Universität *Heinrich von Srbik* wurde Unterrichtsminister im Ministerium Schober. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis nicht uninteressant, daß er in seinem bedeutendsten Werk die Ehrenrettung Metternichs vor der Geschichtswissenschaft versucht hat. ◊ Am 16. November wurde der Berliner Ordinarius für neuere Geschichte *Hermann Oncken* 60 Jahre alt. Von seinen zahlreichen Werken sind neben seinen Forschungen über die Rheinpolitik Napoleons III und über den Großherzog Friedrich I von Baden vor allem die Biographien Ferdinand Lassalles und Rudolf von Bennigsens bekannt geworden. Im vollen Bewußtsein der eminent politischen Aufgabe der Geschichtswissenschaft hat er sich auch nicht gescheut als Historiker die Probleme der Tagesgeschichte zu beleuchten. Davon legen seine formschönen Reden über Politik und Kriegführung und über die Weimarer Verfassung Zeugnis ab.

**Literatur** Walter von Molos Roman *Mensch Luther* /Wien, Paul Zsolnay/ versucht auf 2 Tage des Wormser Reichstags das Schicksal *Luthers* zusammenzudrängen. Allein das Zusammenrücken unter ganz verschiedenen Umständen gefallener Äußerungen muß notwendig ein höchst subjektives Lutherbild schaffen. Angesichts solcher Versuche erscheint der Wert solcher "historischen Romane" immerhin zweifelhaft. ◊ Hans Roger Madol zeichnet in seinem Buch *Der Schattenkönig* /Leipzig, Inselverlag/ das bewegte Leben *Naundorffs*, des angeblichen Dauphins Louis XVII. Seine mit advokatischer Kunst geführte und dokumentarisch reich belegte Verteidigung *Naundorffs*, die allerdings das Problematische dieses Falls meist unberücksichtigt läßt, vermag zwar den kritischen Leser nicht zu überzeugen, das Buch jedoch packt als biographisches Denkmal. Dazu kommt noch die Freude an der Lektüre, die die schöne und sachlich richtige Ausstattung einer Ausgabe des Inselverlags stets gibt.

**Religionswissenschaft / Theodor Siegfried****Politik und Religion**

Durch eine geschichtliche Übersicht und eine kritische Darstellung der politischen Stellungnahme des Protestantismus und Katholizismus will der Münsterer Religionsphilosoph und -historiker *Johann Peter Steffes* das Verhältnis von Religion und Politik klären (Religion und Politik, 21. und 22. Heft der Schriften zur deutschen Politik, herausgegeben von Georg Schreiber /Freiburg, Herder & Co./). Aus der Betrachtung ausgeschlossen sind also alle die Strebungen, die außerhalb der großen konfessionellen Kirchengebilde laufen. Diese Verengung der Basis wird indes durch die Energie wettgemacht, mit der der Verfasser den von ihm berücksichtigten Problembereich durcharbeitet. Er wendet sich gegen die Verabsolutierung des Staats und des Machtgedankens. Der Staat erscheint als niedriger Wert, der den höheren personalen und geistigen Werten dient. Gegen die prinzipielle Entgegensetzung von Privat- und Staatsmoral führt Steffes das Prinzip der Einheit der Ethik ins Feld. Dabei setzt er sich mit Max Scheler und Ernst Troeltsch auseinander. Er behauptet ein harmonisches kosmisches Weltgesetz. Aber man wird fragen müssen, ob es nicht aussichtsreicher wäre zunächst einmal jene Einheit an einem eigenen einheitlichen Sinn des Ethos selber, zum Beispiel der Gemeinschaftsgestaltung, zu verdeutlichen. Die vom Verfasser postulierte Einheit soll nun eine Differenzierung der Moral auf Grund der besondern Wesensart von Einzelperson und Staat nicht ausschließen. Aber darüber hinaus fordert er, daß die Politik sich tiefer in der Religion verwurzelt. Die Religion gibt der Politik eine neue Orientierung. Sie erinnert an die »Relativität der gesamten Welt wie aller Staatensysteme« und gibt zugleich Halt in Zeiten der Katastrophen. Nachdem der Verfasser so die prinzipielle Bedeutung der Religion für die Politik angedeutet hat, zeigt er nun in einer wohl fundierten geschichtlichen Übersicht die Wandlungen des tatsächlichen Verhältnisses von Religion und Politik. Er sieht ganz richtig, wie die weltanschaulich-kulturellen Kräfte des Rationalismus fortwirken. Leider fehlt in seinen Perspektiven eine eingehende Darstellung des katholischen Mittelalters. Gut fundiert ist die feinsinnig den vielen Differenzierungen nachgehende Darstellung des Protestantismus. Beim Katholizismus wird der Toleranzgedanke unterstrichen: Er »mag sich geschichtlich erst langsam

durchgerungen haben, tatsächlich liegt er trotz aller dogmatischen Ausschließlichkeit tief im katholischen Wesen begründet«. Die Begründung lautet, daß über das Gewissen nur Gott zu richten habe. Für die Wirtschaft fordert Steffes »solidaire Betrachtungsweisen«. Der Krieg wird als ein an sich durchaus ungeeignetes Mittel zur Behebung politischer Schwierigkeiten angesehen.

Mit der Weltanschauung des Pazifismus setzt sich eingehend *Albert Schmidt* auseinander (Die Weltanschauung des Pazifismus im Lichte des christlichen Glaubens /Witten, Westdeutscher Lutherverlag/). Sorgfältig und gut geklärt sind die einleitenden Analysen über die verschiedenartigen religiösen und geistigen Hintergründe des Pazifismus. Die prinzipiellen Ausführungen sind durchaus gediegen. Der Verfasser wendet sich gegen die doppelte Moral; Auch das staatliche Leben soll dem christlichen Ethos unterworfen sein. Dennoch soll die Durchführung des pazifistischen Rechts eine »ungeheuerliche Vergewaltigung des Lebens« sein. Mit dieser Argumentation aber kann man auch das Faustrecht freigeben. Mit Recht setzt sich der Verfasser der mechanischen Schablonisierung des Rechtsgedankens entgegen. »Werdendes Recht« nur ist nach ihm Gerechtigkeit. Aber er sieht nicht, daß das Völkerrecht gerade heute eminent werdendes Recht ist. Seine Skepsis gegen die Völkerbundsdeologie ist nicht unberechtigt. Aber gerade hier gerät er in die Gefahr selber zu schablonisieren.

**Magie**

Das Verhältnis von Religion und Magie ist ein wichtiges Problem der Ethnologie und der Religionsgeschichte. Dabei ist weithin die Annahme die, daß von diesem primitiven Denken ein Licht auf das unsere fallen kann. Das ist in der Tat nicht ausgeschlossen. Jene primitive Verschmelzung aller Funktionen kann sehr wohl dem auf allen Gebieten eindringenden Spezialisismus zur Kritik werden. So auch in der Religion. Aber ein anderes als dieser Versuch die Zusammenhänge der primitiven Religion mit dem Denken und Gemeinschaftsleben der Primitiven aufzusuchen ist der Versuch die Entstehung der Religion zu erklären. Man hat sie auf den Animismus, auf den Geisterglauben, auf die Annahme magischer Kräfte zurückgeführt. Dazu haben neuerdings insbesondere die für die religionsgeschichtliche Forschung außerordentlich verdienstvollen Arbeiten des Paters W. Schmidt das Augenmerk auf jene eigentümlichen "Hochgötter" ge-

lenkt, auf die viele primitive Völker ihre Kultur zurückführen, denen aber in der Regel kein besonderer Kult geweiht ist. Die Tendenz der Arbeiten Schmidts ist: eine "Erklärung" der Religion aus außerreligiösen Quellen abzuwehren. Die gleiche Tendenz aber versucht sich auch besonders gegen jene bloß magische Ableitung der Religion durchzusetzen. In dieser Hinsicht hat besonders der französische Gelehrte Lucien Lévy-Bruhl mit seinem Werk über den Geist der Naturvölker (siehe darüber die Rundschau Psychologie, 1927 II Seite 753 und folgende) viele Impulse gegeben. Lévy-Bruhl spricht von einem prälogischen »mystischen« Charakter des primitiven Denkens und legt besonderes Gewicht auf die Vorstellung der mystischen Verbundenheit der primitiven Gruppe in sich und mit bestimmten Bereichen der Umwelt (Tieren usw.). Über alle diese Strebungen der neuern Forschung gibt ein Werk des Wiener Religionspsychologen und Dogmatikers *Karl Betz* Religion und Magie /Leipzig, B. G. Teubner/ gute Auskunft. Der Verfasser bringt viele vortrefflich gewählte Beispiele. Er verfolgt die Tendenz Religion und Magie begrifflich scharf zu scheiden, muß aber zugeben, daß die Wirklichkeit weithin eine Verschmelzung jener beiden Größen aufweist. Für eine fernere Auflage wäre es wünschenswert, wenn Betz gerade auch die ihm eigentümlichen Thesen mit reichem Material belegte. Wenn die Magie als Versuch die Kräfte und Mächte zu beherrschen, die Religion als ehrfurchtsvolle Unterwerfung verstanden wird, so ist doch zu fragen, ob der Umgang mit jenen Kräften nicht durchaus zugleich ehrfurchtsvoll und auf Erlangung jener Kräfte gerichtet sein kann. Betz scheint gelegentlich in der Gefahr zu stehen durch eine theologische Kritik die Verschmelzung des primitiven Denkens zu sehr zu zersetzen. Dennoch ist das Werk zu einer allgemeinen Orientierung sehr geeignet, da es gerade auch die anderen Meinungen zu Wort kommen läßt.

**Totenliste** Der erste württembergische evangelische Kirchenpräsident *Johannes Merz* starb Anfang Mai in Stuttgart, im Alter von 72 Jahren. Er hatte ein außergewöhnliches Verständnis für das Wesen der Kunst, war auch oft Sachverständiger in Angelegenheiten kirchlicher Kunst. Seine literarische Tätigkeit bewegte sich gleichfalls auf diesem Gebiet; so in seinen Arbeiten Die Bildwerke auf der Erztüre des Augsburger Doms /1885/, Die religiöse Kunst in der Gegenwart /1926/.

Am 23. September starb der Erzbischof von Paris *Louis Ernest Dubois*, im Alter von 73 Jahren. Er wurde 1901, noch in relativ jungem Alter, Bischof von Verdun, 1916 Kardinal; diese Ernennung mitten im Krieg sollte eine besondere Ehrung des Papstes an Frankreich bedeuten. Dubois war einer der bedeutendsten französischen Kleriker, dazu stets unbedingter Anhänger einer Politik des Friedens und der Versöhnung.

In Göttingen starb im September der Professor für Kirchengeschichte *Carl Mirbt*, 69 Jahre alt. Sein wichtigstes Werk ist eine Quellensammlung zur Geschichte des Papsttums /1895/.

Ende Oktober starb in Leipzig *Rudolf Kittel*, 76 Jahre alt. Von diesem bedeutenden Alttestamentler besitzen wir eine große Anzahl wertvoller Arbeiten, Kommentare zu den Büchern der Könige, zu den Psalmen und Propheten. Sein bedeutendstes Werk ist ohne Zweifel die Geschichte des Volkes Israel /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/. Ferner seien genannt: Zur Theologie des Alten Testaments /1899/, Prophetie und Weissagung /1899/, Die orientalischen Ausgrabungen und die älteste biblische Geschichte /1902/, Die alttestamentliche Wissenschaft nach deren wichtigsten Ergebnissen /1910/ (erschien auch hebräisch, tschechisch und englisch), Gestalten und Gedanken in Israel /1926/. Von 1898 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1924 lehrte Kittel an der Leipziger Universität.

In der Nacht vom 9. zum 10. Dezember starb in Frankfurt *Franz Rosenzweig*, im Alter von 43 Jahren. Er war einer der wesentlichen Vertreter der jüdischen Generation, die um die Jahrhundertwende aufwuchs und das Judentum neu erlebte, nicht um bei der Konservierung oder Negierung stehen zu bleiben, sondern um daraus die Pflicht zu schöpferischer Arbeit, gerade auch zu religiöser Neugestaltung, herzuleiten. Sein erster Lehrer war Hermann Cohen, dessen Jüdische Schriften er nachher kommentierte. Seine Schrift Zeit ist's bewirkte die Gründung der Akademie für die Wissenschaft des Judentums. Sein Hauptwerk Der Stern der Erlösung /Frankfurt, I. Kauffmann/ erschien 1921. Es folgte 1924 die Übertragung der 60 Hymnen und Gedichte des Jehuda Halevi /Konstanz, Oskar Wöhrle/. In den letzten Jahren widmete Rosenzweig seine Arbeit der neuartigen Bibelübersetzung, die er im Verein mit Martin Buber unternahm (siehe diese Rundschau, in diesem Band Seite 751 und folgende); er konnte von ihr die Übertragung des Jesaja vollenden.

**Kurze Chronik** Von der Theologischen Fakultät der Universität Berlin wurden für das Jahr 1929-1930 die folgenden *Preisaufgaben* gestellt: 1. »Der Begriff der Illusion bei Herde, und bei Ludwig Feuerbach soll untersucht, mit einander verglichen und kritisch, besonders in bezug auf die Fragen des christlichen Glaubenslebens, besprochen werden.« 2. »Die neueren Verhandlungen über die Einheit der Schrift des Propheten Ezechiel sollen dargestellt und beurteilt werden.« 3. »An der Hand der deutschen Prediglitteratur des 13. Jahrhunderts sollen Sitte und Sittlichkeit des deutschen Volkes in jener Zeit mit besonderer Berücksichtigung der sozialethischen Beziehungen dargestellt werden.« ◊ Der Evangelische Schulverein veranstaltete Anfang November in München eine *Religionspädagogische Woche*, die den Zweck hatte die evangelische Lehrer- und Elternschaft in eine engere Verknüpfung mit einander zu bringen und außerdem auch eine Arbeitsgemeinschaft zwischen den Religionslehrern zu fördern. Friedrich Gogarten sprach über die Anschauungen über das Verhältnis von Gott und Mensch in der neuern Theologie, Friedrich Ulmer über die Bedeutung der Psychoanalyse für die Religionspädagogik. ◊ In Marburg wurde unter der Leitung Rudolf Ottos eine *Religionskundliche Sammlung* geschaffen und eröffnet. Ihr Zweck ist dem religionsgeschichtlichen Studium durch Darbietung von Anschauungsmaterial zu dienen. Angeschlossen ist eine Missionskundliche Sammlung. ◊ Der sogenannte Stockholmer Fortsetzungsausschuß beschloß sich als *Ökumenischer Rat für Praktisches Christentum* auf Dauer zu konstituieren. In Genf soll in Anlehnung an das vom Stockholmer Ausschluß begründete Sozialwissenschaftliche Institut als gemeinsame Arbeitsstätte der dort vertretenen christlichen Weltorganisationen ein Ökumenisches Haus gegründet werden. ◊ Der Anteil der Katholiken an den *Religionsbekenntnissen* der deutschen Bevölkerung ist, infolge der Gebietsabtretungen nach dem Krieg, von 36,7 % auf 32,4 % gesunken. Von den 62 Millionen des Deutschen Reichs entfallen nach der letzten Volkszählung 40 auf die evangelische, 20,2 auf die katholische Konfession. Die Juden machen, wie 1910, 0,9 % aus. Die Gruppe der Religionslosen beträgt etwa 2 %. ◊ Nachdem in dem Vertrag Preußens mit dem Vatikan die Errichtung eines *Bischofssitzes in Berlin* festgelegt worden ist, wurde der Bischof von Meißen Christian Schreiber vom Papst

zum ersten Bischof von Berlin ausersehen. Er gilt als einer der bedeutendsten katholischen Geistlichen, leitet seit 1907 das Priesterseminar in Fulda. ◊ Im September gedachte man der 400jährigen Wiederkehr des *Marburger Religionsgesprächs*, das zwischen Lutheranern und Schweizern trotz Einmütigkeit in wesentlichen Punkten den Riß vollzog. Mitglieder fast aller protestantischen Denominationen fanden sich in Marburg zusammen und traten dem Gedanken einer Weltorganisation des Protestantismus nahe. ◊ Im Jahr 1930 wird in feierlicher Weise die Neuhundertjahrfeier der Einführung des *Christentums in Norwegen* begangen werden. Mittelpunkt der Feierlichkeiten soll die alte Königs- und Bischofsstadt Trondhjem sein. ◊ Das Höhlenkloster in Kijew wird in ein Museum umgewandelt. Dieses Museum soll fortan das Zentrum der bolschewistischen *Antikirchenpropaganda in Rußland* sein. ◊ Eine japanisch-buddhistische Sekte will mit Hilfe der japanischen und der französischen Regierung in Paris ein Französisch-Japanisches Institut für Buddhistische Studien errichten, in Verbindung mit einer Tempelanlage. Es soll der Propaganda des *Buddhismus in Europa* dienen. ◊ Bei einer kleinen Kapelle in Naarden bei Amsterdam wurde *Amos Comenius' Grab* entdeckt. Seine Gebeine wurden in Gegenwart eines Vertreters der tschechoslowakischen Regierung neu beigesetzt. ◊ Die Preussische Generalsynode verlangte Ende Juni unter ihren Konkordatsforderungen eine Festlegung der bisher schon geübten gutachtlichen Anhörung des Oberkirchenrats vor *Besetzung theologischer Lehrstühle*. Der demokratische Initiativantrag im Landtag forderte eine »Prüfung« dieses Vorschlags. Ungeklärt ist die Lage der nicht altpreussischen Theologischen Fakultäten, die bisher von jener Stellungnahme des Oberkirchenrats frei waren. ◊ Als Nachfolger Otto Ritschls wurde *Karl Barth* aus Münster Ordinarius der Systematischen Theologie und Dogmengeschichte an der Universität Bonn. ◊ Als Nachfolger Hermann Dörries' wurde *Ernst Barnikol* aus Kiel Ordinarius der Kirchengeschichte in Halle. ◊ Der Generalsekretär des Straßburger Bistums *Julius Groß* wurde Professor an der Theologischen Fakultät der Straßburger Universität. ◊ Für Kirchen- und Dogmengeschichte *habilitierte* sich an der Universität Berlin Walter Dreß mit einer Abhandlung über die Theologie Gersons, einer Untersuchung zu der Verbindung von Nominalismus und Mystik im Spätmittelalter und ihrer geschichtlichen Bedeutung.

## KUNST

Dichtkunst / Max HochdorfDokumenta-  
rische Epik

Der Roman *Harry Kemps*  
Johnnie Vagabund des Le-  
bens, übersetzt von Rudolf

Nutt /München, Dreimaskenverlag/, ist ein Musterstück dokumentarischer Epik. Die Ichform ist nicht nur zufällig gewählt. Es ist wirklich der Schriftsteller, der alle diese Dinge von sich erzählt. Er setzt aber nicht nur seine Persönlichkeit an Stelle irgendeiner erfundenen. Es ist wirklich Autobiographie, die er bringt, und die unterscheidet sich auch wiederum von der alten Form der Autobiographie; denn der Erzähler reflektiert nicht, er berichtet nur. Dieser Harry Kemp, der auf Pachthöfen, auf Volksuniversitäten und in allerhand Sektierergruppen zu Hause war, schildert ein Amerika, das wir bisher nicht kannten: besonders die sozialen und religiösen Schwärmer, die von allerhand Weltanschauungssystemen zehren, doch besonders von sich selber, von ihrem kuriosen Wesen, von ihrer Eitelkeit, von ihrer mystischen Betriebsamkeit. Das Kempsche Buch wurde so zu einer außerordentlich unterhaltenden und gleichzeitig belehrenden sozialen Studie.

Der Norweger *Lars Hansen* schildert die arktische Polarwelt, in der die Pelzjäger hausen (Die weiße Hölle, übertragen von Ernst Züchner /Berlin, S. Fischer/). Kaum ein Wort des Gefühls wird von dem Schilderer geäußert. Alles sind Tatsachen, die erschüttern und durchwühlen. Die Menschen, die am Skorbut sterben, die anderen, die sich retten, die Walfischjäger, die Eisbärjäger, die ständig mit Wetter und arktischen Gewalten im Kampf liegen, sind halb Tiere, halb Menschen, und immer wieder bricht das Herz durch. Und doch ist das Buch ein Roman, es ist etwas anderes als ein glänzend geschriebener Rechenschaftsbericht. Das Buch fällt nicht in die Kategorie der Nansenschen oder Hedinschen Reiseberichte. Denn dieser Schriftsteller vermochte seine Dokumente in das ungeheure Ewigkeitsschicksal einzuordnen. Diese untergründliche Moral liefert eben die dichterische Atmosphäre, wegen derer das Buch des Norwegers so hoch bewertet werden kann.

John Galsworthy hat diesen neuartigen und ganz auffallenden Zug erkannt, als er für den von T. Franke übertragenen Roman *Der Spanische Pachthof Ralph Mottrams* /Leipzig, Inselverlag/ die Einleitung schrieb. Mottrams Roman ist ein bedeutendes Dokument. Der Spanische

Pachthof hat alle historische Realität. Er ist eins der Bauerngüter, in deren Umgebung sich der Weltkrieg im Westen austobte. Da kommen nun diese braven, auch spießbürgerlichen Engländer, die an sich nicht böse sind, und sie müssen die Deutschen ausrotten, und die Deutschen haben keinen andern Wunsch als sich zu rächen. Es ist ein Etappen- und Schützengrabendasein, das für den einzelnen behaglich und bedrohlich abwechselt. Und zwischen diesen Militärs stehen die Zivilisten, die gegen ihren Willen in das Getümmel hineingezogen werden, Männer und Frauen und Kinder. Vor allem ein gütiges Mädchen, das in blutender Welt nicht ihr eigenes Blut und Herz überwindet und nichts will als seine Liebessehnsucht erfüllen. Einige Dutzend Menschen, Offiziere und Soldaten, werden charakterisiert, ganz unpathetisch, ungeheuer sachlich. Es soll weder der Sinn noch der Unsinn des Krieges erwiesen werden. Doch es erweist sich gerade darum der Unsinn. Die Menschen kommen zwar im Krieg um, Militärs und Zivilisten, aber noch in der Sterbestunde hängen sie an Kleinigkeiten ihres alltäglichen Daseins. Der Roman, an dem Galsworthy einiges ästhetisch benörgelt, ist eben eines dieser famosen Dokumentenbücher.

Den gleichen Stil der Darstellung wählt der Russe *Josef Kallinikow*. Das heißt, er wird eben durch seine ganze Lebens- und Kunstkonstitution zu diesem Stil getrieben. Sein 2 bändiger Roman *Frauen und Mönche*, übertragen von Wolfgang Groeger /Leipzig, H. Haessel/ ist vorzüglich betitelt. Lippenfrömmigkeit und Sexualität, und wie sich das so zusammen verschlingt, daß beide Teile dabei im Glück blühen und auch kläglich verwelken. Man denkt, während man dieses Buch liest, an viele Zeitungsgeschichten. Aber daneben spielt ein Stück Weltgeschichte. Denn unvermerkt geht das zaristische Rußland zugrunde. Und plötzlich sind wir mitten im bolschewistischen, und aus entlaufene Mönche werden Volkskommissare im kleinen. Das Dokument regiert ausgiebig. Und das Buch gewinnt dadurch, je weiter man in der Lektüre kommt.

Daß der junge Russe *Alexander Newerow* nicht anders erzählt, versteht sich von selbst. Taschkent die brotreiche Stadt heißt sein Roman /Berlin, Neuer Deutscher Verlag/. Newerow unterscheidet sich von sehr vielen der interessanten, doch innerhalb ihrer politischen Sekte verlogenen Schriftsteller durch seine außerordentliche Aufrich-

tigkeit. Das Dokument, das er liefert, ist sicher gar nicht zurechtgestutzt. Es ist ein greuliches Sein, das er schildert: die Verwahrlosung der russischen Jugend. Der Knabe, der mit 10 Jahren auswandert, um im kirgisischen Taschkent das Paradies des Sattwerdens zu suchen, frißt den Abhub der Misthaufen, er ist zerlumpt bis auf die Knochen. Und aus diesem kleinen Strolch, der nur wie ein Tier nach Brotrinden und schon abgenagten Knochen und verfaultem Fleisch und gelegentlich einem Glas heißen Tees fahndet, soll ein lebenskräftiger, sogar ein moralischer Mensch werden. Newerow will nicht etwa, wie sein Buch deutlich zeigt, Mißstände entlarven. Er will, umgekehrt, seine Hoffnung durch sein Buch bekräftigen. In dem Buch gelingt das auch. Der kleine Vagabund kehrt mit einem Sack Geld und vielen Säcken Brot und einem starken, widerstandsfähigen Gemüt heim und hilft Mutter und Geschwistern und allen Verwandten, die nicht so mutig waren wie er selbst. Das alles vollzieht sich im Buch. Die russische Wirklichkeit weiß freilich nichts davon. Trotzdem ist das Buch ein Dokument; nur wird man da das bloß Gewollte von dem Festgestellten zu unterscheiden haben.

Die Pflasterkästen heißt ein »Feldsanitätsroman« *Alexander Moriz Freys* /Berlin, Gustav Kiepenheuer/. Es ist ein Roman des Kriegererlebnisses, das <glücklicherweise> noch nicht vergessen werden kann. Frey wurde auch von diesem Wirrwarre faßt, und ersuchte Kopf und Kritik kühl zu halten. Schließlich wird der Mann, der mit den Pflasterkästen in den Feldlazaretten hantieren mußte, doch durcheinandergeschüttelt. Der Ekel stieg ihm in den Kopf, halb wahn-sinnig rebelliert er gegen die Disziplin, die nichts anderes als die organisierte Verrücktheit ist. Eigentlich sind alle diese hochbetitelten und kleineren Feldscherer, die da an irgendeinem Soldaten herumdoktern, gar keine Schufte sondern nur ein wenig egoistische Spießbürger oder sogar wohlwollende Menschenfreunde. Da sie nun trotz ihrem guten Willen nur Unheil anrichten können, bezeugt auch dieses Dokumentenbuch, was der Krieg wirklich ist.

Für den politischen Märtyrer *Miguel de Unamuno* bedeutét das Dokument auch das Wichtigste. Ein Zeitroman wird für ihn zur Chronik, in der jede Einzelheit genau mit Jahreszahl und Datum angeführt sein muß. Die Epoche des Karlistenaufstands in Spanien, also die Jahrzehnte, in denen die Spanier zu

ihrer nationalen Selbständigkeit gelangen wollten, bietet sehr bewegende Ereignisse. Der Guerillakrieg baskischer Rebellen ist das Thema. Frieden im Krieg ist der Titel /Berlin, Volksverband der Bücherfreunde/. Es ist ein unruhiger Friede, es ist ein idyllischer Krieg. Die Toten und Verwundeten, die auf der Strecke bleiben, dokumentieren auch alle die romantischen Methoden, mit deren Hilfe Nationen und Stämme versuchen die gesunden Bedürfnisse ihrer sozialen Existenz zu umgehen. Unamuno schrieb ein sehr ernsthaftes Buch, es wurde zu einer Anklage. Die Masse des Volks wird das Opfer einiger Abenteurer. Sie verliebt sich in die Helden, die sich unter der Lupe des Historikers schließlich als Narren entpuppen.

Den Roman der deutschen Kriegsflotte nannte *Theodor Plivier* sein Buch von des Kaisers Kulis /Berlin, Malikverlag/. Jede Seite ist Dokument, Sache des Mannes, der erzählt. Menagensorgen und Heldenparade, das ist das Thema und schließlich die Revolte der Seeleute. Der letzte Satz des Buches lautet: »Die Zeit der heroischen Geste ist vorüber.« Dieser Dokumentensammler Plivier, der im Kopf oder vielleicht auch in einem Tagebuch seine Erinnerungen aufzeichnet, gestaltet freier in seinem Novellenband 12 Mann und 1 Kapitän /Leipzig, C. Weller & Co./. Das sind nun Geschichten aus allerhand Exotik und Tropik, Bordell- und Weibergeschichten, Taifunstürme, Jagd auf das Getier der Hochsee. Der Mann wurde von Sonne und Salzwasser gebadet. Das ist nicht erfunden, das war so.

Da *Peter Martin Lampel* so stark in die Sensation des Tages geriet, sucht man in jedem seiner Werke das biographische Dokument. Sein Roman *Verratene Jungen* /Frankfurt, Frankfurter Sozietätsdruckerei/ ist auch gar nichts anderes. Das Buch wird trotzdem beträchtlich mitzählen. Man weiß, daß Lampel bereit einst in den Femegeist der letzten Jahre verwickelt gewesen zu sein. Von diesem Geist handelt dieser Roman. Man glaubt die wirklichen Menschen, die Staatsanwalt und Richter vor die Schranke holten, wiederzuerkennen. Man ahnt auch, wie Lampel heute moralisch steht. Der Roman fotografiert die Schwarze Reichswehr vorzüglich. Es wird der unverfälschte Dialekt dieser Soldateska geredet. Es ist die Sprache der Putschiers und Abenteurer, die in den Stellungskasematten zusammenkriechen und einen unwillkommenen Kameraden umbringen. Dann

kommt plötzlich dieses Kader in seiner Berliner Kneipe zusammen, und es erscheint die Mutter des ermordeten Schwarze-Reichwehr-Manns. Sie ist eine hilflose alte, verhutzelte Frau, die diese blutübertonnene Zeit nicht versteht. Sie weiß noch nicht, daß ihr Kind gemordet wurde, und sie wandert hin und her, um den Sohn zu finden. Keiner getraut sich ihr die Wahrheit zu gestehen. Sie ist ein rührendes Wesen, sie ist vielleicht das einzige Herzensgebilde des Schriftstellers Peter Martin Lampel.

Zur Kategorie dieser Bücher gehört auch *Ernst Ottwalts* Roman *Ruhe und Ordnung* /Berlin, Malikverlag/: die gleiche völkisch überhitzte Femewelt. Alles wird auch mit dem Schein der dokumentarischen Aufrichtigkeit gemeldet, und man glaubt dem Schriftsteller, daß er nichts verschwiegen und nichts hinzusetzte.

Nicht weniger gefangen von diesem Dokumentstil ist *Gerhard Pohl*. Partie verspielt nannte er sein Geschichtenbuch /Berlin, Adalbert Schultz/. Es ist durch den Untertitel als »Bericht aus der deutschen Nachkriegszeit« charakterisiert. Trotzdem macht sich hier schon der Hang bemerkbar die Psychologie des Zeitbilds zu vertiefen. Die Geschichte wurde von einem Beobachter, nicht von einem Mann geschrieben, den das Erlebnis emporwarf oder unterwarf. Er liebt das Proletariat, er liebt die Kümernisse des Invaliden, an dem sich die Vergangenheit versündigte, und der nun ein Schädiger der Menschenordnung wird, weil er nicht mehr genügend Nervenkraft besitzt, um am Aufbau der Nebenmenschen mitzuarbeiten. Pohl will noch etwas anderes: Es soll in das Unterbewußtsein der Menschen hineingehört werden. Während die Geschichte sich abrollt, wird das nicht klar faßbare Seelengestammel, wenn man will: die verräterische Herzensbeichte, aufgezeichnet. Diese Zwischenbemerkungen des Schriftstellers bereichern seinen Stil, verleiten ihn auch zu Übertreibungen.

Nach der materiellen und geistigen Kasteiung, die Krieg und Nachkrieg geboten, soll die Freudenwelt wieder erobert werden. Die Jugend möchte subtiler werden, sie möchte sich aus dem herrschenden Rekordwahnsinn retten, so viel Zeit gewinnen, daß sie sich still, sogar romantisch mit dem Innern beschäftigen darf. Die noch kriegerisch angesteckten Pfadfinder wollen sich in geruhsame Schwärmer verwandeln. *Manfred Hausmanns* Roman *Salut gen Himmel* /Berlin, S. Fischer/ dokumentiert diese Sehnsucht. Der Titel bedeutet eine

ganze Moralformel, ein ausgedehntes Seelenprogramm. Es ist noch der hauslose, vermögenslose, aus der Mittelklasse unter die Proletarier gestoßene, körperlich und seelisch nicht ausgewachsene junge Mensch, der solche Kloster- und Kirmesstimmung sucht. Der Schriftsteller fühlt, daß er der anspruchsvollen Banalität des Lebens, die sich mörderisch alltäglich an seinem Wesen dokumentiert, entkommen muß.

Ein Dokumentenroman ist auch das von Paul Amann übersetzte Buch des Franzosen *Martin Maurice* *Liebe* /Wien, Paul Zsolnay/. Es will, wie der Untertitel sagt, eine »terra incognita« erforschen. Es ist in der Tat eine Welt, die man nicht kennt oder in selbstzufriedener Beschränktheit nicht kennen will. Der Autor zeigt die Phänomene in größter Zurückhaltung, mit fast wissenschaftlicher Kühle. Gerade darum ergreift den Leser dieses Romans die Ahnung eines Zusammenhangs, der die konventionellen Wertungen weselos erscheinen läßt.

**Neuausgaben** Liest man Albrecht Schaeffers Verdeutschung der *Ilias* /Berlin, Lambert Schnei-

der/, so kann man nicht die alte Vossische Übersetzung vergessen. Sie war ja ein Meisterwerk, und sie gewann durch ihre Volkstümlichkeit und Schlichtheit. Schaeffier liebt das stilistische Abenteuer. Es wäre nicht anders möglich bei diesem hervorragenden Formkünstler. Der Verlag Richard Bong und der Volksverband der Bücherfreunde in Berlin bringen eine Gesamtausgabe der Werke *Conrad Ferdinand Meyers*. Das ist erfreulich und erquickend. Verleger behaupten, daß Klassiker heute nicht mehr erwünscht sind. Darum ist der Mut der Herausgeber gewiß zu loben. Aber was ist ein Klassiker? Man darf Conrad Ferdinand Meyer diesen Titel, der als Ehrentitel gedacht ist, geben. Man soll darüber jedoch nicht vergessen, daß er der größte, der tiefste, der geduldigste Gestalter war. Er überdauert Stilrichtungen und Geistesmoden. Dazu kommt noch die geheimnisvolle Persönlichkeit, die der Schweizer repräsentiert. Sein Werk wurde in den Zeiten geschaffen, da er aus einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Melancholie erwachte. Es ist ein gebrechliches Genie, das sich ganz langsam aus trübsinniger Jugend herausriß, dann 2 gesegnete Jahrzehnte der schöpferischen, wenn auch nicht heitern Innigkeit genoß und dann wieder in die Schwermut hineinsinken mußte, die ihn nicht mehr losließ, bis zum Tod. Philo-

logisch sind die beiden Ausgaben musterhaft. Porträts und Autogramme begleiten den gedruckten Text. Die Behauptung der Verleger, daß Klassiker heute nicht mehr beliebt sind, dürfte wohl nur eine Wahrheit auf kurze Sicht sein.

Es sei hier auch noch einmal auf die neuen Gesamtausgaben der Wiener Klassiker hingewiesen, die der Verlag Anton Schroll & Co. in Wien mit einer Liebe herausgibt, die man diesen Wienern gern entgegenträgt. Es geschieht ganz zu Recht, daß nun auch *Ferdinand Raimund*, dessen historisch-kritische Säkularausgabe Fritz Brukner und Eduard Castle in 7 Bänden, und *Johann Nestroy*, dessen Gesamtausgabe Fritz Brukner und Otto Rommel in 14 Bänden herausbringen (beide Ausgaben liegen noch nicht vollständig vor), in den Rang der Klassiker erhoben werden. Jetzt, ein Jahrhundert nach ihnen, kann man das tun. Denn es zeigt sich, daß die nur für den Tag geschriebenen Volksstücke dieser Wiener, die damals schon ein Publikum fanden, das vollständig mit ihnen mitging und seinen eigenen Geist in ihnen entdeckte, heute noch nicht vergangen sind; daß in ihnen etwas Allmenschliches lebte, das heute vielleicht noch stärker hervortritt als zur Zeit ihres Entstehens.

#### Almanache

Der *Volksverband der Bücherfreunde* existiert jetzt seit 10 Jahren. Das billige und gute Buch wollte er der Masse geben. Er tat, was er wollte. Erinnerung sei nur an die Cranachbibel und an die zahlreichen vorzüglichen Klassikerausgaben, die er herausbrachte. Er begeht sein Jubiläum durch einen Almanach. 25 Jahre existiert der *Verlag R. Piper & Co. in München*. In dieses Vierteljahrhundert fiel die Kriegszeit. Der Verlag ließ sich nicht entmutigen. Die Kunstbücher, die er herausbrachte, sind Muster des Geschmacks. Besonders verdient machte sich der Verlag, als er Dostojewskijs gesammelte Werke in 23 Bänden deutsch herausbrachte, denen noch Ergänzungsbände folgen. Durch dieses Unternehmen lernten wir auch die biographischen Dokumente kennen, Aufzeichnungen und Fragmente, die für das Genie von so halluzinatorischer Kraft und tropischer Produktion besonders charakteristisch sind.

Die Almanache des *Inselverlags* in Leipzig, des *Verlags S. Fischer* in Berlin, des *Amaltheaverlags* in Zürich und des *Verlags Paul List* in Leipzig sind wieder sehr reich an Probestücken, fesselnden Bildern und Porträts. Genannt seien aus

dem vielen die Briefe Rainer Maria Rilkes an seine Schwester, die der *Inselalmanach* abdruckt. Der Dichter berichtet seiner Schwester von dem Glück, das ihm zuteil wurde, als er die Freundschaft Rodins gewann und damit einen neuen Lebensinhalt fand.

Der Anzeige der Almanache darf man vielleicht auch die eines *Kalenders* anfügen: Der Verlag Fritz Heyder in Berlin sendet den 22. Jahrgang seines *Kalenders Kunst und Leben*, für das Jahr 1930. Er ist wochenweise geordnet, und das ist eigentlich für den arbeitenden Menschen die praktischste Art eines Abreißkalenders. Sein Geist wird durch den Spruch Herders gekennzeichnet, der auf einem Januarblatt wiedergegeben ist: »Die Kultur Europas kann nur eine Kultur des Menschen sein.« Ihn bestätigen die Dichter, von denen der Kalender in seinen 22 Jahrgängen Beiträge gebracht hat; man braucht nur Arno Holz, Karl Henckell, Theodor Däubler, Hermann Stehr, Paul Zech und Franz Werfel zu nennen.

#### Totenliste

Am 28. Mai machte ein Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung im 4. Stock dem Leben *Oskar Kanehls* ein Ende. Als ein Dramaturg und Regisseur für niedrige Geschäftstheater mußte er sich durchs Leben ringen. Er war der Dichter des Proletariats, und in seinem Versband *Straße frei / Berlin*, *Der Spartakusbund* stehen kraftvolle Verse. Franz Pfemfert hielt seinem toten Freund bei der Einäscherung seiner Leiche die Totenrede; sie schloß (und das zu Recht) mit den Worten, die Kanehl dem toten Karl Liebknecht zugerufen hatte:

»Du lebst;  
Denn deine Proletarier leben.«  
66 Jahre wurde *Karl Henckell*, der dichtende Revolutionär, alt. Er starb am 30. Juli in Lindau am Bodensee (siehe die Rundschau *Sozialistische Bewegung*, in diesem Band Seite 741 und folgende). Ihm gelang es das rebellische Gemüt durch Reim und Vers zu bändigen. Alle Lyriker der achtziger Jahre sind beinahe vergessen. Sie sind nur noch in Anthologien zu entdecken und nicht viel mehr als Gegenstände literarhistorischer Betrachtung. Aber Karl Henckell, der unabhängig genug war, um an sich ruhig arbeiten zu können, und der nicht ins Armen- oder Irrenhaus frühzeitig einwandern mußte, blieb der Starke, der Überlebende. Seine Amselrufe von 1888 klingen noch heute, und wenn er fremde Dichtung verdeutschte, dann bewies er, wie sehr er Meister der Sprache war.

Der größte serbokroatische Dichter des letzten Jahrzehnts *Ivo Wojnowitsch* starb am 1. September in Belgrad, 82 Jahre alt. Die Stoffe seiner Werke waren hauptsächlich dem dalmatinischen Leben entnommen. Auch im Ausland waren einige seiner Stücke bekannt.

Am 13. September starb in Riga *Jahnis Rainis*, eigentlich Jahn Pleekschan, 62 Jahre alt. Er war der bedeutendste Dichter Lettlands, von einem gewaltigen geistigen Einfluß auf das lettische Volk; denn er gehörte zu denen, die dem lettischen Volk das Bewußtsein seines eigenen Werts gaben und damit seiner nationalen Selbstbestimmung vorarbeiteten. Nach der Revolution von 1905 mußte er, der revolutionäre Sozialist, ins Ausland flüchten, lebte lange Zeit im Exil in der Schweiz. Er hat der lettischen Sprache zu hoher Ausdrucksfähigkeit verholfen, die großen russischen und deutschen Dichter ins Lettische übertragen. Sein Drama Joseph und seine Brüder wurde auch im Ausland aufgeführt.

Am 28. Oktober starb in Prag *Hermann Ungar*, im Alter von 36 Jahren. Er gehörte zu den bedeutendsten Erzählern der Tschechoslowakei. Knaben und Mörder, Die Verstümmelten, Die Ermordung des Hauptmanns Hanika, Die Klasse waren seine 4 bedeutendsten erzählenden Werke. In Deutschland wurde er vornehmlich durch sein Drama Der rote General bekannt, das im letzten Winter in Berl. mit Fritz Kortner als General Podkamienskij, eine Trotzkiigestalt, starken Eindruck gemacht hat. Und am 12. Dezember wurde in Berlin sein nachgelassenes Werk Die Gartenlaube aufgeführt. Es ist vielleicht das letzte repräsentative Drama des expressionistischen Theaters. Versucht wurde die Charakterkomödie, die alles Seelische der handelnden Personen manifestmäßig betonen, ja überbetonen soll. Ungar wandte diese ihm natürliche Methode auf einen Lustspielstoff an. Und das Ganze gelang so, daß dem toten Dichter nun noch ein großer Theatererfolg zuteil wurde.

**Kurze Chronik** Der chinesische Schriftsteller Guo übertrug *Goethes Faust* in 10 Jahre während der Arbeit ins Chinesische. ◊ Das Kriegsbuch *Erich Maria Remarques Im Westen nichts Neues* erschien in Jaffa in hebräischer Übersetzung. ◊ Der Literaturpreis der Stadt Posen im Betrag von 10 000 Zloty wurde in diesem Jahr *Josef von Weyssenhoff* verliehen. Sein Roman Herr von Podfilipski erschien vor dem Krieg auch in deutscher Übersetzung

(Ein Übermensch /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/); es ist ein Buch, das einen Menschentypus in die Literatur eingeführt hat, der in Polen den Namen Podfilipski zu einem Gattungsbegriff gemacht hat. ◊ Aus Anlaß der Ausstellung französischer Luxusdrucke (siehe die Rundschau Kunstgewerbe, in diesem Band Seite 1181) hielt *Colette* auf einem von der Deutsch-Französischen Gesellschaft ihr zu Ehren veranstalteten Bankett am 22. Oktober in Berlin einen Vortrag, dem sie den Titel *Comme je vois Colette* gab. ◊ Am 21. November wurde *André Gide* 60 Jahre alt. Nicht nur in seinem Heimatland Frankreich, auch in den anderen europäischen Ländern und namentlich in Deutschland feierte man an diesem Tag ihn als den, der eine ganze Dichtergeneration, verstreut über den Kontinent, befruchtet hat. Denn André Gide ist ein europäischer Geist, und die werdende Einheit des Festlands zeigt sich in dem Einfluß, den er ausgeübt hat. Dies, obgleich er selbst sich von den Sammelpunkten der europäischen Zivilisation ausschließt, die afrikanische Wüste aufsucht und gern die Trockenheit des Scirocco erträgt, um nur in ungestörter Einsamkeit zu sein. Es sei noch bemerkt, daß Ferdinand Hardekopf 2 seiner Bücher in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart deutsch herausgegeben hat: *Les faux-monnayeurs* und *Si le grain ne meurt*; das eine Buch nannte er wörtlich Die Falschmünzer (siehe diese Rundschau, 1928 II Seite 923), dem andern gab er als deutschen Titel das Goethewort *Stirb und werde*. Hardekopf hat Gide mit der Einfühlsamkeit eines ähnlich gerichteten Geistes verdeutscht.

**Literatur** Man weiß, daß *Franz Mehring*, der Marxbiograph und Historiker des Sozialismus, der jetzt 10 Jahre tot ist, mit seiner unermüdlich suchenden Universalität auch der Weltliteratur Herr zu werden wünschte. Der 1. Band seiner, von der Soziologischen Verlagsanstalt in Berlin herausgegebenen Gesammelten Schriften, der seine literarhistorischen Studien sammelte, reicht von Calderon bis Heine; ein 2. Band, der bis zur Gegenwart reicht, soll folgen. Es ist natürlich, daß Mehring den Dichter nicht als einen nur schwärmenden Übermenschen isolierte, daß er ihn vielmehr in Zeit und Gesellschaft, auch in Zeitkampf und Klassenkämpfe, hineinrückte. So darf man wohl, wie der Herausgeber und Kommentator dieser Sammlung August Thalheimer es tut, die sozialistische

Weltauffassung immer wieder in den literarhistorischen Studien Mehrings suchen und finden. ◊ Der Literarhistoriker Friedrich Wolters, der eine enzyklopädische Monographie über *Stefan George* und die Blätter für die Kunst schrieb (/Berlin, Georg Bondi/), war sich dessen wohl bewußt, daß er von jeder soziologischen Literaturbetrachtung absehen wollte. Die deutsche Geistesgeschichte seit 1890 bedeutet für ihn nichts anderes als die Entwicklungsgeschichte Georges, und George sollte gerade dadurch charakterisiert worden sein, daß er nicht Exponent sondern Opponent seiner Zeit war. Das ließ sich klarer noch so formulieren: Stefan George war der Exponent seiner Zeit, doch er war der einzige, der das Recht besessen hätte ihr Gedanken und Ton zu gebieten. Innerhalb dieses Georgeschen Kreises war Friedrich Wolters immer ein gehorsamer und sogar ein demütiger Untertan. Er hat nun jeden leisen Hauch und jedes lautere Wort seines Meisters erhorcht und ausgedeutet. Sein Buch, ein Riesensband von fast 600 Seiten, wurde ein Werk der Andacht.

#### Bewegungskunst / Historich Spaemann

Djagilew † Die Berliner Abende des Djagilewballetts (siehe diese Rundschau, in diesem Band Seite 756 und folgende) sind vorläufig das letzte Auftreten dieser Tanztruppe überhaupt gewesen. Am 19. August starb Sergej Djagilew ganz plötzlich am Lido, an einer Lungenentzündung, 57 Jahre alt. Die Auflösung seines Ensembles ließ die Nachwelt erfahren, daß dieser der Öffentlichkeit fast unbekannt Mann in dem schönsten und reifsten Kunstkörper der Nachkriegsjahre der beseelende Genius gewesen war. Dies nämlich war die nie ganz zu präzisierende Rolle Djagilews in der europäischen Kunstgeschichte überhaupt: die einer beseelenden und entfachenden Kraft. Er war in seiner Hingabe an die Kunst (und das unterscheidet ihn von den mitteleuropäischen Kunstbeamten) universell. Er veranstaltete Ausstellungen russischer Malerei wie Konzerte russischer Musik. Er führte den Boris Godunow in Paris auf, und dort in Paris, wo der schöpferische Sinn für das Neue stets wach ist, begann der Aufstieg Mussorgskijs und dieser eigentlich russischen Musik überhaupt, die, vorher in Rußland selbst mißachtet, nun erst dort und in Europa erkannt wurde. So ist diese Tatsache mit Djagilew verbunden. Er selbst war nie Akteur, weder Maler noch Tänzer noch Regisseur. Viel-

leicht bewahrte er so die ungebrochene Klarheit seiner Visionen und seine inspirativen Wirkungen. Seine Taten beginnen mit der Revolutionierung der im Genre steckenden russischen Malerei. Neue kamen, wie Röhrich, Gerow, Bakst, Benois, Golowin, Somow und viele andere, sie scharten sich um Djagilew und sein Organ, die Kunstzeitschrift *Mir Iskusstwa*. Es folgt, man kann die Dinge hier nur aufzählen, die Reformierung des Kaiserlich Russischen Balletts, in dem Anna Pawlowa, Tamara Karsawina und Ida Rubinstein groß zu werden begannen. Die Gastspiele des Russischen Balletts der Vorkriegszeit offenbarten der Welt den Tanz als Kunst (siehe die Rundschau Bühnenkunst, 1909 II Seite 998, 1910 II Seite 1158, 1912 I Seite 259 und folgende). Nach dem Krieg schuf Djagilew aus den Trümmern des Russischen Balletts und einigen Volkstänzern das Djagilewballett, mit dem ihm die Erneuerung und Vertiefung der Tanzkunst in der geistigen Ebene unserer Zeit gelang. An seinen Balletten haben Malerei und Musik hervorragenden Anteil gehabt. Maler wie Picasso, Derain und Rouault, Musiker wie Strawinskij, Prokowjew, Milhaud, de Falla und Poulhenc waren Mitarbeiter. Sie alle erfaßte der Genius dieses Mannes. Namentlich Strawinskij, dessen Stilentwicklung mit der Djagilews fast übereinstimmt, verdankt dem Kontakt mit Djagilew Entscheidendes. Will man Djagilews Persönlichkeit an seiner besten Leistung erkennen, so wird man sich des Verlorenen Sohns erinnern, wo ihm ein wundervoller Stoff Gelegenheit gab die Gleichniskraft der Kunst zu beschwören, um die es ihm stets zu tun war. Denn das vor allem machte seine Tänzer und Tänzerinnen unvergeßlich: Ihre Sprache hatte in jedem Augenblick das spontan Schlagende, das Plastische und Entschiedene der Metapher, des Bildes. Hier wirkte eine Kunstauffassung, die dem Wesen der Dinge wieder nahe war, und die den Tanz nun wie selbstverständlich über jeden Formalismus ebenso weit hinaustrug wie über die Eitelkeit derer, die mit Persönlichem prahlen. Wie in Europa außer ihm vielleicht nur noch Claudel schuf Djagilew aus der Tiefe des Zusammenhangs. Er überwand das Schema des alten Balletts, nicht um, wie etwa Laban, ein anderes Schema an seine Stelle zu setzen, sondern um auf seine Weise (eine neue und eigene Weise freilich) dem Ursprung der Tradition wieder nahe zu sein, den das Schema ja nur verdeckte, und der, wie der Ursprung jeder gewachsenen Form, nicht zeitbedingt sondern absolut ist. Wo immer es

zu solcher Übereinstimmung im Absoluten kommt, verwirklicht sich jene über Jahrhunderte hinwegreichende Kontinuität, deren bewußtes oder unbewußtes Erleben vielleicht das schönste Geschenk der Kunst ist, da es den Menschen aus der Taggebundenheit herausnimmt, dorthin, wo 1000 Jahre sind wie ein Tag. Es wurde schon früher gesagt, wie von den Djagilewballetten der Blick zu Maillol und zu antiken Tanzreliefs ging. Allein sie schlossen ebenso auch das Polare, das Mittelalter, als ein Erbe ein: Der Sprung, mit dem der heimkehrende Sohn einem Kind und einem Vogel gleich auf die Arme und in den bergenden Mantel des Vaters hüpfte, war eine unvergleichliche Parabel des Katholischen, wie überhaupt dies ganze Ballett. In anderen wieder erstanden Antike und Mittelalter in modernen Synthesen, deren Form oft an die ekstatischen Balancen der Barockengel und -heiligen gemahnt, denen eucharistischer Jubelsturm die Kleider um antikische Leiber wirbelt. Damals hat das Ballett ja auch seine erste Blüte gehabt.

**Sprechfilm** Die Sprechfilmindustrie scheint die Entwicklung des stummen Films vom "Kientopp" zur Eigenkunst noch einmal durchlaufen zu wollen. Als bei der Uraufführung des Sprechfilms Die Königsloge das Publikum auf Moissis Ausruf »Geliebte!« hin in tobendes Gelächter ausbrach, hatte es ein ähnliches Erlebnis gehabt wie bei den Liebes- oder Mordszenen jener frühen Filme, wo der Zuschauer noch die Rolle des Lauschers hinter der Ofenwand übernimmt. Allmählich erst erkannten die alten Filmfabrikanten, daß zwischen dem Publikum und den Bildern auf der Leinwand eine unmittelbare Beziehung bestehen müsse, wenn anders jenes nicht der lachende Dritte bleiben sollte. Demzufolge zeigt nun der moderne Filmregisseur die Handlung nie als ein zwischen 2 oder 10 Personen nur subjektiv bestehendes Ganzes, wie es in den früheren Interieurs und Exterieurs an einem vorüberrollte, sondern er zerlegt die Szene in lauter Einzelvorgänge, lauter Soli (das einsame Haus, eine langsam sich öffnende Tür, ein schreiender Mund, ein stürzender Mensch, eine lächelnde Frau usw.), Soli, die außer der Spielbedeutung auch eine objektive Eigenwirkung, eine Objektwirkung haben; im Solo wird das Subjektive objektiv. Der ideale Film ist also die Auflösung subjektiver Einheiten in objektive Vielheiten; hier ist jedes Bild gleichsam eine Apostrophe an den Zuschauer, und zwar eine Apostrophe

aus dem Gesichtswinkel der im Stück Handelnden oder Leidenden, die uns zwingt deren Standpunkte einzunehmen und uns dadurch in den Gang der Geschehnisse hineinreißt. Selbst ein so reiner Dialogfilm wie der Johannafilm besteht formal gesehen aus lauter Monologen; es kennzeichnet den Rang seiner hohen Kunst, daß der Regisseur es fertig bringt Johanna und ihre Richter nicht ein einziges Mal im Bild gleichzeitig zu zeigen, und dies, ohne je unklar zu werden. Und wenn Chaplin schon zu einer Zeit, in der man von Filmgesetzen noch keine Ahnung hatte, Meisterfilme machen konnte, so darum, weil seine vom Variété herkommende Kunst im Kern schon solistisch und detailliert war, auf das Wesen des Films also paßte. Es stellt sich nun heraus, daß die Grundgesetze der Filmkunst analog auch für den Sprechfilm zutreffen. In jenem Ausruf: »Geliebte«, der als reine Dialogform nur im Subjektiven besteht, ist der Zuhörer ausgeschaltet, er fungiert nur als Richter oder als Lauscher, und die Gemeinsamkeit dieser Situation erzeugt dann im Publikum das Gelächter. So geschieht es mit jedem Wort, das nur einer Mitteilung, einer Gefühlsübertragung auf einen Partner dient; es besteht niemals in sich, ist niemals objektiv, niemals für den Zuschauer da. Selbst die Hilferufe der Ertrinkenden in Duponts Atlanticonfilm sind es nicht.

Damit wäre also das gesprochene Wort ausgeschaltet? Nein. Mitten im Gelächter der Königsloge entsteht plötzlich Totenstille unter den Leuten, als die ersten Worte des Hamletmonologs »Sein oder Nichtsein« gefallen sind. Diese Rede ist freilich, und das bekräftigt die Identität der Gesetze, alles andere als subjektiv. Zunächst ist sie ein Monolog, für den das gleiche gilt, was über das Monologisch-Solistische beim stummen Film gesagt wurde, sodann ist sie ein Zitat, schließlich ist sie objektiv nicht nur in der filmischen und in der historischen Form sondern auch in ihrem geistigen Gehalt schlechthin. Und nun erleben wir gleichsam eine Großaufnahme des Shakespeareschen Textes, es ereignet sich, daß die Objektivität des Mediums Technik in ihrer Abstraktion das Objektive dieser Sätze ins Grandiose steigert; ähnlich wie eine steinerne Inschrift oder ein Schriftteppich, deren überdimensionierte Lettern uns zum Buchstabieren zwingen, die Größe etwa eines Bibelworts ins Bewußtsein heben. Man kann es den Tonfilmregisseuren überlassen aus dem Zufall dieses künstlerischen Ergebnisses die Folgerungen zu ziehen.

Es bleibt noch auf die Erfahrungen hinzuweisen, die man bei Geräuschen im Spielfilm gemacht hat. Das Geräuschbild hat unter Umständen eine noch größere Wirkung als der optische Eindruck des Gegenstands, der das Geräusch hervorbringt, etwa eines Propellers. Allein, wo es in den bisherigen Filmen nur eine illustrative Zu- blieb, ohne die der Gang der Handlung ebenso gut verständlich gewesen wäre, zerstörte es durch seine völlig unangemessene Proportion die Einheit des Ganzen, es wirkte wie ein voluminöser Ballast, der den Rhythmus des Optischen durcheinanderbrachte, statt ihn zu steigern. (Diese Aufgabe bleibt offenbar doch der sich anschmiegenden Filmmusik vorbehalten.) Wie anders man sich den Anteil der Geräusche im Tonfilm denken kann, dafür gab W. Pudowkin in einem von der Lichtbildbühne mitgeteilten Gespräch dieses einleuchtende Beispiel: »Eine Frau bringt ihren Mann zum Bahnhof. Der Zug ist kurz vor der Abfahrt. Plötzlich fällt der Frau ein, daß sie ihrem Mann noch etwas Wichtiges zu sagen hat. Aber sie kann sich im Augenblick nicht daran erinnern. Und während sie verzweifelt sinnt, hört sie, eine Halluzination, das Zischen des Lokomotivdampfs, das Kreischen der Räder. In ihrer Erregung (sie weiß, daß die nächsten Sekunden ihr den Gatten entführen werden) ist sie nicht imstande einen Gedanken zu fassen, in ihren Ohren hämmert das Geräusch des fahrenden Zugs, der hier aber steht. Dies Geräusch dürfte der szenischen Situation ungeheure Steigerung verleihen.« So Pudowkin.

Intellektualfilm Sergej Eisenstein, der Regisseur des Potemkinfilms, macht den denkwürdigen Versuch in Anlehnung an Marx' Kapital die Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus zu verfilmen. Er widmet dieser in kinematographisches Neuland führenden Untersuchung in der Vossischen Zeitung vom 15. September 1929 eine Betrachtung, worin er der Kunst unserer Zeit prinzipiell die Aufgabe zuweisen möchte die Sprache des Bildes mit der Sprache der wissenschaftlichen Logik zu verbinden. Er betont das Gemeinsame der beiden Wirkungssphären in ihrer motorischen Mechanik, in ihrem Charakter als Werdeprozeß, und sieht von hier aus die Synthese von Kunst und Wissenschaft in der Möglichkeit einer intellektuellen Kinematographie, einer Sprache der »Kinodialektik«. »Der intellektuale Kinematograph«, schreibt er am Schluß seiner Ausführungen, »wird nicht der Kinematograph der Episoden und Epi-

söden sein. Nicht der Kinematograph der Anekdoten und Anekdotchen. Das intellektuale Kino wird der Kinematograph der Begriffe sein. Dieser wird zum unmittelbaren Ausdruck ganzer ideologischer Systeme und Systeme von Begriffen. Dialektische Methode, Idealismus, historischer Materialismus usw. usw. (der eigentliche Inhalt des Werkes, das wir vorläufig als den Film Das Kapital bezeichnen), das sind seine Themen. Nicht in den Formen besonderer Einzelfälle, nicht in Daten, nicht in Verallgemeinerungen, sondern durch die Auslegung der Methoden und Systeme dieser tief philosophischen Konzeptionen selbst. Nur einem solchen Kino, das einzig befähigt ist unmittelbare dialektische Konflikte in das Werden der Begriffe einzuschließen, ergibt sich die Möglichkeit neue Begriffe und Ideen in die Millionennmassen hineinzutragen. Nur ein solches Kino wird auch formal auf der Gipfelhöhe der modernen industriellen Technik stehen... Dies wird der Beitrag unserer ganzen Epoche zur Kunst sein. Zur Kunst, die aufgehört hat Kunst zu sein und auf dem Wege zu dem Ziel Leben zu werden explodiert in der flammenden Synthese der höchsten Erscheinungsform der Kunst Film mit den philosophischen Höhen der Wissenschaft.« Wir werden nun sehen, wie die Auffassung Eisensteins (in ihren Begründungen völlig oberflächlich, beachtlich jedoch in der Konsequenz, mit der hier bestimmten Ideen unserer Zeit eine ideologische Wendung gegeben wird) sich in seinem Film auswirken wird.

Gert  
Nachdem Valeska Gert singt, spricht, tanzt und mimt, hat sie die Fülle ihrer Möglichkeiten erreicht. Sie zählt heute zu den wenigen Gestalten der Bühne, die in der Welt nicht mehr zu verwechseln sind. In Deutschland gibt es da außer ihr noch Karl Vallentin (mit Lisl Karlstadt) und, an Rang und Ausmaß sie alle überragend, Max Pallenberg. Was diese Künstler verbindet, ist, daß sie die Grenzen und Drahtzäune der Meinungen, Sitten, Überlieferungen, Parteiungen und jeglicher Gene hinter sich gelassen zu haben scheinen, jene Grenzen, in denen das normale Talent noch gebunden bleibt, und jenseits derer Genie und Irrsinn gleicherweise hausen. Die Funkenschlagsnähe dieser Wesenspole zu erweisen ist im Grunde müßig. Es genügt auf Pallenbergs tief-sinnlose Assoziationskaskaden hinzudeuten und an Vallentins betrunkenen Firmlingspaten zu erinnern, wie er, des Maccaroni nicht Herr werdend, das ganze Gericht mit fahrigen Fäusten in den

Mund und in überquellende Rocktaschen schlingt. Hierhin gehört nun auch die in Rythmen des Gelächters überkippende Koloratursängerin der Valeska Gert oder ihr aus schier unmenschlichen Tiefen aufsteigendes Gebrüll in der Tragödie. Es macht Gert nichts aus, daß dieses Gebrüll der einzige Inhalt der Tragödie ist; hier ist eine Intensität, die den Anspruch an Form einmal aufhebt. Zudem erlebt man die Szene im Zusammenhang eines sonst komisch-parodistischen Programms, wo sie den selben Platz einnimmt wie in einem frühern Programm der Tod. Damals geschah nichts weiter, als daß ein stummes weißes Gesicht, indes ihm sichtbar der kalte Schweiß aus allen Poren brach, zur leblosen Maske erstarrte. Ihre formende Stärke besitzt Gert dann im Komischen: sie hat, wie Pallenberg und Vallentin, die Gabe eine Gestalt aus der Mitte ihres Wesens zu formen und gleichzeitig ihr Wissen um sie zu gestalten. Dieses zugleich freche und traurige Wissen ist die andere Seite ihrer Komik, die uns ihre Kunst so nahe gehen läßt (und die sich dann ein einziges Mal abgelöst in der Tragödie spiegelt). Es gehört zum Bild Gerts, daß sie ungleichmäßig ist, daß ihr Atem manchmal sehr lange durchhält und manchmal stoßweise abbricht. Es gibt da so klassische, so shakespearisch lustige Sachen wie den Clown und die Espana, andere, wie der Song oder die Gavotte, bestehen nur in der Skizze. Allein, wie uns eine Skizze von Degas unendlich viel wertvoller ist als ein Gemälde von Stuck oder Moholy, so haben noch die geringsten ihrer Auftritte ein Ferment, das sie über die formvollendeten Werke der meisten Tänzerinnen heute erhebt, jenes Ferment des Augenblicks, der Improvisation, der Eingebung, des einfach Wachsenden, das die Luft um ein Kunstwerk vibrieren macht. (Das wachsende Ding besitzt eine Dimension mehr als das bloß erdachte oder gemachte: die Dimension der Zeit, die des Entstehens und Vergehens, die die Dimension des Lebens ist. Sie auch ist die spezifische Dimension des Kunstwerks, identisch mit seiner Atmosphäre. Das Machwerk ist immer nur eine leere Angelegenheit des Raums. Wo es, wie so viele scheinbare Kunstgebilde, den Anspruch erhebt in der 4. Dimension, der des Lebens, zu existieren, versucht es über seinen wahren Charakter zu täuschen, und wann immer ihm diese Täuschung beim Menschen gelingt, wirkt es nicht mit dem Leben sondern gegen das Leben, nicht in der Zeit sondern gegen die Zeit. Das aber ist die verunklärende Wirkung des "Kitsches".)

**Totenliste** Am 5. November verbrannte auf furchtbare Weise bei einem Automobilunglück bei Paris die Tänzerin *Lena Amsel*, als sie von dem Landgut Derains aus, der sie porträtieren wollte, eine Spazierfahrt nach Fontainebleau machte. Sie war erst 30 Jahre alt, war aber bereits in den europäischen Zentren genügend bekannt. Sie stammte aus Polen, rückte in ihrem 16. Lebensjahr von ihrem bürgerlichen Elternhaus in Lodz nach Dresden aus, kam dann nach Berlin, wo sie durch ihre unbekümmerte Lebensfreiheit, ihre stets lebendige Interessiertheit an allen Dingen der Kunst und ihren Sinn für deren Aktualitäten bald ein hervorragendes Mitglied des Kreises wurde, der die Nachfolge der Boheme angetreten hatte. Als Tänzerin war sie in der Schule Rita Sacchetto ausgebildet, dann ging sie in die Tanzgruppe Eric Charells, mit dem sie Gastspielreisen unternahm. In Berlin trat Lena Amsel mit Anita Berber zusammen auf, jener merkwürdigen und ungewöhnlichen Frau, die fast genau ein Jahr vor ihr zugrunde ging (siehe diese Rundschau, 1928 II Seite 1134); gelegentlich tanzte sie auch im Matrayballett, neben Katta Sterna, die weiter unten (in diesem Band Seite 1184) ein kleines Bild ihrer Persönlichkeit gibt. Später siedelte sie nach Paris über, der Stadt, nach der es sie hingezogen hatte, in die sie auch hineingehörte, in der sie aber nur ein kurzes, freilich sehr intensives Leben führen sollte.

**Kurze Chronik** In Frankreich, dem Ursprungsland der Kinematographie und der Filmkunst, auch des Tonfilms (der, was vergessen zu sein scheint, schon vor dem Krieg von der Firma Gaumont vorgeführt wurde), arbeitet man jetzt an einem Verfahren, das es gestattet ohne kostspielige Einrichtungen alle beliebigen Töne und Geräusche ohne Rücksicht auf deren Wellenlänge zu registrieren. Diese technische Neuerung, die noch geheimgehalten wird, würde eine *Neugestaltung des Tonfilms* bewirken. Ihre Auswertung könnte, falls die Erfindung das hält, was die Nachricht verspricht, dem europäischen Kontinent in französisch-deutscher Zusammenarbeit die Filmsuprematie zurückgeben, die er vor dem Krieg durch Frankreich besessen hatte, aber infolge der Zerrissenheit seines Wirtschaftsgebiets an Amerika abtreten mußte. ◊ Einer Notiz der Neuen Bücherschau zufolge hielt der Reichskunstwart Edwin Redslob beim Berliner Empfang Eisensteins eine Ansprache, bei der er sich

scharf und entschieden über die *Minderwertigkeit des deutschen Films* aussprach und die deutschen Filmdarsteller dringend zur Besinnung auf ihre künstlerischen Aufgaben mahnte. Nachdem nun eine der größten deutschen Filmgesellschaften, die Emelka, in den Mitbesitz des Deutschen Reichs übergegangen ist, hätte der Reichskunstwart wohl Gelegenheit hier auch praktisch initiativ zu werden. ◊ Arthur Koestler berichtete in der Vossischen Zeitung vom 24. November 1929 von der Pariser Avantgarde in dem kleinen Montmartrekinostudio 28, dessen Aufführungen eine Filmrevolution bedeuten. Der Chien Andalou, ein *surrealistischer Film*, entsteht aus rein optischen Visionen. ◊ Ein Beitrag zum Thema *Amerikanismus* ist eine von deutschen Zeitungen natürlich beflissen gebrachte Nachricht aus Hollywood, nach der dort eine Studienkommission zur Ermittlung derjenigen Musikschöpfungen eingesetzt wurde, die geeignet erscheinen den Stars die in der Filmhandlung notwendigen wirklichen Tränen zu entlocken. ◊ Das Amateurfilmen ist in den letzten Jahren durch eine Reihe von Erfindungen bedeutend vereinfacht, verbilligt und verbessert worden. Man hat erlebt, daß die Laienphotographie die Berufsphotographie schlug und ein erstarrtes Handwerk neu belebte. Sicher ist von der Entwicklung des *Amateurfilms* noch Entsprechendes für die Filmkunst zu erwarten. <> Im großen Saal Gabeau in Paris gab *Niddy Impekoven* einen Tanzabend. Die deutsche Tänzerin fand den lebhaften Beifall der Pariser. ◊ Am 28. und 29. September fand im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin eine Pädagogische Tagung statt, die der *Deutsche Rhythmikbund* (Dalcrozebund) in Gemeinschaft mit dem Reichsverband Deutscher Tonkünstler veranstaltet hatte. ◊ Die *Labanschule* ist am 1. Oktober nach Essen übersiedelt und dort in städtische Verwaltung übergegangen. Das Choreographische Institut Laban in Berlin wird weitergeführt. ◊ An die Breslauer Staatliche Kunstakademie wurde *Oskar Schlemmer* als Leiter einer neu zu begründenden Bühnenklasse berufen. Er will hier die am Bauhaus begonnene pantomimische und tänzerische Versuchsarbeit weiterführen. ◊ Im August erließ der Bund Französischer Fußballvereinigungen ein Preisausschreiben für Erzählungen oder Romane, die geeignet sind das Interesse am französischen *Fußballsport* zu beleben. In der Jury sitzen, neben Sportjournalisten, auch bekannte Schriftsteller Frankreichs.

## KULTUR

Verkehr / Otto Schmidt

**Landstraßen** In Deutschland waren am 1. Juli 1929 insgesamt rund 1,2 Millionen Motorfahrzeuge vorhanden. Die Zunahme des letzten Jahres betrug rund 280 000, wovon allein 170 000 Motorräder waren; ein Beweis dafür, daß das Kleinautomobil das Motorrad noch keineswegs verdrängt hat. Die ständige Zunahme des Automobilverkehrs verändert nicht nur das Verkehrsbild der Städte sondern in gleichem Maß auch das der Landstraße. Um hier genaue Anhaltspunkte für diese für den Ausbau und die Befestigung unseres Straßennetzes grundlegenden Umschichtungen zu erhalten, hatte der Deutsche Straßenbauverband, die Spitzenorganisation der obersten Straßenbauverwaltungen der deutschen Länder, in den Jahren 1924 und 1925 zum erstenmal eine Verkehrszählung auf den deutschen Landstraßen durchgeführt, die wichtige Aufschlüsse über die Gestaltung des Landstraßenverkehrs lieferte. Da nun der Verkehr ständig wechselt und zunimmt sowie sich auch in seiner Zusammensetzung aus Personen- und Lastautomobilverkehr und tierischem Verkehr ändert, wurde vom 1. Oktober 1928 bis zum 30. September 1929 eine 2. Verkehrszählung auf den Landstraßen veranstaltet, die diesmal auch Österreich miteinbezog. Die ersten, äußerst interessanten Teilergebnisse dieser Verkehrszählung gab Arthur Speck/Dresden/, der Organisator der deutschen Verkehrszählungen, auf der Generalversammlung des Deutschen Straßenverbands Anfang Oktober in Hannover bekannt. Danach hat sich der Landstraßenverkehr seit 1924-1925 im allgemeinen verdoppelt. Der Verkehr auf den Hauptstraßenzügen hat bisher bedeutend stärker zugenommen als auf dem übrigen Straßennetz. Der Unterschied zwischen niedrigster Belastung auf dem Land und höchster an den Grenzen der Groß- und Mittelstädte hat sich verringert, das heißt der Aktionsradius der Motorfahrzeuge hat sich vergrößert. Trotz dieser Verkehrssteigerung gibt es allerdings auch heute noch keinen großen Fernverkehr auf den Landstraßen, wenn auch der Automobilverkehr über weite Entfernungen gerade in den letzten Jahren ohne Zweifel auch bei uns erheblich zugenommen haben dürfte. Die größte Verkehrssteigerung besitzen die Industriegebiete, vor allem Rheinland-Westfalen und Sachsen, während die Straßen durch

vorwiegend landwirtschaftliche Gebiete, zum Beispiel in den östlichen preußischen Provinzen, eine weit geringere Verkehrszunahme aufweisen. Auf dem Straßenzug Aachen-Nürnberg-Wien weist zum Beispiel der in der Rheinprovinz gelegene Streckenabschnitt eine Verkehrszunahme von 157 % gegen 1924-1925 auf; der Personenautomobilverkehr stieg auf diesem Streckenteil allein um das 2½-fache, und bei Mülheim nahm der Verkehr in den letzten Jahren sogar um das 6,6fache zu. Lehrreiche Aufschlüsse im einzelnen bieten auch die Zählungen in Sachsen, das das Zählergebnis bereits ausgewertet hat. Hier hat der Landstraßenverkehr seit 1924-1925 gleichfalls um rund 107 % zugenommen, sich also mehr als verdoppelt. Diese Zunahme verteilt sich jedoch nicht gleichmäßig auf die einzelnen Verkehrsarten sondern drückt sich in einer Abnahme des Zugtierverkehrs und einer dementsprechenden Zunahme des Automobilverkehrs aus. Der Verkehr mit Personenautomobilen und Motorrädern ist in Sachsen heute 2½mal so groß wie vor 4 Jahren, der Verkehr der Lastautomobile ist heute nahezu 3mal so groß, während der Zugtierverkehr um 23 % zurückgegangen ist; er macht heute im Durchschnitt nur noch 16,4 % des Gesamtverkehrs aus, gegen 40,1 % im Jahr 1924-1925. Dem Gewicht nach beanspruchen die Lastautomobile heute in Sachsen mit 45 % fast die Hälfte der gesamten Straßenbelastung. Mit dem Verkehr ist auch die Belastung der Straßen, das heißt die Schwere des Verkehrs, gestiegen. Waren zum Beispiel bei der letzten Verkehrszählung Höchstbelastungen einer Straße über 2000 Tonnen am Tag noch verhältnismäßig selten, so sind die Straßen mit einer Belastung von über 2000 Tonnen in Sachsen heute schon fast mit 6 % beteiligt, und die Höchstbelastung geht bis über 8000 Tonnen am Tag.

Es entsteht nun die Frage, ob unsere Landstraßen diesen Verkehr überhaupt ertragen können, und ob sie nicht zu einem erheblichen Teil mit schwereren Fahrbahndecken ausgestattet werden müssen. Diese Notwendigkeit scheint sich jedoch nach Ansicht der Straßenbaufachleute nicht zu ergeben. Die in den letzten Jahren ausgebauten Landstraßen sind auch den gesteigerten Verkehrslasten durchaus gewachsen. Daraus wird allerdings, wie dies in den Kreisen der Automobilisten bereits geschieht, keineswegs gefolgert werden können, daß das mit der Zunahme der Automobile sich erhöhende Ertragnis aus der Kraftfahr-

zeugsteuer in Zukunft nicht mehr wie bisher für den Ausbau der Straßen notwendig ist, die Steuer also herabgesetzt werden kann. Der Ertrag jener Steuer betrug im Steuerjahr 1928 rund 180 Millionen Mark. Demgegenüber werden in Deutschland jährlich etwa 600 bis 700 Millionen Mark für den Ausbau und die Unterhaltung der Landstraßen ausgegeben. Die Kraftfahrzeugsteuer deckt also nur einen verhältnismäßig geringen Teil der gesamten Straßenbaukosten. Wenn auch die Straßen dem gesteigerten Verkehr genügen, so werden doch durch die ständige Zunahme des Automobilverkehrs auf der Landstraße neben der Unterhaltung zum Teil noch erhebliche Neubauten erforderlich, wie Verbesserungen in der Linienführung der Straßen, Umgehungsstraßen um Ortschaften, Entlastungsstraßen, Straßenverbreiterungen, Beseitigungen von niveaugleichen Kreuzungen (vor allem mit Schienenbahnen) und dergleichen. Alle diese Arbeiten, deren Durchführung heute schon teilweise dringlich ist, verschlingen ungeheure Summen, die aufzubringen den Straßenbauverwaltungen selbst bei dem gegenwärtigen Ertrag aus der Kraftfahrzeugsteuer schon unmöglich ist. Es ist auch durchaus recht und billig, daß das Automobil seinerseits zu einem erheblichen Teil zu der Unterhaltung seiner Fahrbahn beiträgt. Die Kraftfahrzeugsteuer ist daher auch im Grunde gar keine Steuer im eigentlichen Sinn sondern ein Beitrag zur Fahrbahnunterhaltung, wie ihn die Schienenbahnen, diese sogar für die gesamte Unterhaltung ihrer Gleisanlagen, gleichfalls tragen. Die Finanzierung des Straßenbaus ist zurzeit das brennende Problem im Straßenwesen, nicht nur in Deutschland sondern in fast allen europäischen Ländern. Die Lösung der Finanzierungsfrage scheint hierbei ohne die Aufnahme von Anleihen kaum möglich. Mit der Finanzierung ist auch die Organisation unseres Straßenwesens eng verknüpft. Das Bedürfnis nach einer gewissen Vereinheitlichung des deutschen Straßenwesens wird fast allgemein anerkannt und tritt mit dem Bestreben einer planmäßigen Regelung des Fernverkehrs (Fernstraßennetz) immer deutlicher hervor. Die Länder wollen jedoch ihre Selbständigkeit auf diesem Gebiet möglichst erhalten wissen. Wenn auch die Schaffung von Reichsstraßen vorerst noch nicht durchführbar und vielleicht auch noch nicht erforderlich ist, so ist eine Vereinheitlichung und Zusammenfassung der vielen Straßenbauinstanzen

in Deutschland, wie sie heute bei den Ländern, Provinzen und Kreisen bestehen, durchaus notwendig. Auch eine zentrale Straßenbauaufsichtsbehörde für das ganze Reich, die etwa beim Reichsverkehrsministerium einzurichten wäre, ist auf die Dauer kaum zu entbehren.

Nach einer von der Internationalen Handelskammer in Paris herausgegebenen Statistik hat das Straßennetz der Welt zurzeit eine Länge von rund 10,6 Millionen Kilometer. Das größte Straßennetz haben nach dieser Statistik die Vereinigten Staaten von Amerika mit 4,8 Millionen Kilometer, wovon allerdings nur 984 000 Kilometer für Automobile befahrbar sind. In Europa steht Frankreich mit 625 000 Kilometer für Automobile befahrbarer Straßen an der Spitze; es übertrifft also, wenn man die Flächengröße berücksichtigt, die Vereinigten Staaten von Amerika bei weitem. Es folgen Deutschland mit 348 700, England mit 287 500 und Italien mit 183 200 Kilometer.

Mitte 1930 findet in Washington der 6. Internationale Straßenkongreß statt, an dem Deutschland zum erstenmal nach dem Krieg wieder als gleichberechtigte Nation teilnehmen wird.

**Luftverkehr** Der deutsche Luftverkehr konnte in diesem Jahr ein Jubiläum begehen. Am 5. Februar waren 10 Jahre seit der Errichtung der ersten deutschen regelmäßigen Fluglinie, auf der Strecke Berlin-Weimar, verflossen. Die Entwicklung des Flugverkehrs in diesen 10 Jahren zeigt die folgende Zusammenstellung:

Jahr	Anzahl der Fahrgäste	Güter (in Tonnen)	Post	Zeitungen
1920	3 975	5,7	6,4	—
1928	111 115	1892,0	317,5	162

Ende 1928 hatte die Lufthansa 148 Flugzeuge, darunter 35 Großflugzeuge, im Verkehr; die tägliche Flugleistung war im Sommer 1928 etwa 60 000 Kilometer. Die Regelmäßigkeit des Flugdienstes betrug im Durchschnitt des Jahres 1928 fast 92 %. In der obigen Zusammenstellung ist der Personenverkehr in den letzten 9 Jahren ungefähr auf das 27fache angewachsen, der gesamte Güterverkehr einschließlich Post- und Zeitungsbeförderung hingegen fast auf das 200fache. Trotzdem steht der Personenverkehr dem Gewicht nach an der Spitze; er betrug einschließlich des Gepäckverkehrs etwa das 9fache des Fracht- und das 19fache des Postverkehrs. In diesen Zahlen liegt das Kernproblem des ge-

samten Flugverkehrs. Durch die hohen Lasten des Personenverkehrs werden die Flugzeuge nicht in dem Maß ausgenutzt, wie sie es bei reinem Güter- und Postverkehr könnten. Da der Personenverkehr zudem unwirtschaftlich ist, wird der Gesamtetat des Flugverkehrs durch die Personenbeförderung ungünstig beeinflusst. Diese Tatsachen, verbunden mit der erheblichen Kürzung der Reichsbeiträgen für die Luftfahrt im laufenden Jahr, haben die deutsche Luftfahrzeugindustrie zu dem Vorschlag veranlaßt den Luftverkehr vom unwirtschaftlichen Personenverkehr auf einen Post- und Frachtluftverkehr umzustellen und die Deutsche Lufthansa zu diesem Zweck mit der Reichspost zu vereinigen. Dabei sollten gleichzeitig die Subventionen des Reichs für den Luftverkehr fortfallen. Ohne Zweifel würde ein engeres Zusammenarbeiten mit der Reichspost für den Luftverkehr nur förderlich sein und seine Wirtschaftlichkeit erhöhen. Eine allzu starke Drosselung des Personenverkehrs scheint jedoch im Hinblick auf die große Bedeutung durchgehender europäischer Flugstrecken als Schnellverkehrslinien kaum am Platz, da das Flugzeug auf weite Entfernungen ohne Zweifel von Jahr zu Jahr mehr Fahrgäste von der Eisenbahn fortziehen dürfte; in Frage käme höchstens der Fortfall unwirtschaftlicher und kurzer Strecken mit vielen Zwischenlandungen im binnendeutschen Verkehr, deren propagandistischer Wert für das neue Verkehrsmittel jedoch nicht unterschätzt werden sollte. Auch die geplanten transkontinentalen Fluglinien von Europa nach Ostasien, Indien und Südamerika sind von so hohem politischen und wirtschaftlichen Wert, daß hier die Rentabilität nicht allein den Ausschlag geben darf. Der Flugverkehr wird daher auch für die nächsten Jahre Subventionen keineswegs entbehren können. Alle Länder wenden für den Ausbau ihres Luftverkehrs erhebliche Mittel auf. Nach Mitteilungen des Reichsverkehrsministeriums haben England für dieses Jahr für die Luftfahrt 324, Frankreich 283, die Vereinigten Staaten von Amerika 262, Italien 154 Millionen Mark bewilligt, Deutschland dagegen nur 28 Millionen; allerdings umfassen die Summen der anderen Länder auch die Aufwendungen für die Militärluftfahrt. Der Ausbau der transkontinentalen Linien der Deutschen Lufthansa soll im übrigen durch eine vom Reich garantierte Anleihe finanziert werden. Die Reichspost hat sich inzwischen bereits direkt am Flugverkehr beteiligt.

Sie hat, gemeinsam mit der Lufthansa, die die Linien betreibt, zunächst 3 reine Flugpostlinien von Berlin nach London, nach Malmö und nach Basel eingerichtet. Die Postzustellung nach den angeflogenen Städten ist dadurch erheblich beschleunigt worden. Ähnliche Poststrecken nach Cherbourg und Konstantinopel sind geplant. Für seinen Probeflug auf der 2000 Kilometer langen Strecke Konstantinopel-Berlin brauchte der Pilot Joachim von Schröder kürzlich nur 10 Stunden; er stieg um 3 Uhr morgens in Konstantinopel auf und landete um 13 Uhr 10 Minuten in Berlin, die Durchschnittsgeschwindigkeit betrug also 200 Kilometer in der Stunde.

**Eisenbahnelektrifizierung** Im Jahr 1881 wurde in Berlin die erste elektrisch betriebene Straßenbahn, vom Anhalter Bahnhof nach Lichterfelde, eröffnet. Die Elektrifizierung der Eisenbahnen, die vor allem eine leistungsfähige und betriebssichere elektrische Lokomotive zur Voraussetzung hatte, schritt aber anfangs nur langsam vorwärts. Bei Versuchen mit elektrischen Schnellbahnen wurden 1901 auf der Strecke Berlin-Mariensfelde-Zossen bereits Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometer in der Stunde erreicht. Es entstanden dann einige elektrische Versuchsstrecken in Bayern und Baden, Schlesien und Mitteldeutschland (Dessau-Bitterfeld). 1911 beschloß der Preußische Landtag die Einführung der elektrischen Zugförderung auf den preußischen Staatsbahnen. Durch den Krieg kam die Elektrifizierung der Vollbahnen gänzlich zum Stillstand. 1918 waren in Deutschland erst etwa 300 Kilometer Vollbahnstrecken elektrifiziert. Nach dem Krieg ging dann die inzwischen geschaffene Reichsbahn daran sich die Vorteile der Elektrifizierung mehr als bisher zunutze zu machen (siehe auch diese Rundschau, 1928 II Seite 1025 und folgende) und stellte ein umfangreiches Elektrifizierungsprogramm auf, das bis heute allerdings, nicht zuletzt wegen der fehlenden Mittel, nur zum Teil erst verwirklicht worden ist. Zurzeit sind rund 1500 Kilometer Strecken der Deutschen Reichsbahn einschließlich der Stadt- und Vorortbahnen elektrifiziert, das sind erst 3 % des Gesamtnetzes. In der Schweiz werden demgegenüber bereits etwa 58 % aller Eisenbahnen elektrisch betrieben. Immerhin ist das elektrifizierte Netz in Deutschland heute 5mal so groß wie 1918. Das größte elektrifizierte Netz mit etwa 700 Kilometer Streckenlänge liegt in Bayern. Es strahlt

von München in der Hauptsache nach Regensburg, Salzburg, Kufstein und Kochel aus. Verhältnismäßig klein sind die badischen Strecken von Basel nach Säckingen und Zell, während das schlesische Netz etwa die Hälfte des bayrischen ausmacht. Es umfaßt hauptsächlich die Strecke Breslau-Hirschberg-Lauban-Görlitz und einige Abzweigungen. Das mitteldeutsche Netz mit den Strecken Leipzig-Zerbst-Magdeburg und Leipzig-Halle ist 200 Kilometer lang. Die Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen sind mit Ausnahme der Wannesebahn nun endlich in diesem Jahr völlig elektrifiziert worden (Streckenlänge 240 Kilometer). Auch die von der Reichsbahn betriebenen Hamburger Vorortbahnen wurden zum Teil bereits vor dem Krieg elektrifiziert. Als Stromart verwendet die Reichsbahn fast ausschließlich Einphasenwechselstrom von 1500 Volt Spannung; nur die Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen werden mit Gleichstrom von 800 Volt betrieben. Der Strom wird zum größten Teil in besonderen, zum Teil bahneigenen Werken erzeugt, von denen die größten die Werke Muldenstein, Mittelstein, Zschornowitz sowie das Walchenseekraftwerk sind. Der größte Teil des für die Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen erforderlichen Stroms wird von den Berliner Städtischen Elektrizitätswerken geliefert. Insgesamt wurden 1928 etwa 325 Millionen Kilowattstunden Strom auf dem elektrifizierten Streckennetz der Reichsbahn verbraucht, gegen rund 25 Millionen Kilowattstunden im Jahr 1914. Auf den elektrisch betriebenen Strecken sind 413 elektrische Lokomotiven und 920 Triebwagen im Dienst. Die elektrischen Lokomotiven sind in den letzten Jahren erheblich verbessert worden. Sie leisten heute bis zu 3000 Pferdestärken, teilweise sogar noch mehr, und erreichen Höchstgeschwindigkeiten bis 110 Kilometer in der Stunde. Elektrische Triebwagen werden vor allem im Berliner und Hamburger Stadt- und Vorortverkehr verwendet; auf der Strecke Halle-Leipzig verkehren sogenannte elektrische Schnelltriebwagen mit besonders hoher Geschwindigkeit. Eine weitere umfangreiche Elektrifizierung von Reichsbahnstrecken hält die Reichsbahn bei ihrer gegenwärtigen Finanzlage zunächst nicht für möglich. Da sich jedoch die Vorteile der Eisenbahnelektrifizierung um so mehr auswirken, je größer die elektrisch betriebenen Netze sind, wird sie nach Möglichkeit bestrebt sein müssen die bestehenden Netze weiter auszubauen und mit ein-

ander zu verbinden. Auf diese Weise werden dann durchgehend elektrifizierte Strecken von Berlin nach München sowie von Breslau über Sachsen nach München entstehen können. Auch andere verkehrsreiche und wichtige Strecken, wie Berlin-Breslau, Berlin-Magdeburg-Rheinland sowie die Strecke Frankfurt-Basel, kämen weiter, auch nach Ansicht der maßgebenden Stellen bei der Reichsbahn, durchaus heute schon für den elektrischen Betrieb in Frage. Bei der geplanten Vereinigung der im Norden und Süden von Berlin mündenden Fernbahnen ist auch ihre Führung im Tunnel vom Potsdamer zum Lehrter Bahnhof in elektrischem Betrieb vorgesehen.

**Kleinbahnen** Im deutschen Kleinbahnenwesen ist in den letzten Jahren eine starke Konzentration zu bemerken. Nachdem die Aktiengesellschaft für Verkehrswesen erst 1927 die Allgemeine Deutsche Eisenbahnbetriebsgesellschaft und die Aktiengesellschaft Vereinigte Kleinbahnen /Köln/ mit sich verschmolzen hatte, fusionierte sie sich nunmehr mit der Deutschen Eisenbahnaktiengesellschaft /Frankfurt/. Die mit dieser Gesellschaft verbundene Aktiengesellschaft für Bahnbau und -betrieb /Frankfurt/ betreibt 12 Kleinbahnen. Durch diese neue Fusion ist die Aktiengesellschaft für Verkehrswesen als größter deutscher Privatbahnkonzern wiederum beträchtlich erweitert worden. Ihr Bahnnetz ist nunmehr rund 4200 Kilometer lang, und sie umfaßt jetzt 117 Bahnbetriebe. Weitere Fusionen mit Privatbahnen sind beabsichtigt. Die Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen werden in ihrer Bedeutung für den Gesamtverkehr unterschätzt. Sie bilden einen wichtigen Bestandteil unseres gesamten Schienennetzes, und ohne diese Bahnen wäre die Reichsbahn gar nicht in der Lage alle Verkehrsansprüche der Wirtschaft zu befriedigen. Besonders die Privateisenbahnen und die Kleinbahnen, an denen in einer Reihe von deutschen Ländern die öffentlichen Verbände, die Provinzen, Kreise und Gemeinden maßgebend beteiligt sind, stellen als Ausläufer- und Zubringerlinien zur Reichsbahn gewissermaßen die Saugadern in dem Gesamtverkehrsnetz dar. Auch die Straßenbahnen, die zum größten Teil aus den früheren Pferdebahnen hervorgingen, sind für den städtischen und als Überlandbahn auch für den interkommunalen Verkehr von größter Bedeutung. Einen ausgezeich-

neten Überblick über den Gesamtumfang und die Leistungen aller dieser Bahnen im einzelnen vermittelt das von der Geschäftsstelle des Verbands Deutscher Verkehrsverwaltungen, der Spitzenvertretung der deutschen Straßenbahnen und Kleinbahnen, herausgegebene Handbuch der deutschen Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen sowie der angeschlossenen Kraftfahrbetriebe /Berlin, Verlag der Verkehrstechnik/. Wie K. A. Müller in dem einleitenden Aufsatz des Handbuchs mitteilt, haben die deutschen Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen zurzeit zusammen eine Betriebslänge von 20 864 Kilometer, wovon allein 14 579 Kilometer auf die nebenbahnähnlichen Kleinbahnen und Privateisenbahnen entfallen; dem steht die Betriebslänge der Reichsbahn mit 53 545 Kilometer gegenüber. Die Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen machen also immerhin rund 28 % und die Kleinbahnen und Privateisenbahnen allein rund 20 % des deutschen Gesamtschiennetzverkehrs aus. Ihr Wagenpark umfaßt 2523 Lokomotiven, 186 Eisenbahntriebwagen und rund 70 000 Straßenbahntriebwagen, Personen-, Gepäck- und Güterwagen. Der Personalbestand aller Bahnen beträgt rund 155 000 Köpfe. Ihre Betriebsleistungen im Jahr 1927 beliefen sich im Personenverkehr auf 4451 Millionen beförderte Personen und im Güterverkehr auf 86,4 Millionen Tonnen. Die Beförderungszahl im Personenverkehr ist damit um mehr als 130 % höher als die der Deutschen Reichsbahn, was in der Hauptsache auf den Verkehr der Straßenbahnen zurückzuführen ist, deren Gesamtverkehr 1927 allein 4283 Millionen Personen ausmachte. Bemerkenswert ist auch das Bestreben der Straßenbahnen und Kleinbahnen in letzter Zeit ihrem Betrieb eigene Automobillinien anzugliedern und so dem scharfen Wettbewerb des Automobils zu begegnen. Ende 1927 hatten diese Bahnen bereits 344 Automobillinien mit über 4000 Kilometer Länge in Betrieb, und die Zahl der Linien ist ständig im Wachsen. Die Bedeutung der Gesamtheit der Straßenbahnen, Kleinbahnen und Privateisenbahnen für die Volkswirtschaft zeigt deutlich die Höhe des in ihnen investierten Anlagekapitals. Dieses beträgt nämlich mehr als 2,8 Milliarden Mark. Zur Förderung des Baus von Kleinbahnen sind in Preußen seit 1925 rund 5,3 Millionen Mark ausgegeben worden.

**Automobil-**  
**linien** Nachlangen Verhandlungen hat die Deutsche Reichsbahn jetzt mit der Reichspost ein Abkommen über den Gemeinschaftsbetrieb von Automobillinien getroffen, das einen erfreulichen Fortschritt zur einheitlichen Organisation und Verkehrsbedienung im öffentlichen Kraftfahrlineverkehr bedeutet. Nach diesem Abkommen, das sich zunächst nur auf die künftig neu zu betreibenden Linien beschränkt, wird das Schwergewicht im Personenverkehr bei der Post bleiben. Sie stellt für den Omnibusverkehr die Fahrzeuge, Personal, Tankstellen und die gesamte Verwaltung. Der Betrieb geschieht auf gemeinsame Rechnung, und zwar ist die Post mit 65 %, die Reichsbahn mit 35 % am Gewinn und Verlust beteiligt. Bei den Automobillinien, die Konkurrenzstrecken zur Eisenbahn sein sollten, ist das Verhältnis dieser Beteiligung umgekehrt, um das Interesse der Post an derartigen Linien von vornherein abzuschwächen. Die Post bleibt auch bei den neuen Omnibusstrecken Unternehmerin, so daß auch für diese Linien das Vorrecht der Post in Gestalt der Befreiung von der Konzessionspflicht gilt. Beim Betrieb der Omnibuslinien werden sich Reichsbahn und Post in Zukunft stärkstens unterstützen. Die Post wird auf den Bahnhofsvorplätzen bevorzugte Stellen für die Aufstellung ihrer Omnibusse erhalten, die Benutzung der Warteräume außerhalb der Sperren ist auch den Omnibusfahrern erlaubt, und die Reichsbahn wird schließlich die Fahrkartenausgabe und Gepäckabfertigung für den Omnibusverkehr zur Verfügung stellen, so daß es möglich sein wird in Zukunft durchgehende Fahrscheine zur Omnibuslinie zu lösen. Demgegenüber verbleibt die gesamte Güterbeförderung auf Automobillinien in Zukunft bei der Reichsbahn. Die Post hat sich verpflichtet ihre bereits bestehenden Omnibuslinien für die Stückgüterbeförderung nicht weiter auszubauen; die Reichsbahn wird ihrerseits die bereits von ihr betriebenen Personenautomobillinien zu einer bestimmten Zeit auf die Post übertragen. Das Abkommen regelt im einzelnen noch die Aufstellung durchgehender Tarife für Eisenbahn und Omnibus und die Haftpflicht. Bis zum Jahr 1934 ist dieses Abkommen zwischen der Reichsbahn und der Reichspost fest abgeschlossen.

**Unfallverhütung** Der Berliner Polizeivizepräsident Benno Weiß hat kürzlich in einem Rundfunkvortrag einen eigenartigen Fatalis-

mus über die Möglichkeiten der Verhütung von Verkehrsunfällen im Großstadtverkehr bekundet. Er stellte fest, daß man in Berlin zurzeit mit etwa 80 bis 90 Verkehrsunfällen am Tag rechnen müsse, die im übrigen meist leichter Art seien und in der Hauptsache in Sachschäden und dergleichen beständen. Ein Anwachsen der Unfälle sei in letzter Zeit nicht zu beobachten, von einer Unfallepidemie, wie sie vielfach in der Öffentlichkeit hingestellt werde, könne gar keine Rede sein. Diese Unfallzahlen seien durchaus normal, und die Schuld an den Unfällen meistens sehr schwer festzustellen. Wo starker Verkehr sei, ereignen sich auch Unfälle, und es sei daher kein Grund sich über diese, an sich natürlich bedauerliche Tatsache besonders zu verwundern.

Es darf zunächst bezweifelt werden, ob eine solche Auffassung einer maßgeblichen Regierungsstelle zu den Verkehrsunfällen in der breiten Öffentlichkeit, wie sie durch den Rundfunk vermittelt wird, besonders geeignet ist die Bevölkerung zu einer erhöhten Disziplin und Vorsicht im Straßenverkehr zu erziehen. Die Ausführungen des Berliner Polizeivizepräsidenten gehen jedoch auch an der Kernfrage des Problems der Unfallverhütung völlig vorbei. Niemand wird behaupten, daß sich der Großstadtverkehr niemals ohne Unfälle wird abwickeln können. Damit ist jedoch noch keineswegs gesagt, daß man sich nun mit diesen Unfällen ohne weiteres als mit einer unabwendbaren Tatsache abfinden muß. Es wurde hier schon, im Gegenteil, die Notwendigkeit einer planmäßigen Herabminderung der Unfälle durch Erhöhung der Verkehrsdisziplin, Verbesserung der Verkehrsreglung und Aufklärung aller Straßenbenutzer, besonders der Kinder, über die Gefahren der Straße betont (siehe diese Rundschau 1928 I Seite 463 und folgende). Abgesehen davon, daß es falsch und im Hinblick auf erzieherische Wirkung unklug ist Unfälle irgendwelcher Art als normal zu bezeichnen, könnte man von einem normalen Zustand bei Verkehrsunfällen überhaupt erst sprechen, wenn alle in menschlicher Kraft liegenden Möglichkeiten der Unfallverhütung erschöpft sind. Davon kann jedoch keine Rede sein. Die Verkehrsunfälle wären weit seltener, wenn Fahrzeugfahrer und Fußgänger disziplinierter und vorsichtiger wären. Die Berliner Verkehrsunfallstatistik gibt für die Zusammenstöße, soweit bei ihnen die Schuldfrage geklärt werden konnte, hauptsächlich folgende Ursachen an: zu schnell-

les Fahren (Omnibusse), Außerachtlassen des Vorfahrtrechts, vorschriftswidriges Einbiegen und Überholen, fehlerhafte Bremse, Steuerung und Beleuchtung der Fahrzeuge, Unachtsamkeit der Fußgänger, Auf- und Abspringen von Straßenbahn und Omnibus, Trunkenheit von Fahrzeugführer oder Fußgänger. Man wird diese Mängel und Verstöße gegen die Verkehrsvorschriften, die im letzten Jahr in Berlin 218 Personen mit dem Leben bezahlen mußten, nicht als normal bezeichnen können, sonst wären schließlich alle Vorschriften und Gesetze für den Straßenverkehr von vornherein zwecklos. Noch haben wir glücklicherweise keine Unfallzahlen, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo im letzten Jahr bei Verkehrsunfällen 27 500 Menschen getötet wurden. Wenn jedoch bei uns von den Verkehrs- und Polizeibehörden nicht bald ein energischer Kampf gegen rücksichtslose und leichtsinnige Automobilfahrer beginnt, werden wir bald nicht mehr weit von amerikanischen Unfallzahlen entfernt sein. Der Berliner Verkehr vor allem zeigt heute eine Disziplinlosigkeit und Verwahrlosung, wie sie in Paris und London mit ihrem viel stärkern Verkehr und auch in den nordamerikanischen Großstädten nicht im entferntesten anzutreffen ist. Besonders streng sollte man gegen betrunkene Fahrer vorgehen, die nachweislich noch immer eine große Reihe von Unfällen hervorrufen. Trunkenheit darf nie strafmildernd, muß stets strafverschärfend wirken. Dauernde Führerscheinentziehung wäre hier außer der gerichtlichen Bestrafung durchaus am Platz. Auch auf unvorsichtige Fußgänger (Auf- und Abspringen bei Verkehrsmitteln) würden leichte Geldstrafen bei wiederholtem Vergehen sicher nur erzieherisch wirken. Unbedingt erforderlich ist aber eine dauernde und wirkungsvolle Aufklärung der Öffentlichkeit über die großen Gefahren der Straße und die Möglichkeit ihnen zu entgehen. Mit ein paar Schildern in den Straßenbahnwagen und Omnibussen und auf einigen Bahnhöfen ist es nicht getan. Organisationen wie die Deutsche Verkehrswacht und die Schulverkehrswacht haben sich der Unfallverhütung und vor allem der Aufklärung der Schulkinder auf diesem Gebiet mit gutem Erfolg angenommen, finden jedoch bei den Behörden für ihre nützliche Arbeit vielfach nicht das nötige Verständnis. Die Verkehrspolizeibehörden sollten sich der Bekämpfung der Verkehrsunfälle mit dem gleichen Eifer widmen, den sie vielfach in übertriebener

Weise auf die Schematisierung und Reglementierung der Verkehrsabwicklung verwenden; sie scheinen allerdings, wie der Rundfunkvortrag des Berliner Polizeivizepräsidenten zeigt, die Notwendigkeit dieser ihnen gestellten Aufgabe noch nicht voll erkannt zu haben.

**Informationsmittel** Einen ausgezeichneten Beitrag zu den Grundfragen der deutschen *Luftverkehrspolitik* bietet die Schrift *Lebensfragen der deutschen Luftfahrt* von Otto Blum und Carl Pirath /Stuttgart, W. Kohlhammer/. Sie gibt in konzentrierter Form einen Überblick über die verkehrsgeographische Grundlage des Luftverkehrs, seine Organisation und Wirtschaftlichkeit, den Zusammenhang zwischen Luftverkehr und Luftfahrzeugindustrie und skizziert schließlich ein deutsches Luftverkehrsprogramm, dessen Ziel die Ausdehnung des Luftverkehrs in die »3. Dimension«, das heißt der transkontinentale Luftverkehr sein muß. Für den deutschen Luftverkehr wird hierbei eine einheitliche, möglichst unabhängige Verkehrsanstalt gefordert, auf die jedoch die Regierung starken Einfluß haben muß. Dem, der sich schnell und klar über die Hauptaufgaben deutscher Luftverkehrspolitik unterrichten will, kann das Buch als gutes Hilfsmittel empfohlen werden.

Die *Straßenverkehrsordnungen* mit den einschlägigen Nebenbestimmungen hat Kurt Volkmann in einem Buch in Taschenformat zusammengestellt /Berlin, Walter de Gruyter & Co./ und hierbei auch Rechtsprechung und Literatur berücksichtigt. Robert Schulze hat für den allgemeinen Volksgebrauch in gemeinverständlichster Form die Verkehrszeichen und Verkehrsregeln im Eisenbahn- und Straßenverkehr unter dem Titel *Was man von den allgemeinen Verkehrsregeln und Verkehrszeichen wissen muß* /Dresden, C. Heinrich/ zusammengefaßt.

**Kurze Chronik** Die Association Internationale des Automobiles-Clubs Reconnus feierte Anfang Oktober in Paris ihr 25jähriges Bestehen. Sie hat als die Spitzenorganisation der *europäischen Automobilklubs* insbesondere in den letzten Jahren für den internationalen Automobilverkehr auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich gearbeitet.  $\diamond$  Die *Welterzeugung an Automobilen* (Personen- und Lastwagen) betrug im Jahr 1928 rund 5,2 Millionen Fahrzeuge gegenüber 4,2 Millionen im Jahr 1927; der größte Teil mit 4,48 Millionen Stück entfällt auf die Per-

sonenwagen. Unter den Produktionsländern steht Nordamerika (Vereinigte Staaten und Canada) mit 4,6 Millionen Fahrzeugen, das sind 88,4 % der Weltproduktion, an der Spitze; dann folgen England (212 000), Frankreich (210 000) und Deutschland (138 000). Diese Zahlen beweisen schlagend den unerhörten Vorsprung der nordamerikanischen Automobilproduktion vor der aller übrigen Länder der Welt. Der amerikanischen Invasion auf dem Automobilmarkt hätte nur eine geeinte europäische Produktion Einhalt gebieten können; sie ist leider, wie immer, wenn es sich um europäische Aufgaben handelt, versäumt worden (siehe auch die Rundschau Wirtschaft, in diesem Band Seite 722). Erst jetzt, wo es zu spät ist, und die Amerikaner in der europäischen Produktion festen Fuß gefaßt haben, beginnt es in der französischen und deutschen Automobilindustrie langsam zu dämmern. ◊ Die Schweiz erließ in diesem Sommer eine Verordnung über die *Sicherung der Eisenbahnübergänge*, die neben den Schranken optische und akustische Signale sowie besondere Warnsignale mit Blinklicht vorsieht. Da dieungesicherten Eisenbahnübergänge mit eine der größten Gefahren für den Kraftwagenverkehr sind, ist dringend zu wünschen, daß auch bei uns, trotz der ablehnenden Haltung der Reichsbahn, die Verkehrssicherheit durch eine ähnliche umfangreiche Sicherung der Niveauübergänge erhöht würde; 2 Blinklichtversuchsanlagen wurden kürzlich auf der Reichsbahnstrecke Königswusterhausen-Storkow aufgestellt. ◊ Die Frankfurter Straßenbahn hat aus Mailand einen dort bereits seit längerer Zeit vorzüglich bewährten Versuchswagen bezogen, bei dem der Schaffner einen festen Stand hat, an dem alle Fahrgäste vorüber müssen. Auf diese Weise vermag ein Schaffner 120 Fahrgäste, die der Wagen faßt, abzuferigen. In Fachkreisen sieht man in diesem Wagentypus den *großstädtischen Straßenbahnwagen* der Zukunft. Die Berliner Verkehrsgesellschaft hat versuchsweise einige Straßenbahnwagen und Omnibusse mit splitterfreiem Glas ausgerüstet. Da bei Zusammenstößen ein erheblicher Teil der vielfach schweren Verletzungen durch splitternde Scheiben entsteht, würde die Verwendung von splitterfreiem Glas in den Verkehrsmitteln eine wesentliche Erhöhung der Sicherheit bedeuten. ◊ Die neue englische Regierung hat den bereits seit Jahren vorbereiteten Gesetzantrag zur Zusammenfassung aller Londoner öffentlichen Verkehrsmittel zur Vermeidung unwirtschaft-

lichen Wettbewerbs abgelehnt. Der *Zusammenschluß der städtischen Verkehrsmittel*, dem die Arbeiterpartei und die Liberalen sonderbarerweise ablehnend gegenüberstehen, wird daher vorerst nicht verwirklicht werden, obwohl er genau so dringlich und notwendig für die weitere Verkehrsentwicklung wie in anderen europäischen Großstädten ist und eines Tages auch sicherlich Tatsache werden dürfte. ◊ Am 1. Oktober gab es in Deutschland 2,84 Millionen *Rundfunkhörer*, wovon allein 800 000 auf Berlin kommen. Die jährlichen Einnahmen der Reichspost aus dem Rundfunk betragen rund 70 Millionen Mark; hiervon fließen etwa 40 Millionen an die Sendegesellschaften. ◊ Die *Vatikanische Eisenbahn*, die der Kirchenstaat auf Grund des Vertrags mit der italienischen Regierung erhält, wird 900 Meter lang sein. Sie schließt den neuen Kirchenstaat an die italienische Staatsbahn an. Auf päpstlichem Gebiet wird ein neuer Bahnhof, Città del Vaticano, errichtet. Die Bahn ist bereits im Bau. ◊ Anfang Oktober wurde der neue, auch architektonisch bemerkenswerte *Königsberger Hauptbahnhof* eröffnet. Er ist ein Durchgangsbahnhof mit 13 Geleisen und einer 180 Meter langen, bis zu 16 Meter hohen Halle, in dem alle Königsberger Bahnanlagen zusammengefaßt wurden. ◊ Ein *Scheldetunnel* wird in Antwerpen nach dem Muster des Hamburger Elbtunnels gebaut, um das Gelände auf dem linken Scheldeufer für Hafenbauten nutzbar zu machen. ◊ Zur Verbesserung der Güterbeförderung im *Londoner Hafen* soll eine vollspurige Güteruntergrundbahn mit unmittelbarem Anschluß an die Fernbahnen gebaut werden. Sie soll 120 Kilometer lang werden und 54 Bahnhöfe erhalten; einige Waren- und Lagerhäuser sollen direkt an diese Untergrundbahn angeschlossen werden. Die Baukosten sind bei 5jähriger Bauzeit auf 40 Millionen Pfund veranschlagt. ◊ In *Warschau* wird eine Untergrundbahn mit 4 verschiedenen Linien gebaut, deren 1. bereits in 3 Jahren betriebsfertig sein soll. ◊ Auch in *Kalkutta* ist der Bau einer Untergrundbahn beschlossen. Sie wird nach Tokio die 2. Untergrundbahn in Asien sein. ◊ Das *New Yorker Schnellbahnnetz* soll um weitere 160 Kilometer ausgebaut werden. Die neuen Linien, deren Baukosten auf 800 Millionen Dollars veranschlagt sind, werden angelegt, um bessere Verbindungen nach den Stadtteilen Bronx, Brooklyn und Queens sowie auch in die weitere Umgebung New Yorks zu schaffen.

## Kunstgewerbe / Ludwig Hilberseimer

Warenhaus  
Karstadt

Es ist kein Zufall, daß bei den vielen begeisterten Berichten über das Ware-

haus Rudolf Karstadt am Hermannplatz in Berlin die Zahlen eine so große Rolle spielen. 72 000 Quadratmeter Nutzfläche, 340 000 Kubikmeter umbauter Raum, 48 000 Kubikmeter Kies, 11 000 Tonnen Zement, 60 000 Glühbirnen sollen die Gigantik des neuen Warenhauses demonstrieren. "Amerikanische" Zahlenphantastik, Nutzbarmachung ihrer Suggestivität, der sich niemand entziehen kann, so weit, daß man glaubte aus diesem Warenhaus ein neues Wahrzeichen Berlins machen zu können. Aber bereits heute denkt niemand mehr daran. Größe allein bedeutet noch nichts. Der vor mehr als 30 Jahren errichtete Messelsche Wertheimbau, der bei seiner Errichtung hier in der Rundschau (1897 Seite 671 und folgende) besprochen wurde, war von viel kleineren Abmessungen, hat aber eine um so nachhaltigere Wirkung auf die Entwicklung des Warenhausbaus ausgeübt, denn er schuf einen neuen architektonischen Typus, der auch dem Karstadthaus noch zugrunde liegt.

Suchen wir auf das Wesentliche dieses neuen Bauwerks einzugehen. Zunächst auf den technischen Organismus, der als relativ vollkommen bezeichnet werden kann. Zum erstenmal ist in Berlin ein Geschäftshaus direkt an ein öffentliches Verkehrsmittel angeschlossen; Wertheim ist es nur indirekt. Von der Untergrundbahn aus kann man den Karstadtbau betreten; eine aus verkehrstechnischen Gründen wichtige Neuerung. Man betritt zuerst das Untergeschoß, das hier zum erstenmal in Deutschland, wie schon lange in Frankreich und Amerika, Verkaufszwecken nutzbar gemacht wurde. Eine große Anzahl Fahrstühle und Rolltreppen verbinden die einzelnen Geschosse untereinander. Alle Treppen führen unmittelbar ins Freie, wie denn überhaupt verkehrstechnisch alles Wünschenswerte geschehen ist. Eine Sprinkleranlage schützt das Gebäude bei Ausbruch eines Brandes. Die Sensation des Hauses aber ist der Dachgarten.

Der Grundriß ist einfach und klar; ein schon lange festgelegter Typus, von Josef Maria Olbrich bereits für den Tietzbau in Düsseldorf vorbildlich durchgeführt. Aber bereits bei der Fensteranordnung zeigt sich der Konventionalismus; die Divergenz von Bauorganismus und Architektur. Schon daß die Fenster aus architektonischen Gründen relativ klein sind, ist ein Mangel. Sie sind aber auch

zu einem erheblichen Teil durch Schränke verstellt, so daß der Lichteinfall außerordentlich behindert wird. Es ist peinlich zu sehen, wie ein relativ vollkommener technischer Organismus durch „Architektur“ in seiner architektonischen Auswirkung gehemmt wird. Das übersichtliche und klare Stützensystem des Grundrisses hätte konsequenterweise auch zu einer baukünstlerischen Auswirkung kommen müssen, die Betonkonstruktion des Gebäudes zur Basis der Architekturgestaltung werden sollen. Statt dessen hat man diese Konstruktion verkleidet, eine »schlichte und vornehme« Muschelschiffel-Fassade vorgesetzt und versucht durch »die Gliederung der Fassade, die Abmessungen ihrer Pfeiler, die Gliederung der Profile ein Bild guter architektonischer Verhältnisse« zu erzielen. Diese Eigengesetzlichkeit der Fassade setzt sich der Gesetzmäßigkeit des Bauorganismus entgegen. Daher die baukünstlerische Unzulänglichkeit.

Dieser baukünstlerischen Passivität entspricht auch die passive Anwendung des Lichts als architektonisches Element. Vertikale und horizontale Lichtstreifen bringen im Verein mit der indirekten Anstrahlung der Türme so etwas wie eine Festbeleuchtung zustande. Dabei hätte man mit dem Licht als Reklamefaktor gerade für ein Warenhaus entscheidende Wirkungen erzielen können. Aber dieses zurückhaltende Vornehm-tun mit dem Licht entspricht durchaus der falschen Repräsentationsabsicht der Fassade. Diese entspringt dem selben Geist, aus dem die Repräsentationsbauten der wilhelminischen Epoche hervorgingen. Es ist der selbe Attrappegeist, wenn er auch mit "ganz modernen" Mitteln arbeitet, der mit einem Warenhaus nur zufrieden ist, wenn es wie eine Kathedrale aussieht.

Photographie Bisher hielt man die Photographie für ein rein technisches Reproduktionsmittel von absoluter Objektivität. Heute sieht man immer mehr, daß diese "Objektivität" durchaus zeitgebunden ist und trotz allem „rein Technischen“ von den jeweils herrschenden Kunstströmungen entscheidend beeinflußt wird. Die neue Photographie will aber bewußt künstlerische Absichten verwirklichen. Durch die Art des Ausschnitts, die Stellung des Objektivs zum Objekt, Verschiebung der Perspektive, Maßstabveränderung, Übereinanderbelichtung, negative Bilder, Aufnahme aus den verschiedensten Blickpunkten wird der Gegenstand von einer bisher ungewohnten und unbekanntem Seite gezeigt und zum Teil so völlig ver-

ändert, daß sein Gegenständlichkeit zu-  
gunsten artistischer Absichten vollkom-  
men belanglos, ja sogar in vielen Fällen  
vollkommen verwandelt wird. Die All-  
tagsrealität wird zum phantasievollen Ge-  
bilde. Hier sind die Möglichkeiten der  
Photographie größer als die der Malerei,  
weil das Phantastische direkt aus der  
banalsten Realität kommt, und so ein  
ganz besonders starker Kontrast entsteht.  
Diese künstlerischen Experimente mit der  
Photographie, die zweifellos von größ-  
tem Interesse sind, haben eine Verwisch-  
ung der Grenze zwischen Technik und  
Kunst herbeigeführt, sehr zum Nachteil  
der von der Photographie auch sonst  
noch zu erfüllenden Aufgabe möglichst  
einwandfreie Abbildungen zu geben. Die  
Überspannung des Artistischen hat dazu  
geführt bei Photographieen für rein re-  
produktive Zwecke die Exaktheit, die  
von ihnen verlangt werden muß, zugun-  
sten spielerischer Effekte aufzugeben.  
Einen sehr interessanten Überblick über  
das Gesamtgebiet der Photographie gab  
die von der Württembergischen Arbeits-  
gemeinschaft des Deutschen Werkbunds  
auf die Initiative von Gustav Stotz in  
Stuttgart veranstaltete Internationale Aus-  
stellung unter dem Namen Film und Photo.  
Sie läuft jetzt als Wanderausstellung,  
kam von Stuttgart zuerst nach Berlin und  
wird auch in anderen deutschen und aus-  
ländischen Städten gezeigt werden. Die  
Ausstellung zeigt die Entwicklung der  
Photographie von ihren Anfängen an bis  
zur bewußten künstlerischen Gestaltung,  
von ihrer Erfindung in Frankreich durch  
Louis Daguerre bis zu den Photogrammen  
Man Rays; ferner Photomontage und ihre  
Anwendung für Film, Plakat und Buch-  
illustration. Gleichzeitig und im Zusam-  
menhang mit dieser Ausstellung erschien  
im Verlag Hermann Reckendorf in  
Berlin ein Buch Werner Gräffs Es kommt  
der neue Photograph und ein Buch Hans  
Richters Filmgegner von heute — Film-  
freunde von morgen (siehe über beide  
auch die Rundschau Bewegungskunst, in  
diesem Band Seite 760). Diese Bücher  
nehmen prinzipielle Stellung zu den Auf-  
gaben der Photographie. Ausgezeichnetes  
Illustrationsmaterial unterstützt den Text.

**Ausstellungen** In Breslau veranstaltete in  
diesem Sommer der Deut-  
sche Werkbund eine Aus-  
stellung *Wohnung und Werkraum*, in der  
nach dem Stuttgarter Vorbild eine Ver-  
suchssiedlung gezeigt wurde, die nach  
Schluß der Ausstellung in Erfüllung ihrer  
eigentlichen Bestimmung zu Wohnzwek-  
ken benutzt wird.

In Karlsruhe wurde anlässlich der Er-  
richtung einer Siedlung eine Ausstellung  
*Die Gebrauchswohnung* gezeigt, die den  
heutigen Stand der Kleinwohnung an  
typischen Beispielen darstellt.

Der neue Leiter der Staatlichen Porzellan-  
manufaktur, Günter von Pechmann,  
veranstaltete im November in Berlin eine  
Ausstellung *Die schöne Tasse*. Sie zeigte  
die Entwicklung der Manufaktur an die-  
sem Spezialgebiet von ihren Anfängen  
der Wegelyschen Fabrik in den fünfzi-  
ger Jahren des 18. Jahrhunderts bis auf  
die neueste Zeit. Bemerkenswert ist, daß  
eine der ersten Tassen Wilhelm Caspar  
Wegelys von 1755 die formvollendetste  
ist, während alle späteren sich dann in  
formale Spielereien verlieren.

Im Oktober vereinigte die Kunsthand-  
lung Flatow & Priemer in Berlin *franzö-  
sische Luxusdrucke* in einer besondern  
Ausstellung. Es sollte ursprünglich auch  
eine solche Schau deutscher Bücher in  
Paris stattfinden; der Plan wurde aber  
aufgegeben, weil 1930 dort ohnehin in  
einer Internationalen Buchausstellung das  
deutsche Buch gezeigt werden wird. Die  
Ausstellung, die der Initiative der Deutsch-  
Französischen Gesellschaft zu danken ist,  
zeigte die französische Buchkunst in  
höchst bemerkenswerter Weise.

Gelegentlich der Tagung der Gesellschaft  
für Geschichte der Pharmazie, die An-  
fang Mai in Berlin stattfand, stellte das  
Schloßmuseum in Berlin eine sehr inter-  
essante Ausstellung kultur- und kunst-  
geschichtlicher *Gegenstände aus alten  
Apotheken* zusammen, die von dem 1.  
Assistenten des genannten Museums Alex-  
ander Klar zusammengetragen worden  
waren. Neben lehrreichen Abbildungen  
aus alten Büchern und Bildern, zum Teil  
sehr schönen Gefäßen usw., hatte man  
auch eine Porträtsammlung hervorragender  
Apotheker aus der Sammlung Geld-  
er zusammengestellt.

Im Juli veranstaltete die Breslauer Kunst-  
gilde eine Ausstellung *Werbekunst Schle-  
sien und Grenzstaaten*, an der sich ne-  
ben Schlesien besonders Österreich, Po-  
len und die Tschechoslowakei beteiligten;  
eine Zusammenstellung, bei der die her-  
vortretenden kulturellen Gemeinsamkeiten  
nicht minder charakteristisch waren  
als die nationale Differenzierung.  
Eine auch den Politiker interessierende  
Ausstellung *politischer Plakate* der ver-  
schiedenen Länder veranstaltete im No-  
vember die Deutsche Hochschule für Po-  
litik in Berlin. Neben der Plakatkunst  
der Franzosen, Russen und Engländer  
wirkten die Deutschen in ihren Plakaten  
zu wenig charakteristisch.

**Kurze Chronik** Der Völkerbund setzte in einem *Wettbewerb* für ein Völkerbundsabzeichen 3 Preise von 1000, 500 und 250 holländischen Gulden aus. Die Bedingungen des Preisausschreibens, das bis zum 31. Dezember läuft, sind im Generalsekretariat des Weltverbands der Völkerbundgesellschaft in Brüssel zu erfahren. Zum Jubiläum der 400 Jahre alten Confessio Augustana schrieb der Werbeausschuß im Zusammenhang mit dem Maximiliansmuseum in Augsburg einen Wettbewerb um die Titelseite eines Prospekts für die Renaissanceausstellung Das goldene Augsburg 1530 bis 1930 aus. ◊ Anfang Oktober wurde in Leipzig das neue Grassimuseum eröffnet, das nach dem in einem Wettbewerb mit einem Preis ausgezeichneten Entwurf der Architekten Zwick und Voigt erbaut ist. Es soll die Sammlungen des Kunstgewerbemuseums, des Museums für Völkerkunde, des Länderkundlichen Museums sowie des Musikwissenschaftlichen und des Ethnographisch-Anthropologischen Universitätsinstituts in sich vereinigen. ◊ Durch Stiftungen wurde in Italien die Errichtung eines Domamuseums in Ferrara ermöglicht, hauptsächlich für die Kunstschätze des alten romanisch-gotischen Doms von Ferrara, die aus dem Dom entfernt werden mußten, weil sich dieser in höchst baufälligem Zustand befindet. ◊ Ein Jüdischer Museumsverein wurde in Berlin gegründet. Er hat besonders den Zweck eine Sammlung *jüdischer Kultgegenstände*, die Albert Wolff /Dresden/ der Berliner Jüdischen Gemeinde hinterließ, zu pflegen. Erst in neuerer Zeit hat man sich der Sammlung solcher jüdischen Kulturdokumente angenommen. Zuerst schuf der Direktor des Düsseldorfer Museums Frauberger dort eine Jüdische Abteilung; es folgten die Museen von Prag, Würzburg, Breslau und andere. Auch Paris besitzt eine jüdische Sammlung; sie ist im Clunymuseum aufgestellt. ◊ Im Haus der Ingenieure in Berlin feierte Ende August der *Bund Deutscher Gebrauchsgraphiker* sein 10jähriges Bestehen. Die Festrede hielt der Reichskunstwart Edwin Redslob.

**Literatur** Es fällt auf, daß sich in Deutschland keine Zeitschrift als Vertretung der neuen Baugesinnung herausgebildet hat, wie das in anderen Ländern der Fall ist. Das Neue Frankfurt von Joseph Gantner /Frankfurt, Englert & Schlosser/ und Das Neue Berlin von Adolf Behne /Berlin, Verlag Deutsche Bauzeitung/ set-

zen sich zwar mit diesen Problemen auseinander, haben aber durch ihren Aufgabenkreis notwendig einen lokalen Charakter. Dagegen gibt es in Deutschland eine Reihe allgemeiner *Architekturzeitschriften*, die durch ihre Art ein Bauobjekt zu behandeln durchaus vorbildlich sind. So vor allem das Zentralblatt der Bauverwaltung und die Zeitschrift für Bauwesen, beide herausgegeben vom Preussischen Finanzministerium unter der Leitung Richard Bergius' für den Ingenieurbau und Gustav Lampmanns für den Hochbau /Berlin, Guido Hackebeil/. Die Zeitschriften behandeln neben den ästhetischen Problemen vor allem das technisch-konstruktive und organisatorische Gebiet des Bauens und bilden daher ein ausgezeichnetes Informationsmittel. ◊ Schwer zu fixieren ist der Begriff der Verirrung. Was heute als Verirrung verlacht wird, ist morgen allgemein gebräuchlich. So wäre, meint Herman Sörgel (Verirrungen und Merkwürdigkeiten im Bauen und Wohnen /Leipzig, J. M. Gebhardt/) etwa die heute, wenn auch nicht allgemein geschätzte, so doch ernst genommene Weißenhofsiedlung bei Stuttgart vor wenigen Jahren als Karikatur verlacht worden. Als Verirrung gilt Sörgel nicht nur das Veraltete, die Romantik, sondern auch die Maschine, das Zwingenwollen zum Industrialismus. Er stützt seine Meinung durch eine große Anzahl beschriebener und abgebildeter amüsanter Beispiele der Attrappenarchitektur, der Vergewaltigung der Form um der Spielerei willen. Der Berg Athos als Riese mit einer Stadt im Arm, ein Kerker in Form eines lauschenden Ohrs blieben freilich nur Projekte. Aber ein Bergarbeiter in Nevada verwirklichte seinen Architekturtraum und baute sich ein Haus aus 10 000 leeren Bierflaschen. Die Grundrißbildung von Klöstern und Kirchen mußte sich bestimmten Initialen anpassen. Das Barock, besonders das Spätbarock, dehnte die Form eines Polygons, Sterns, Fächers auf ganze Stadtgrundrisse aus und zwang sie ihnen schematisch auf. Man baute Schlösser, deren Fenster, 365, die Jahrestage, deren Zimmerzahl die Wochen symbolisieren sollten. Die Attrappenkunst bei den einzelnen Architekturteilen, der Materialimitation ist unbegrenzt und anscheinend auch unausrottbar. In den Schlußkapiteln behandelt Sörgel die Architektur in der laienhaften Vorstellung und dichterischen Phantasie, in der kunstgeschichtlichen Beschreibung, die sich allmählich in Architekturbetrachtung umwandelt, in der graphischen Darstellung.

Wobei er mit Recht die besonders heute bestehende Neigung verurteilt sich bei einem Projekt durch die flotte Darstellung, die Graphik, auf Kosten der architektonischen Qualitäten beeinflussen zu lassen. »Das fertige Haus wird dann zum Verräter der zurechtgestutzten Perspektiven, der virtuosen Linien und effektvollen Schatten, der feinen Farbenabstimmung und lieblichen Staffage.« ◊ Im Gegensatz zu der reichen Literatur der Architekten über die technischen Grundlagen ihres Berufs fehlen solche für das Gebiet der Gartentechnik fast gänzlich oder sind sehr unvollkommen, beschränken sich auf Spezialgebiete. Diesem Mangel wollen *Kurt Poethig* und *Camillo Schneider* mit ihrem Buch *Hausgartentechnik* /Berlin, Verlag der Gartenschönheit/ abhelfen. Das Buch trägt absichtlich den Namen Hausgartentechnik, da es hauptsächlich vom Haus- oder Villengarten handelt. Aber auch für den bescheidenen Gartentypus des Klein- und Schrebergartens gilt in der technischen Gestaltung und Unterhaltung prinzipiell das gleiche. Die Verfasser haben versucht jede für die Technik der Hausgartengestaltung wichtige Frage zu besprechen. Große Park- und Grünanlagen wurden von der Behandlung ausgeschlossen, ebenso gartenkünstlerische Auseinandersetzungen vermieden, auch keine allgemeingültigen Rezepte gegeben. Dagegen wird über alle prinzipiellen Fragen Aufschluß erteilt und an klaren Beispielen gezeigt, wie die technischen Aufgaben im Garten werkgerecht zu lösen sind. ◊ Mit dem Problem der Möbelpotypisierung beschäftigt sich *Franz Schuster* in seinem Möbelbuch /Frankfurt, Englert & Schlosser/. Da er sich vor allem mit der Gestaltung der Kleinwohnung befaßt hat, ist er dazu ganz besonders geeignet. Die hauptsächlichlichen Möbelgruppen für den allgemeinen Gebrauch sind die Sitz- und Liegemöbel, Tische, Schränke und Kastenmöbel. Jene sind in ihrer Grundform und in ihren Abmessungen weitestgehend festgelegt, während die Kastenmöbel je nach Verwendungsart verschiedenartig ausgebildet sein können. Aber in ihren verschiedenen Formen sind 4 Grundformen zu erkennen, die Schuster seinen Aufbaumöbeln zugrunde legt. Diese Grundformen sind auf einfachste Art zu jeder erforderlichen Größeneinheit zusammzusetzen, wie sie für den besondern Zweck und Platz am geeignetsten erscheinen. 12 Einheiten, 4 Grundformen und deren Abwandlungen stellen einen übersichtlichen Lagerbestand dar, aus dem 100 und mehr verschiedene Möbel aufgebaut werden können.

## EINZELNES

### Neuerscheinungen

**Jugendbücher** Liest man das gute, frische Buch *Anna Siemsen's Menschen und Menschenkinder aus aller Welt* /Jena, Verlagsgesellschaft Urania/, so weitet sich der Horizont, ganz neue Einblicke ergeben sich in das Leben anderer Völker, anderer Volks- und Kinderexistenzen. Anna Siemsen hat eine Reihe guter, charakteristischer Erzählungen aus den verschiedensten Ländern zusammengestellt: vom Balkan, von China, aus dem Ghetto und aus der Wüste. Eine Südseegeschichte Jack Londons, ein Stück Kindheitsgeschichte Maxim Gorkijs, eine träumerische Erzählung Rabindranath Tagores und noch viele andere. Ein guter Gedanke war es das Buch mit Photographieen zu illustrieren, denn wenn die Erde nach dem Lesen so voll erscheint von lauter neuen, verschiedenartigen und verschiedenfarbigen kleinen Freunden, so möchte man auch wissen, wie sie aussehen. Das Buch setzt sich für das Recht aller Völker ein und gegen ihre Unterdrückung. Es will diesen notwendigen Kampf führen helfen, und dies »mit den Waffen des Wissens und der Liebe«. Das schöne, nicht teure Buch sei für viele Weihnachtliche besonders warm empfohlen. Das schon vor einem Jahr hier in dieser Rundschau (1928 II Seite 1148) angezeigte »Jahrbuch für Arbeiterkinder in Stadt und Land« *Kinderland*, herausgegeben von der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde im Verlag des Vorwärts in Berlin, erschien jetzt fürs Jahr 1930. Es löst ausgezeichnet die Aufgabe die Arbeiterkinder zur klassenbewußten Gemeinschaft zusammenschließen. Aber das geschieht gar nicht lehrhaft, es ist nicht so, daß den Kindern von den Erwachsenen etwas eingetrichtert wird. Dieses Bändchen werden die Arbeiterkinder als ihre eigene Sache ansehen. Denn klug und wirksam werden sie zur Mitarbeit herangeholt, zur Meinungsäußerung aufgefordert: »Gefällt dir der *Kinderland* 1930, dann schreibe es uns. Gefällt er dir nicht, dann schreibe es erst recht!« Ihre Fahrtenberichte, eigene kleine Gedichte und Einsendungen finden sie hier wieder, ihre Interessen, ihr Alltag und ihr Schicksal, ihre Ferienmöglichkeiten und ihre Feiertage sind das Thema des Buchs. Echt kindlich und volkstümlich die starke Durchillustrierung des Buchs auf fast durchweg gutem Niveau und die Einfügung kleiner einprägsamer Verschen. Gegen den Krieg, gegen den Alko-

hol, für Körperkultur, für eine aufbauende Lebensanschauung kämpft das Jahrbuch der Arbeiterkinder, und es bleibt bei der Behandlung aller dieser Dinge immer lebendig und verständlich.

Diese Allgemeinverständlichkeit und Einfachheit scheint mir Vorbedingung für jede Publikation, die sich an Arbeiterjugend wendet. Dem Bändchen *Curt Biggins Die große Fehde* (Berlin, Arbeiterjugendverlag) fehlt beides, sowohl im Text wie in den Bildern. Beim Lesen dieser Tiergeschichten mit »weltanschaulichem Charakter« fragt man mit Recht: Warum denn einfach, wenn's auch schwierig geht? Der Gedanke allgemeinmenschliche, politische und soziale Probleme im Tiermund erörtern zu lassen und durch Tiere zu symbolisieren kann gut sein. Was fängt aber ein Arbeiterjunge mit folgendem Satz an? »Das ganze Dasein ist für die meisten immer nur passive Wissenschaft.« Und solche Sätze sind viele. Dies Buch wendet sich doch an Jung und Alt?

Ottillie Kollwitz

am  
Amsel Daß Lena Amsel, der einzigartige und wunderbare Mensch, nicht mehr sein soll, wird nie in meinen Kopf gehen. So viel Lebenslust kann einfach nicht verbrennen, für mich jedenfalls nicht. Für mich wird sie sicher irgendwann und irgendwo wieder auftauchen, feurig vorübersausend in ihrem verrückten Rennwagen Bugatta, 120 Kilometer auf dem Zähler, die rote Blume hinter dem Ohr und irgendeinen jungen "Grafen" stolz an ihrer Seite. Lenuschka verschwand schon einmal spurlos, im Jahr 1922. Es ging damals durch die Zeitungen, daß sie an den Folgen einer Grippe gestorben sei. Ein Vierteljahr darauf tauchte sie wieder in München auf und gab Tanzabende in ihren berühmten Papierkleidchen. Überhaupt, genial war ihr Talent sich anzuziehen. Wer aus dem Café des Westens kannte in Berlin nicht die Lena? Wenn ein Knäuel von jungen Malern zusammensaß, so war todsicher Lena mitten unter ihnen; in den witzigen Kleidchen und den Korkenzieherlocken mit ihren gepfefferten Blicken und ihrem polnischen Kauderwelsch hielt sie das ganze Café in Rage. In den großen Berliner Gesellschaften erschien sie mit fabelhaften Toiletten, die die "Dame" Lena sich aus alten seidnen Unterröcken zusammengeschustert hatte. Als sie 26 war, war sie schon 4mal verheiratet gewesen, und wenn man sie nach ihren Männern

fragte, so wußte sie nicht, welchen von ihnen sie am liebsten hatte, und sprach mit rührender Zärtlichkeit von ihnen allen. Auf dem Montparnasse in Paris lebte sie dann unverheiratet inmitten einer großen Anhängerschaft von jungen Talenten, die sie größtenteils unterstützte, und sie wurde geliebt wie seinerzeit in Berlin. Sie hatte mit ihrer enormen Beanlagung den lebendigsten Instinkt für jede Kunst, sie malte und bildhauerte auch selbst. Aber das Schönste an ihr war erst ihre eigene Freude daran. Voller Phantasie, Geist und Schwung war sie immer von irgendeiner Sache besessen, die sie mit unsinniger Energie durchsetzte. Kam irgendwie ein toter Punkt, dann gab sie ihrem Wagen Vollgas und rückte aus, um nach einer Zeit wie aus einem Jungbrunnen wieder aufzutauchen. Aber immer war sie verliebt, verliebt. Wie ein ganz junges Mädchen konnte sie erröten, so unerhört gesund und kindlich bei all ihren Liebesabenteuern. Ihre Freiheit war so naiv und so selbstverständlich, daß man selbst sich spießhaft und erbärmlich daneben vorkam. Und so erging es mir.

Ich konnte sie in diesem Sommer in ihrer ganzen Schwungkraft kennen lernen. Wir landeten nach einer wüsten Fahrt in Perros Querrec an der bretonischen Küste, im Spielsaal. Ich saß mit den anderen wie immer klein neben ihr, Geld fehlte, und die Stimmung war flau. Lenuschka sah das eine Weile mit an, lief dann schnurstracks in den Bakkaratsaal. Strahlend erschien sie bald wieder, mit zerknüllten Scheinen bepackt, die sie kreischend auf den Tisch warf, und toll wie ein junger Hund sprang sie selbst auf den Bartisch und vollführte einen katastrophalen Steptanz, zu dem die ganze Bar begeistert und johlend den Rhythmus schlug. Im nächsten Augenblick dann saß sie unter uns mit dem befriedigten Ausdruck einer Henne, die für ihre Jungen gutes Futter besorgt hat. Das schönste und unvergeßbare Bild aber: Lena mit der roten Blume in ihrem blauen Rennwagen, auf den Türen an den beiden Seiten die kindlich gezeichneten Amseln, im polizeiwidrigen Tempo die Champs Elysées entlang kariolend und mit der einen Hand Abschied winkend. Das war das letzte, was ich von Lena sah.

Sause nur weiter, Lena! Tempo war dein Lebenselixir, und irgendwo und irgendwann wird schon dein Wagen wieder vorbeiflitzen, und wenn es am andern Ende der Welt ist. Du bleibst unverwundlich, Lenusch.

Katta Sterna